32

Friedrich Schlegel's

sämmtliche Werke.

Zweyter Band.

Wien,
bey Jakob Mayer und Compagnie.
1822.

Geſchichte
der
alten und neuen Litteratur.

Vorleſungen
gehalten zu Wien im Jahre 1812.

Zweyte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Zweyter Theil.

Geschichte
der
alten und neuen Litteratur.

Zweyter Theil.

Neunte Vorlesung.

Italiänische Litteratur. Allegorischer Geist des Mittelalters. Verhältniß des Christenthums zur Poesie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italiänischen Dichtkunst überhaupt. Lateinische Dichter der Neuern, und nachtheiliger Einfluß derselben. Altrömische Denkart und Politik. Machiavelli. Große Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts.

In den vorhergehenden Vorträgen habe ich versucht, ein Gemählde der verschiedenen europäischen Nationen, der Deutschen, Franzosen, Engländer, Spanier, und besonders ihrer Dichtkunst und Geistesbildung im Mittelalter und bis zum sechszehnten Jahrhundert zu entwerfen. Nur die Litteratur der Italiäner ist noch zurück, der ich diese Stelle anweise, weil sie den Übergang macht von der Poesie des Mittelalters zu der neuern Litteratur der letztern Jahrhunderte, seitdem die Wissenschaften und durch sie auch die Künste im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert vielfach bereichert, und in gewissem Sinne wieder hergestellt worden.

Die ältere italiänische Dichtkunst schließt sich auf der einen Seite ganz an die Philosophie des Mittelalters, in dem allegorischen Gedichte des Dante; auf der andern Seite aber haben die antiken Vorbilder am meisten auf sie eingewirkt und ihre künstlerische Ausbildung stand in

genauer Verbindung mit dem Studium der alten Sprachen. Die beyden Dichter Petrarca und Boccaz, waren selbst Gelehrte, welche an dem Verdienst der wieder erweckten und neu belebten Alterthumskunde einen großen Antheil nahmen. Der Rittergeist und die Ritterpoesie haben überhaupt in Italien am wenigsten geherrscht und Einfluß gehabt. Selbst Dante wollte sein Werk zuerst lateinisch dichten; Petrarca spricht von den Ritterdichtungen sogar mit Abneigung und Geringschätzung; und wenn auch Er dem Geist des Zeitalters durch seinen kunstreichen Minnegesang huldigte, so war es mehr die herrschende Gefühlsweise, die ihn mit fortriß, als deutlich anerkannte Überzeugung von dem eigentlichen Wesen, und der eigenthümlichen Vortrefflichkeit dieser neuern Dichtkunst. Denn nicht auf jenen Minnegesang, der ihn unsterblich gemacht hat, sondern auf ein lateinisches, jetzt nur durch seinen Verfasser noch bekanntes und merkwürdiges Heldengedicht vom Scipio hoffte er seinen Ruhm zu gründen. Dieses in dem ehemahligen Vaterlande des römischen Geistes so natürliche Schwanken zwischen der altlateinischen und neuitaliänischen Sinnesart, Kunst und Sprache, zeigt sich auch noch in dem dritten großen Schriftsteller der ersten italiänischen Zeit, im Boccaz. Die spitzfindigen Geistesspiele der provenzalischen Liebesfragen und Streitigkeiten, und die unterhaltenden Novellen der nordfranzösischen Erzähler suchte er in dem für diesen Zweck fast zu ernsten, zu kunstreichen, und geschmückten Styl der Alten, in der Weise eines Livius und Cicero vorzutragen. Mehrere seiner Werke enthalten einen mißlungenen Versuch, die Mythologie der Alten in christliche Ge-

schichten einzuflechten, oder auch christliche Begriffe in der Sprache und Mythologie des Alterthums auszudrücken, wie er z. B. in einem Ritterroman, wo dieses ohnehin zu entbehren war, Gott den Vater nicht anders als Jupiter, den Sohn Apollo, und den Fürsten der Hölle Pluto nennt. Zu einigen Rittergedichten in Versen nahm er den Stoff nach der Weise des Mittelalters aus der alten Mythologie, die er freylich besser kannte als andere deutsche oder französische Dichter, welche vor ihm Ähnliches versuchten. Auch in dieser nicht glücklichen Wahl zeigt sich seine Vorliebe für das Antike, und sein nicht ganz gelingendes Streben, es mit der damahligen Poesie zu vereinen.

Der reichhaltigste, wichtigste und erfindungsreichste unter diesen drey alten italiänischen Dichtern war unstreitig Dante, dessen Werk alle Wissenschaften und Kenntnisse damahliger Zeit, das gesammte Leben des spätern Mittelalters, die ganze Umgebung des Dichters, ja auch Himmel und Hölle nach seiner Vorstellungsweise umfassend, schlechthin einzig in seiner Art ist, und unter den Begriff keiner Gattung sich fügt. Es hat zwar mehrere solche allegorische Gedichte im Mittelalter, besonders auch in provenzalischer Sprache gegeben; aber diese sind verlohren oder unbekannt, und Dante hat alle anderen dieser Art so weit übertroffen, daß er sie verdrängte und nun allein vor uns steht. Wollte man die Poesie des Mittelalters unabhängig von dem Zwange einer allgemeinen Theorie, oder von den Kunstformen der Alten, die nicht darauf passen, bloß historisch, und ganz nach ihrem eignen Geiste betrachten und beurtheilen; so würde man drey

Hauptgattungen als die wesentlichsten finden, das Rittergedicht, den Minnegesang und die Allegorie. Solche Gedichte nähmlich, in denen der Zweck und Gegenstand, die innere Einrichtung des Ganzen, ja auch die äußere Form schon allegorisch ist, wie in dem Werke des Dante. Denn sonst ist dieser allegorische Geist freylich in der gesammten Poesie des Mittelalters verbreitet und herrschend. Wie sehr auch in einigen Ritterdichtungen ein allegorischer Geist und Sinn sich regt und darin verhüllt ist, habe ich schon bey der deutschen Behandlung der Fabeln von der Tafelrunde und dem Graal erwähnt. Der Unterschied liegt darin, daß in diesen allegorischen Ritterdichtungen der verborgene Sinn eingehüllt ist in eine Darstellung des Lebens, dahingegen beym Dante die Darstellungen des Lebens nur eingeflochten und eingeschaltet sind, in das künstlich abgetheilte Gehäuse und Gebäude seiner weltumfassenden Allegorie. Diesen allgemeinen Hang zur Allegorie, die im Mittelalter so herrschend war, daß man ihn fast überall voraussetzen muß, und nicht genug im Auge behalten kann, und alles richtig zu verstehen, hat das Christenthum allerdings viel beygetragen, zu erregen und zu verbreiten.

Betrachten wir die Bibel nach dem großen Einfluß, welchen sie auf die gesammte Litteratur und Poesie des Mittelalters und der neuern Zeit wirklich gehabt hat, oder auch nach den Wirkungen, welche sie als ein Buch, und in Rücksicht der äußern Form auf Sprache, Kunst und Geist der Darstellung haben mußte, und an sich haben könnte, so sind vorzüglich zwey Eigenschaften daran auffallend. Die erste ist die Einfalt des Ausdrucks, die Ent-

fernung von aller Künſteley. Indem alle dieſe Schriften vorzüglich oder faſt ausſchließend von Gott und von dem innern Menſchen handeln, iſt der Ausdruck doch überall durchaus lebendig, es findet ſich nirgends, was man eigentlich Metaphyſik nennen könnte, jene Zergliederungen und Gegenſätze, todten Begriffe und leeren Abſtractionen, von denen die Philoſophie aller Völker, von den Indiern und Griechen bis auf die neuern Europäer, ſich niemahls frey erhalten konnte, ſo oft ſie es unternahm, jene höchſten Gegenſtände alles Nachdenkens, Gott und den Menſchen, mit ihren eignen Kräften ergreifen und darſtellen zu wollen. Sie konnte dem angeerbten Übel unauflöslicher Verwirrung, und eines ſtets mit ſich ſelbſt ſtreitenden Denkens und der Verſtandeskünſteley auch dann nicht entgehen, wenn ſie, um ihm zu entfliehen, jenen hohen Fragen und Gegenſtänden entſagend, ſich ganz in die Sinnenwelt zurückwarf, oder in das Bekenntniß der Unwiſſenheit einhüllte. Dieſelbe Einfalt und Entfernung von Künſteley zeichnet auch den poetiſchen Theil der heiligen Schrift aus, ſo reich die dichteriſchen Bücher deſſelben auch an ſchönen und beſonders an erhabenen Zügen ſind. In Rückſicht auf die kunſtreiche Form und Entfaltung kann die Einfalt dieſer heiligen Poeſie der Hebräer auf keine Weiſe mit dem Reichthum der griechiſchen Darſtellungen verglichen werden. Dagegen gränzt in dieſen, an die vollkommenſte Blüthe der Schönheit faſt immer unmittelbar ſchon die Entartung, und der höchſten Vollendung der Kunſt folgt nicht ſelten, ja meiſtentheils ein üppiger und ausſchweifender Geſchmack, der ſich in überflüßigem Schmuck, in Überladungen und in Künſteleyen

gefällt. Es liegen viele Gründe in der Einbildungskraft des Menschen, in seiner ganzen Sinnesart, und in dem Gange seiner Neigungen und Gefühle, um diese allgemeine Erscheinung in der Kunstgeschichte herbeyzuführen und zu erklären; viele Einflüsse, welche auf die zarte Blume der Schönheit, wenn sie kaum entfaltet ist, verderblich einwirken und sie im Innersten vergiften, und welche den edlen Ausdruck, wo er auch schon wirklich erreicht war, sofort wieder verfälschen und in Künsteley verkehren. Daher sind auch die christlichen Dichter der neuern Zeit, welche die Poesie der heiligen Schrift für ihre Dichtung benutzt, oder zum Vorbilde genommen haben, Dante, Tasso, Milton und Klopstock, ihrem Vorbilde weit mehr durch einzelne Züge von Erhabenheit ähnlich, als daß sie ihm in Rücksicht jener edlen Einfalt und Entfernung von aller Künsteley durchaus gleich kämen. Eine zweyte unterscheidende Eigenschaft der Schrift in Rücksicht auf die äußere Form und Darstellungsweise, welche den größten Einfluß auf unsere neuere Sprache und Poesie gehabt hat, ist die durchgehende Bildlichkeit und Sinnbildlichkeit, die nicht bloß in den dichterischen, sondern auch in den lehrenden und geschichtlichen Büchern und Abschriften herrscht. Bey den Hebräern kann man sie zum Theil als eine nationale Eigenschaft betrachten, welche mehreren orientalischen Völkern, wie den nächsten Stammverwandten der Hebräer, den Arabern, mit ihnen gemein ist. Das Verbot einer sinnlichen Abbildung der Gottheit, konnte bey den Hebräern dazu beygetragen haben diesen Hang zu verstärken, weil die Einbildungskraft auf der einen Seite beschränkt,

deſto mehr auf der andern einen freyen Ausweg ſucht. Eben dieſelbe Wirkung hat das Verbot bildlicher Darſtellung bey den neuern Mahomedanern hervorgebracht. Wo aber auch jene orientaliſche Bildlichkeit und eigentliche Poeſie viel weniger oder gar nicht Statt findet, wie in den chriſtlichen Büchern der Schrift, da iſt gleichwohl ein ſinnbildlicher, ſymboliſcher Geiſt herrſchend. Dieſer hat ſeinen Einfluß tief eingreifend und allgemein über die ganze Denkart und Geiſtesbildung aller chriſtlichen Völker verbreitet. Durch dieſen ſymboliſchen Geiſt, und den daher erzeugten Hang zur Allegorie, iſt die Bibel für die Poeſie und bildende Kunſt des Mittelalters, ja auch der neuern Zeit auf andere Weiſe daſſelbe geworden, was Homer für das Alterthum: Quelle, Norm und Ziel aller bildlichen Anſichten und Dichtungen. Freylich, wo der tiefere Sinn jener ſinnbildlichen Geheimniſſe nicht vollkommen verſtanden ward, oder wo der Zweck und Gedanke, welchem das Symbol diente, nicht mehr ſo ernſt und heilig blieb, entartete dieſer Hang ſehr oft in eine bloß willkührliche, mit Begriffen ſpielende und inhaltsleere Allegorie; weil ſinnreicher Schmuck leichter iſt als edle Einfalt, und auch die glänzendſte Kunſt ungleich gewöhnlicher, als die Tiefe der Wahrheit.

In Rückſicht der beyden zuletzt genannten Eigenſchaften, wenn ſie nur allgemein gefühlt würden, hätte allerdings die Schrift für alle chriſtliche Völker ein hohes Vorbild ſeyn können, noch allgemeiner als die Kunſt und ſchöne Form der Griechen; und es würde, wenn nur der Geiſt des Chriſtenthums überall lebendig, und alles durchdringend wirkte, ſchon dadurch ſelbſt in der Sprache und

Darstellung, in der Wissenschaft wie in der Kunst, jene edle Schönheit, welche Eins ist mit der Wahrheit, herrschend werden müssen, und auch dauerhaft bleibend. An und für sich aber ist das Christenthum selbst nicht eigentlich Gegenstand der Poesie; lyrische Gedichte, als unmittelbare Äußerungen des Gefühls ausgenommen. Das Christenthum selbst kann wohl weder Philosophie noch Poesie seyn, es ist vielmehr das, was aller Philosophie zum Grunde liegt, ohne welche Voraussetzung diese sich selbst niemahls versteht, sich in leere Zweifelsucht, oder einen eben so leeren und nichtigen Unglauben, und in endlose Streitigkeiten verwickelt. Auf der andern Seite aber ist das Christenthum dasjenige, was über alle Poesie hinausgeht, dessen Geist allerdings wie überall so auch hier herrschen, aber nur unsichtbar herrschen soll, und nicht geradezu ergriffen und dargestellt werden kann.

Das Verhältniß des Christenthums zur Poesie und darstellenden Kunst ist von der größten Wichtigkeit, sobald die Frage ist, wie sich die Geistesbildung der Neuern überhaupt zu der des Alterthums verhalte, und in wiefern sie hierin mit diesem wetteifern, und eine gleiche Stufe der Vollkommenheit erreichen können. Was wäre eine Poesie und Kunst, welche immer nur wieder jene Gestalten und Formen des Alterthums, deren Geist nicht mehr vorhanden ist, wie todte Schatten heraufführen; oder die das jetzige und neuere Leben darstellen wollte, aber immer nur die Oberfläche desselben, ohne je den tiefern Mittelpunkt aller, dem neuern Europa eigenthümlichen Ansichten und Gefühle zu berühren! Daher das immer wiederkehrende Streben ganzer Nationen und Zeit-

alter, und ſo vieler großen Talente, das Chriſtenthum nicht bloß durch die bildenden Künſte, ſondern auch in der Poeſie darzuſtellen und zu verherrlichen.

Die eigentliche Antwort auf dieſe wichtige Frage ſcheint mir in der ſchon angegebenen Wahrnehmung zu liegen, daß die indirecte Darſtellung des Chriſtenthums, der indirecte Einfluß ſeines Geiſtes auf die Poeſie, wo nicht an ſich der einzig richtige und wahre, ſo doch unſtreitig bis jetzt der ſicherſte, und am meiſten gelungene ſey. In dieſem Sinne iſt die Ritterpoeſie des Mittelalters, die freylich eben ſo, wie die gothiſche Baukunſt, unvollendet blieb, und nirgends zu einer ganz vollkommnen Ausbildung und Form gelangte, eine wahrhaft chriſtliche Heldenpoeſie zu nennen; denn eben das, was ſie von der Heldenpoeſie der andern Völker, und der ältern Vorzeit unterſcheidet, iſt ſeinem Urſprunge und ſeinem Weſen nach unläugbar chriſtlich. Es iſt der Geiſt der nordiſchen Vorwelt, der in dieſen Dichtungen weht, es ſind die Geſtalten der alten Heldenſage, aber verändert und verklärt, durch das herrſchende Gefühl und den Glauben der Liebe, der auch die Spiele der Einbildungskraft verſchönert, und ihnen eine höhere Bedeutung leiht. Verſucht es der Dichter aber die Geheimniſſe des Chriſtenthums unmittelbar zu ergreifen, ſo ſcheinen ſie ſich als ein faſt unerreichbares Ziel und zu hoher Gegenſtand, der Darſtellung eher zu entziehen. Wenigſtens iſt noch kein Verſuch dieſer Art, ſo große Talente ſich demſelben auch gewidmet haben, in dem Grade gelungen, daß jedes Gefühl von Disharmonie wegfiele. Dieſes gilt auch von dem erſten und älteſten der großen

christlichen Dichter, dem Dante noch einigermaßen, wie es bey den spätern Nachfolgern, dem Tasso, Milton, Klopstock, oft bemerkt worden ist. Mehr als jedem andern ist es dem Dante gelungen, himmlische Erscheinungen, und paradisische Entzückungen uns wirklich anschaulich zu machen, und doch zugleich wahrhaft dichterisch darzustellen. Gleichwohl kann man nicht läugnen, daß die Poesie und das Christenthum auch bey ihm nicht in vollkommner Harmonie sind, und daß sein Werk zwar nicht im Ganzen, aber doch Stellenweise nur ein theologisches Lehrgedicht sey. So ganz poetisch und zu den kühnsten Visionen seine Einbildungskraft geneigt war, so hatte doch auch wieder die damahlige Scholastik einen großen Einfluß auf diesen sonderbaren Geist. Sonst ist dieses in seiner Art einzige Werk reich an Leben; nach dem Umkreise der drey dargestellten Welten, der Finsterniß, der Reinigung, und des vollkommnen Lichtes, stellt er uns eine Reihe der mannichfaltigsten Charaktere, kraftvoll mit kühnen Zügen gezeichnet, in den verschiedensten Zuständen dar; von dem tiefsten Abgrund innrer Zerstörung und rettungsloser Qual, durch jede Stufe der Hoffnung, und des Leidens hindurch, bis zu der höchsten Verklärung hinauf. Weiß man sich ganz in seinen Geist und seine besondern Ansichten und Absichten zu versetzen, dringt man ein in die Zusammensetzung seines Werkes, so findet man allerdings auch hier überall Einheit und Zusammenhang; wie dann dieses Werk nicht bloß durch den Reichthum der Erfindung, und die eigne Zusammensetzung, sondern auch dadurch als ganz einzig erscheint, daß der Dichter einen solchen Entwurf mit dieser Kraft und Ausdauer durchzu-

führen vermochte. Aber das iſt eben das Uebel, daß dieſer Zuſammenhang und dieſe Einheit, nicht klar und leicht verſtändlich dem Auge erſcheinen, ſondern daß es eine große Vorbereitung, eine weitläuftige Zurüſtung der verſchiedenſten Kenntniſſe und Wiſſenſchaften erfordert, ehe man dieſes Gedicht im Ganzen wie im Einzelnen durchaus verſtehen kann. Seinen Zeitgenoſſen, und der unmittelbar auf ihn folgenden Generation war ſeine Geographie und Aſtronomie nicht ſo fremd wie uns, die vielen Anſpielungen aus der florentiniſchen Geſchichte lagen ihnen viel näher, und ſelbſt die Philoſophie des Dichters war die des damahligen Zeitalters. Dennoch bedurfte es auch für ſie eines Commentars, und ſo iſt es denn gekommen, daß der größte und nationalſte aller italiäniſchen Dichter im Ganzen doch nicht der Dichter ſeiner Nation geworden iſt. Zwar wurde er einige Menſchenalter hindurch, wie ein zweyter Homer, durch einen öffentlich beſtellten Lehrer in ſeiner Vaterſtadt erklärt und erläutert, aber nicht das Werk ſelbſt und der Geiſt des Ganzen, ſondern nur einzelne Stellen aus ihm ſind in lebendiger Wirkung geblieben. Kein anderer Dichter ſeiner Nation kommt ihm an kühnen und großen Zügen, in Schilderung des Charakters und der Leidenſchaften auch nur von ferne gleich, und keiner hat den italiäniſchen Geiſt und Charakter ſo tief ergriffen, und ſo ſprechend darzuſtellen gewußt. Das Einzige, was man in dieſer Hinſicht an ihm vermiſſen, oder tadelhaft finden könnte, iſt die überall verbreitete ghibelliniſche Härte. Es zeichnete dieſe im ſpätern Mittelalter für die überwiegende Allgewalt der weltlichen Herrſchaft kämpfenden Ghibellinen, ein ganz eigner ſtolzer, hochfah-

render Geiſt und eine faſt grauſame Strenge und Härte des Gemüths aus, welche man aus den Geſchichten und Denkmahlen jener Zeit kennen muß, um ſich einen Begriff davon zu machen. Auch die ſpätern Zeiten bis auf die unſrige haben ihre Ghibellinen gehabt, die alles Heil der Menſchheit von einer bloß auf das Weltliche gerichteten Herrſchaft erwarten, und die Macht des Unſichtbaren läugnen möchten, die ſich doch immer zur rechten Zeit fühlbar macht und deutlich ans Licht tritt; aber dieſe Ghibellinen einer ſpätern überverfeinerten Zeit zeichnen ſich mehr durch die Biegſamkeit und die Bereitwilligkeit aus, mit welcher ſie wie eine weiche Maſſe den Stempel annehmen, den eine überlegene Kraft ihnen aufdrückt, die ihnen um ſo größer und herrlicher erſcheint, je mehr ſie ſich auch durch zerſtörende Wirkungen bewährt. Von ähnlicher Herrſchbegier entbrannt, war unter jenen alten Ghibellinen Stolz und heroiſche Kraft zu allgemein verbreitet, es waren der Kämpfer, die gegeneinander ſtanden, und der großen Charaktere, die ſich einer den andern hemmten, zu viele, als daß der Erfolg ein ſolcher hätte ſeyn können. Es entſtand nur eine kraftvolle Anarchie, ein allgemeines Ringen und Gähren gewaltiger Charaktere und Kräfte, aber zunächſt noch nicht die gleichförmige Erſchlaffung, welche nicht bloß Folge und Nachwirkung, ſondern auch veranlaſſende Gelegenheit und mitwirkende Urſache des Despotismus iſt. Immer aber bleibt die ghibelliniſche Härte, welche ſich im Dante gewiß in einer nicht unedlen, und wohl erhabenen Geſtalt darſtellt, am Dichter ein Tadel, da ſie nicht bloß auf die äußere Schönheit und Form, ſon-

dern auch auf die innere Schönheit und Gefühlsweise ihren rauhen Einfluß erstreckt.

Dieß sind die Flecken, welche ich der verdienten Bewunderung unbeschadet, an diesem größten aller christlichen und aller florentinischen Dichter glaubte bemerken zu müssen.

Dem Petrarka habe ich schon seine eigentliche Stelle angewiesen, da ich die ihm eigne kunstreiche Vollendung bey der allgemeinen Schilderung des Minnegesangs der verschiedenen Nationen erwähnte. Dieß ist die Gattung, zu der seine Gedichte gehören, und mit dem deutschen oder spanischen Minnegesang muß man diesen italiänischen vergleichen, um ihn richtig zu beurtheilen, und seinen eigenthümlichen Charakter aufzufassen. Dieser besteht eben darin, daß Petrarka kunstreicher, geistiger, Platonischer ist als die andern Minnedichter des Mittelalters. Haben doch einige seiner Erklärer behaupten wollen, daß er unter der Laura gar keine wirkliche Geliebte verstanden, sondern unter diesem Nahmen nur sein geistiges Urbild und eine bloß sinnbildliche Idee besungen habe. Dagegen ist man denn mit authentischen Beweisen von ihrer wirklichen Existenz aufgetreten, von ihren ehelichen Verhältnissen, und von der durch Kirchenbücher beglaubigten zahlreichen Familie, die sie hinterlassen; und auf eine andre, schönere Weise überführt uns das liebliche Bildniß von Memmi in der Sammlung der Petrarkischen Gedichte zu Florenz von der wahrhaften Existenz und Wirklichkeit dieser holden Frauenseele, in ihrer hohen klaren Anmuth. So viel ist indessen gewiß, daß auch ein allegorischer Sinn und Geist in Petrarka's Gedichten sich ausspricht, der oft

ganz deutlich und ohne alle andere Nebenbeziehung hervortritt, und den, wie schon oben bemerkt wurde, man bey den Werken des Mittelalters fast überall voraussetzen und aufsuchen darf. In der Verskunst und als Bildner seiner Sprache ist Petrarka einer der ersten Künstler, welche in irgend einer der romanischen Sprachen jemahls gedichtet haben.

Eben so kunstreich wie Petrarka zur Poesie, suchte Boccaz die italiänische Prosa auszubilden; doch leidet sie auch bey ihm an der langen periodischen Verwicklung, von welcher der einzige Machiavell ganz frey ist.

Jene drey florentinischen Dichter, Dante, Petrarka, Boccaz, bilden eine ältere, strengere Schule der abendländischen Poesie, in welcher das allegorische Streben überwiegend war. Sie hatten jeder einen ganz neuen Weg gebahnt, die darstellende Kunst von einer eigenthümlichen Seite ergriffen; Dante die große allegorische in Weltumfassenden Visionen und der ganzen Fülle der christlichen Sinnbilder; Petrarka nebst jener, in der er aber weit hinter seinem Vorbilde zurück blieb, die ihm eigenthümliche Art der lyrischen Dichtkunst, Boccaz den Roman und die Novellen, die Darstellung in Prosa, allein oder mit eingemischten Gedichten. Auch bey diesem letzten ist auf eine andre Weise, besonders in den größeren Dichtungen, die allegorische Richtung sehr auffallend sichtbar; und aus einem ähnlichen Bedürfniß und dunkel gesuchtem Ziele, ging auch sein Streben hervor, die alte heidnische Mythologie neu zu beleben und christlich umzudeuten, was auch Dante schon hie und da auf seine Art sehr eigenthümlich versucht hatte. Alle drey fanden eine Menge von

Nachfolgern, obwohl Dante, einzig in seiner Art, gar nicht geeignet war, Andern zum Vorbilde der Nachahmung zu dienen, und die Petrarkischen Lieder, wie die Novellen in Prosa, durch die häufige Wiederhohlung, und den Überfluß, bald ermüden mußten. Erst spät im funfzehnten Jahrhundert, nachdem auf diesen Wegen gar keine Lorbeeren mehr zu erndten waren, entschlossen sich die Italiäner das eigentliche Rittergedicht zu versuchen, welches Boccaz in die Sphäre der griechischen Mythologie und der trojanischen Fabel hatte versetzen wollen. Der erste bekannte unter den Vorgängern des Ariost, war der Florentiner Pulci. Von einem Dichter, der mit den Alten schon sehr vertraut, in der Gesellschaft der Mediceer seine Rhapsodieen absang, sollte man ein günstiges Vorurtheil hegen; aber das Werk selbst entspricht der Erwartung nicht ganz; es gehört zu denen, in welchen Scherz und Witz, den Mangel an Poesie, oder doch den Zusammenhang der unwahrscheinlichen und sinnleeren Erdichtungen, selbst darüber spottend, ersetzen sollen. In der Erzählung weiß man selten recht, was Parodie oder Ernst ist; der Witz ist so ganz local und florentinisch, daß er uns kaum verständlich bleibt; und das Ganze ist nur als ein Beweis merkwürdig, wie fremd dem italiänischen Geist zuerst das eigentlich Romantische war. Weit glücklicher ist Bojardo, der nächste Vorgänger des Ariost, dessen unvollendetes Werk dieser zuerst nur fortsetzen wollte, es eben dadurch aber in Vergessenheit gebracht hat. Von Seite der Erfindung und der Fülle der Fantasie, die man ihm sonst wohl zutraut, verliert Ariost viel, sobald man seine Quelle kennen lernt. Der ganze Vorrath von Er-

findungen und Erzählungen, womit er uns unterhält, findet sich schon bey seinem Vorgänger, und auch die mahlerische Kraft der Beschreibung ist dieselbe; nur die größere Sorgfalt, die Leichtigkeit und Anmuth in Sprache und Verskunst hat Ariost voraus, und etwa den Vorzug, daß er Stellen aus der Odyssee, dem Ovid, oder sonst einzelne Blumen aus den alten Dichtern mit noch glücklicherem Kunstsinn zu benutzen und zu entlehnen weiß.

Es ist bemerkenswerth, daß die Ritterpoesie der Italiäner nicht in Florenz zur vollkommenen Blüthe gelangt ist, sondern in der Lombardey, wo auch die deutsche Baukunst des Mittelalters Eingang fand, wo auch der Styl der Mahlerey mit dem der Deutschen verwandter, oder ihm doch nicht so ganz fremd war, als in Florenz oder Rom. Man darf nur die einzelnen Hauptstaaten des alten Italiens durchgehen, um es begreiflich zu finden, daß der Rittergeist hier weit weniger herrschend, und von Einfluß auf Sitten, Denkart und Dichtkunst seyn konnte, als in dem übrigen gebildeten Abendlande. In Florenz ward der Geist schon früh ganz demokratisch; in Venedig war alles nur auf den Handel gerichtet, in Sitten und Kunst manches mehr dem orientalischen, oder neu griechischen Geschmacke nachgebildet, als im übrigen Abendlande. In Neapel war der Rittergeist seit den Normannen wohl nicht ganz erloschen, aber von fremden Königen beherrscht, und im Wechsel der Herrschaft oft beunruhigt, oder auch sonst durch was immer für ungünstige Umstände zurückgehalten, nahm Neapel an der höhern Geistesbildung des nördlichen Italiens nur einen entfernten Antheil. In Rom, als dem Mittelpunkt der Kirche, war der Sinn auf etwas

andres gerichtet, und mehr auf den Glanz der bildenden Künste bedacht, welche die Kirche zu verherrlichen bestimmt waren, als auf die ritterliche Poesie. Erwachten ja die Erinnerungen des Nationalgefühls, so nahm es hier doch eine ganz andere Richtung, und verlohr sich in leere Gedanken von der Wiederherstellung einer Republik, und des alten Rom in seiner ehemahligen republikanischen Größe; wie es sich bey den Verirrungen des Rienzi zeigte, die selbst Petrarka theilte und bewunderte.

Dieß sind die Ursachen, warum die Poesie der Italiäner, welche durch ihre kunstreiche Vollendung am meisten auch bey andern Nationen Einfluß gewonnen hat, und fast ein Allgemeingut des ganzen gebildeten Europa geworden ist, im Ganzen mehr zum Antiken und zur Philosophie sich neigte, weniger aber, und erst in ihrer spätern Epoche vom Rittergeiste beseelt war.

Ungleich glänzender als in der Poesie war das funfzehnte Jahrhundert für Italien in der Mahlerkunst, deren eigentlicher Flor in demselben begann, und etwa bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fortdauerte. Nebst der wieder erweckten alten Litteratur, hat die Kunst am meisten beygetragen dieses Zeitalter als das der Medicäer oder Leo des Zehnten zu verherrlichen. Einzelne Mahler in Italien mögen schon früh die Überbleibsel von der bildenden Kunst der Alten für eine strengere Zeichnung, und genauere Kenntniß des Körpers benutzt haben, und durch den Anblick der Antike im Allgemeinen zu mannichfaltigen hohen Ideen von Form und Schönheit begeistert worden seyn. Im Ganzen fand keine eigentliche Nachahmung der Antike Statt, selbst bey denen Mahlern nicht, welche am mei-

sten wissenschaftliche Kenntnisse vom Alterthum besaßen; eine Kenntniß, die nur wenigen unter ihnen eigen war, und vielen der Ersten und Größten fehlte. Mit der eigentlichen Nachahmung der Antike im sechszehnten Jahrhundert, begann auch schon das Sinken der Kunst. Früher, als sie in ihrer Blüthe stand, war der Geist dieser Mahlerey ein durchaus neuer und eigner, bald ein allgemein christlicher, auf die Ideen der Religion gerichteter, bald mehr national und italiänisch, in den glücklichsten und vollkommensten Hervorbringungen beydes gleich sehr. Daher hat die Mahlerkunst in diesem Zeitalter eine viel größere Herrlichkeit und höhere Blüthe erreicht, als die Poesie; denn welchen Dichter desselben könnte man wohl dem Raphael gleich stellen? Wir suchen hier vergeblich einen Tasso, der zugleich Dante wäre.

Und auch abgesehn davon, daß hier erhabener Tiefsinn des dichterischen Geistes mit seelenvoller Anmuth nicht so glücklich in einem Punkte der Vollendung zusammentrafen; blieb die Poesie gleich nach ihrem ersten Auffluge und so wie sie ein reiferes Wachsthum erreichte, nicht so selbstständig und von Nachahmung rein. Seit der Wiedererweckung der alten Litteratur, und der allgemeinen Verbreitung so vieler bisher noch weniger bekannten alten Dichter, zeigten sich bey allen Nationen des neuern Europa, und zuerst bey den Italiänern, verunglückte Versuche der Nachahmung der antiken Dichtkunst, welche ihr Wesen in der äußerlichen Form oder durch die Zufälligkeit des Inhalts nachkünsteln wollten. Selbst das wahre Genie blieb nicht immer ganz frey von diesem schädlichen Einfluß; Camoens und Tasso, die größten epischen Dichter der Neuern, wür-

den ſich ungleich mächtiger, freyer und ſchöner entwickelt haben, wenn nicht die virgiliſche Form eines Heldengedichts ihnen vor Augen geſtanden, ihren Dichtergeiſt beſchränkt, und hier und da irre geleitet hätte. Aber noch auf andere Weiſe ward die alte Litteratur, der Poeſie und ſelbſt der neuern Sprache nachtheilig. Man fing wieder an ſo allgemein lateiniſch zu ſchreiben und zu dichten, daß man die Landesſprache darüber vernachläſſigte. Nebſt Italien hat beſonders Deutſchland, wo die alte Litteratur vor allen andern Ländern mit dem gleichen Eifer betrieben wurde, dadurch viel gelitten, und einige wahre und vortreffliche Dichter ſind auf dieſem Abwege für die Sprache und Nation verlohren gegangen; indem man es erſt zu ſpät erkannt hat, daß keine Poeſie in einer todten Sprache lebendig zu wirken vermag. Unter Kaiſer Maximilian wurden wohl lateiniſche Dichter gekrönt, aber ſo viel mir bekannt iſt, keiner in deutſcher Sprache, ungeachtet der Kaiſer dieſe vor allen liebte, und ſelbſt übte; ſogar Schauſpiele wurden lateiniſch vor ihm aufgeführt. Die ſichtbare Entartung und Verwilderung der deutſchen Sprache in Vergleich mit ihrer frühern Blüthe, ſchiebt man gewöhnlich den Streitigkeiten und bürgerlichen Kriegen des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts zu. Gewiß haben dieſe das Übel vermehrt; allein da ſich jene Entartung der Sprache, wenigſtens der Poeſie, auch ſchon vor der Reformation zeigt, und bey ſolchen Schriftſtellern, die ihre Bildung noch ganz in der frühern Zeit empfangen hatten, ſo ſcheint mir die erſte Urſache darin zu liegen, daß jetzt die meiſten und vorzüglichſten Schriftſteller und Dichter wieder anfingen die Landesſprache zu ver-

ſchmähen, lateiniſch zu ſchreiben und zu dichten. In Deutſchland mußte, weil hier alles weniger geregelt, in Ordnung und Einheit war, dieſes noch nachtheiliger wirken, als in Italien, wo man an den erſten großen florentiniſchen Dichtern und Schriftſtellern aus dem vierzehnten Jahrhundert ſchon eine feſter beſtimmte und kunſtgebildete Norm für die Landesſprache beſaß, welche die neuen Lateiner doch nicht wieder zu verdrängen vermochten.

Nicht an der alten Litteratur lag die Schuld, ſondern an dem Gebrauch, oder vielmehr an dem Mißbrauch, den man neben der guten Anwendung davon machte. Dieſe große Erweiterung des hiſtoriſchen und dadurch auch alles übrigen Wiſſens im funfzehnten Jahrhundert, die Bekanntſchaft mit ſo vielen Quellen der Erkenntniß, und herrlichen Denkmahlen der Kunſt und Geiſtesbildung, war an ſich ein großes und unſchätzbares Gut. Aber irren würde man ſich freylich, wenn man glaubte, die volle Ausſaat habe überall gute Früchte, und nirgend Unkraut getragen; die ſo plötzlich erworbenen geiſtigen Reichthümer ſeyen gleich gut angewandt und ſo verarbeitet worden, wie wir es jetzt wohl einſehen und verlangen, daß ſie verarbeitet und ſelbſtthätig angeeignet werden ſollen. Ich finde in dieſer Hinſicht den Geiſt der neuern Europäer in den verſchiedenen Jahrhunderten ſich viel ähnlicher, als man gewöhnlich annimmt. Ich ſehe überall die gleiche leidenſchaftliche Wißbegier, welche mit raſtloſer Thätigkeit umherforſchend, jede dargebothene neue und große Erweiterung der Erkenntniß mit Heftigkeit, ja man möchte ſagen, mit Wuth an ſich reißt, ſich ganz darin verliert, dieſe neu erworbenen Begriffe nun auf alles anwenden will, dadurch auf

eine Zeit lang für das Andere, was eben so wesentlich wäre, blind wird, bis in der allgemeinen Erschütterung und Gährung die zerstörenden Wirkungen um sich greifen, welche alle Revolutionen, auch die des Geistes und der Geistesbildung mit sich führen, und wo denn ein großer Theil von allem dem Guten und Großen wieder zu Grunde geht, was sich anfangs von den neu eroberten oder gewonnenen Reichthümern, für die Kunst und Erkenntniß, für die Bildung und das Leben hoffen ließ. Auch im Zeitalter der Kreuzzüge, als mit der Kenntniß des Morgenlandes, die Wissenschaft der Araber bekannt, und die Philosophie des Aristoteles herrschend wurde, die verschiedenen Nationen mehr in Berührung kamen, war die geistige Thätigkeit mit einem Mahl unglaublich erhöht worden, es war eine ganze Welt von neuen Ideen im Umlauf gekommen. Daß aber auch diese besonders im dreyzehnten Jahrhundert mit einem Mahle sich kundgebende Erweiterung und Revolution des menschlichen Geistes gar nicht so angewandt worden, wie es zu wünschen gewesen wäre, das ist jetzt allgemein anerkannt. Es erfolgte zunächst und im Allgemeinen daraus ein Sectengeist, der in den Schranken der Schule bloß als Barbarey erschien, bald aber seine zerstörende Wirkung auch auf die Kirche, die Staaten und das Leben äußerte. Unter allen plötzlich bereicherten und geistig befruchteten Zeitaltern Europa's ist das funfzehnte Jahrhundert vielleicht das glänzendste, als durch den systematischen Gebrauch des Compasses, durch immer fortschreitende Bemühungen und Entdeckungen endlich der Weg nach Indien und Amerika gefunden ward, und nun zum ersten Mahle vor den Au-

gen des erſtaunten und gleichſam mündig gewordenen Menſchen, ſein Wohnort, die Erde, nach ihrer ganzen Größe und Beſchaffenheit, klar und offen da ſtand; während zu derſelben Zeit und ſchon früher die wieder erweckte alte Litteratur dem Verſtande eine neue geiſtige Welt geöffnet hatte, und nun auch die Buchdruckerkunſt, ein Mittel zur Verbreitung und Vervielfältigung der Kenntniſſe, und zur Erregung des Geiſtes darbot, was bey der erſten Bekanntwerdung einem Wunder gleich ſcheinen mußte. Ich finde aber die gleiche Regel und Bemerkung über den Gebrauch, welchen man von dem plötzlich gemachten Reichthum größtentheils machte, auch hier noch anwendbar, wie ich ſchon angedeutet habe, und noch weiter entwickeln werde. Die dritte allgemeine Revolution im wiſſenſchaftlichen Gebiete, und im Geiſte des neuern Europa, liegt unſern Zeiten näher. Durch die unermeßlich großen Fortſchritte, welche die Mathematik, und mit ihr die Naturkunde im ſiebzehnten Jahrhundert machte, und die im achtzehnten Jahrhundert nur weiter entwickelt und fortgeſetzt wurden, ſind zugleich alle mechaniſchen Kenntniſſe und techniſchen Fertigkeiten ſo unglaublich erweitert worden, daß faſt die ganze Lebenseinrichtung des menſchlichen Geſchlechts dadurch völlig verändert iſt. Wer möchte wohl läugnen, daß dieſe Kenntniſſe an ſich herrlich und bewundernswerth, daß nichts erhebender iſt als dieſe Herrſchaft des Menſchen über die Körper- und Sinnenwelt, die ſeiner urſprünglichen Hoheit und Beſtimmung entſpricht? War aber dieſe Herrſchaft über die Körperwelt auch mit der Herrſchaft über ſich ſelbſt verbunden? War die durchaus phyſiſche und mathematiſche Denkart, welche aus jener Richtung des Gei-

ſtes, auch über ſittliche Gegenſtände ſich verbreitete, die richtige und angemeſſene? Die Folgen, welche dieſe Denkart, und die daraus erzeugte Philoſophie auf Religion und Sitten, auf die Staaten und das Leben hervorbrachten, haben ſich ſo ſchnell und ſo klar entwickelt, daß ſie jetzt ſchon allgemein genug, als unglücklich und nachtheilig anerkannt werden, und bald wohl gar keine Verſchiedenheit des Urtheils mehr darüber Statt finden wird.

Ich kehre zurück zum funfzehnten Jahrhundert, wo ich zunächſt des Nachtheils erwähnte, welchen die ausſchließende Vorliebe für die alte Litteratur und Sprache ſchon damahls der fernern Ausbildung der lebenden Sprache und der in ihr ſich darſtellenden Poeſie der neuen Zeit zu bringen drohte. Es darf uns um ſo weniger befremden, wenn wir hier mancherley Schwankungen, und einzelne Verirrungen gewahr werden, da die Geſchichte der Geiſtesbildung der Neuern uns überhaupt nichts anders darbietet, als einen ſteten Kampf zwiſchen dem Alten und Fremden, was für die Bildung, für die Erkenntniß und Form unentbehrlich iſt, und dem Neuen, Eignen und Vaterländiſchen, was der eigentliche Lebensgeiſt jeder lebendigen, wirkſamen und nationalen Litteratur und Poeſie ſeyn und bleiben muß.

Einige von den neuern Lateinern des funfzehnten Jahrhunderts in Italien mögen wohl die ernſtliche Abſicht gehabt haben, die Vulgarſprache ganz zu verdrängen, und die alte römiſche wieder allein herrſchend und zu einer lebenden zu machen. Nicht bloß die Mythologie und Sprache der Alten wurden wieder eingeführt, oft mit der unpaſſendſten Anwendung auf neuere und

christliche Gegenstände; und wohl ist es bedeutend, daß viele es nicht mehr elegant fanden, von Gott in der einfachen Person zu reden, sondern statt dessen nach Art der Alten „die Götter" sagten; auch die Sitten und Lebenseinrichtungen der Alten wurden hie und da in Italien mit einem thörichten Eifer, soll man sagen, nachgeahmt oder nachgeäfft. Nicht bloß die Staatsverfassung, sondern auch die Religion der Alten wieder einzuführen, mag bey einigen wohl der ernstliche Wunsch, oder wenigstens der vorübergehende Gedanke entstanden seyn. Doch solche Verirrungen, die ohnehin nie zur Ausführung kommen konnten, möchte man als unbedeutend übergehen. Ungleich ernsthafter und von dem größten Einfluß auf die Staaten und das Leben, erscheint die mit der alten Litteratur auch wieder erwachte altrömische Denkart in einem großen Schriftsteller dieses Zeitalters, dem Machiavelli. Im Styl und in der Kunst der Geschichtschreibung ist er einzig, nicht bloß unter den Italiänern, sondern überhaupt unter den Neuern, und den Ersten unter den Alten gleich. Kraftvoll, schmucklos und gerade zum Ziel treffend, wie Caesar, ist er dabey tief und gedankenreich, wie Tacitus, aber klarer und deutlicher als dieser. Nicht irgend Einer ist sein Vorbild gewesen, sondern von dem Geist des Alterthums überhaupt durchdrungen, ist ihm ohne alle Absicht und Nachkünstelung zur andern Natur geworden, stark, lebendig, und angemessen zu schreiben, wie die Alten. Die Kunst der Darstellung findet sich bey ihm nur, wie von selbst, sein stetes Ziel ist der Gedanke. Aber, wie läßt sich nun seine Denkart, und die ihm eigne Staatskunst, welche nur allzu herrschend geworden ist, recht-

fertigen, oder auch nur erklären, wie ist sie überhaupt zu beurtheilen? Daß er das Ideal eines ruchlosen Tyrannen, wie ein Exempel- und Lehrbuch für Herrscher und Fürsten aufgestellt, sucht man dadurch zu rechtfertigen und zu beschönigen, daß man sagt, es sey nicht so gemeint gewesen, er habe seinem Zeitalter und seiner Nation vielmehr nur ein treues Bild ihres eignen politischen Verderbens aufstellen wollen. Ungeachtet nun gewiß ist, daß Machiavelli durchaus republikanisch dachte und ein glühender Patriot war, so will doch jene Erklärung durchaus nicht recht passen. Richtiger mag es daher seyn, die Erklärung eben in seinem Patriotismus zu suchen, mit seinen übrigen Staatsansichten und Grundsätzen zusammen genommen. Es ist, als ob er den Ersten seiner Nation stillschweigend hätte andeuten wollen, um Italien zu befreyen, müsse man eben die, wenn auch noch so verzweifelten, oder unsittlichen Mittel ergreifen, wodurch andere es zu Grunde gerichtet und unterjocht hatten; so müsse man den Feind mit seinen eignen Waffen bestreiten; das Vaterland zu retten, sey alles erlaubt. — Wie er von den Ausländern dachte, kann seine äußerst merkwürdige kurze Vergleichung der Franzosen und der Deutschen dienen. Mit einem bewundernswerthen Scharfsinn zeigt er, daß die Deutschen gar nicht so mächtig seyen, als man sie glaube, und daß dagegen die Macht der französischen Könige äußerst furchtbar und in stetem Anwachs sey. So gedankenreich und treffend aber auch Machiavelli's kurze Charakteristik beyder Nationen erscheinen mag, ist sie nichts weniger als schmeichelhaft; der einen wirft er unter allen möglichen Beziehungen den Mangel an Treue

und Glauben vor, die er faſt als eine angebohrne Eigenſchaft zu betrachten ſcheint, der andern aber als den Hauptfehler die ungebändigte Freyheits-Liebe, und die innere Uneinigkeit und Streitſucht, welche ihr Reich ſchon aufgelöst habe, und auch ihre Macht und Kraft ganz zu Grunde richten und herunter bringen werde.

So dachte er von andern Nationen, was man ihm bey den damahligen Schickſalen Italiens, ſeiner Vaterſtadt, und ſeiner ſelbſt wegen nicht unbedingt verübeln kann. Der Grundſatz aber, die gefährlichſten Feinde Italiens, nähmlich die innern, mit ihren eignen unſittlichen Waffen, und auf eine der ihrigen ähnliche Art zu bekriegen, läßt ſich auf keine Weiſe billigen; denn es waren ja nicht die einzelnen Gräuelthaten dieſer kleinen Tyrannen, welche Italien ins Unglück geſtürzt hatten, ſondern die weit allgemeiner verbreiteten Grundſätze und Geſinnungen, welche ſolche Thaten möglich machten und herbeyführten.

Das Auffallendſte am Machiavell aber liegt nicht hierin, auch nicht allein in dem oft beſtrittenen Grundſatz, daß der Zweck die Mittel heilige, ſondern darin, daß er mitten in dem neuern chriſtlichen Europa eine Politik aufſtellte von ſolchem Inhalt und ſolchem Geiſt, als ob ſo etwas, wie das Chriſtenthum, oder überhaupt eine Gottheit und Gerechtigkeit Gottes gar nicht vorhanden wäre. Und doch war das Chriſtenthum bisher, als das Band aller Nationen, der Grund der Staaten, Europa durch dieſen geiſtigen Verein als eine Familie betrachtet worden. In dem Maaße, wie ſie ſelbſt Gott dienten, glaubte man, ſeyen die Könige würdig und berechtigt, über die Menſchen und Völker zu herrſchen; in dieſem Sinn ſeyen ſie und

ihre Gewalt von Gott eingesetzt. Auf dem unsichtbaren Boden der Kirche ruhten noch immer alle Staaten, Gesetze und Rechte. Von allem diesem, von der ganzen christlichen Staats- und Lebenseinrichtung nimmt nun Machiavelli gar keine Notiz; er schreibt nicht bloß wie ein Alter der heidnischen Vorzeit, sondern er denkt auch so, und zwar im allerentschiedensten und strengsten Sinne, und wie die Macht des alten Rom eigentlich nur auf Gewalt und List gegründet war, wobey die Gerechtigkeit als eine ziemlich überflüssige Zugabe, äußere Zierrath oder bloße Nebensache erscheint, so sind auch Kraft und Verstand die einzigen Hebel in Machiavells Politik. Von Gerechtigkeit ist dabey gar nicht die Rede, was nicht zu verwundern ist, da er Staaten und Völker ganz nur nach jenen Begriffen der Kraft und des Verstandes, und ohne alle Beziehung auf Gott betrachtet. So wenig es eine wahre Ehre ohne Tugend, eben so wenig gibt es ohne Gott eine Gerechtigkeit unter den Menschen, die mehr als eine bloß äußere Form und heuchlerische Verhüllung der innern Schlechtigkeit wäre, jener sich alles erlaubenden und alles begehrenden Gewalt und List. Mit dem Glauben an Gott fällt auch jedes andere Vertrauen und jeder Glauben an irgend ein Unsichtbares weg. Das Unsichtbare aber ist es, worauf das Sichtbare ruht, und wie die Seele den Leib, so hält auch der Glauben und der Gedanke Gottes den Menschen, die Nationen, und die Staaten zusammen. Ist diese Seele, dieser innere Lebensgeist dem Ganzen einmahl entzogen, so zerfällt es und löst sich auf, oder bleibt den einzelnen Theilen des organischen Körpers, den einzelnen Staaten und Nationen noch eine Lebenskraft

übrig, so ist es doch nun bloß ein eignes, abgesondertes, aus seinem wahren Zusammenhange weggerissenes, seinem eigentlichen Ziel entrücktes, im Innern sich selbst, und nach außen sich gegenseitig unter einander zerstörendes Leben. Sind die Nationen und Staaten nicht mehr in Gott und in der Gerechtigkeit verbunden, so steigen unvermeidlich jene Ungeheuer der Finsterniß, Anarchie und Despotismus, aus ihrem Abgrunde empor, und nehmen die Stelle der verlassenen Gerechtigkeit ein.

Die politische Auflösung selbst, von der sich ungeachtet der standhaften Gegenwirkung mancher gerechten und wahrhaft christlichen Könige und Herrscher mit dem Fortgange der Zeiten und der Entwicklung der Kräfte, immer häufigere und gefährlichere Erscheinungen zeigten, kann freylich keinem Einzelnen beygemessen werden; sie hatte viel tiefere Gründe. Indessen wer irgend eine schon vorhandene Kraft des Schlechten auf bestimmte Grundsätze und in eine klare, leicht anwendbare Form bringt, der macht ihre Wirkungen systematisch, und eben dadurch unendlich gefährlicher und folgenreicher, und insofern läßt es sich nicht läugnen, daß Machiavelli's Politik auf die nachfolgenden Zeiten einen äußerst schädlichen und verderblichen Einfluß gehabt hat.

Die beyden großen Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts, die Buchdruckerkunst und die Magnetnadel, welche wenn auch schon früher angewandt, doch erst damahls zu ihrem großen Resultate unter Columbus gelangte, waren noch von einigen andern begleitet, die gleichfalls von wichtigem Einfluß waren: der Gebrauch des Schießpulvers, und des Papiers. Als Erfindungen

ſind beyde ungleich älter, aber die allgemeine Anwendung gab ihnen erſt in jenem Zeitalter Wirkſamkeit und einen bedeutenden Einfluß. Alle dieſe Erfindungen zuſammen genommen, haben der menſchlichen Geſellſchaft eine ganz veränderte Geſtalt gegeben. So wie die Völker der Vorzeit, welche den Gebrauch des Eiſens, und mit dieſem meiſtens auch mehr oder minder unvollkommen, Schrift und Metallgeld kannten, durch eine unermeßliche Kluft geſchieden ſind von den Wilden, welche unbekannt waren mit dieſen Werkzeugen der Verbindung zwiſchen dem Menſchen und der Erde, den verſchiedenen Völkern und Ländern, der Vorwelt und der Nachwelt, durch welche erſt alles in Berührung tritt, von einander abhängig wird, und eine gemeinſchaftliche Entwicklung des Menſchen beginnt; eben ſo iſt auch nun die neue Zeit diesſeits der Buchdruckerkunſt und Magnetnadel, wenn man ſo ſagen darf, durch eine eben ſo große Kluft von der alten Welt jenſeits dieſer Entdeckungen getrennt.

Aber eben an dieſen Erfindungen zeigt ſich's, daß es mehr auf den Gebrauch ankommt, welchen der Menſch von ihnen macht, als auf die Erfindungen ſelbſt. Der Compaß war ſchon früher auch andern Völkern bekannt, welche aber demungeachtet weder die Erde umſegelt, noch die neue Welt entdeckt haben. Die Buchdruckerkunſt, und das Papier, dienen ſeit lange in China, um Zeitungen, Anſchlagezettel und Viſitenkarten in großer Menge zu vervielfältigen, ohne daß der Geiſt der Chineſen darum einen beſondern Aufſchwung genommen hätte.

Die Erfindung des Schießpulvers wurde ſelbſt in den Zeiten, da ſie in allgemeinen Gebrauch kam, für durch-

aus schädlich und verderblich wirkend gehalten. Nicht bloß Dichter, wie Arioſt, beklagten es als eine unſelige Erfindung, welche der perſönlichen Tapferkeit entgegen ſtehe, und der Rittertugend den Untergang bringe; ſondern auch Staatsmänner und Krieger dachten ſo, und ſtimmten ähnliche Klagen an. Doch von dieſer Seite waren die Klagen und Beſorgniſſe wohl ungegründet; wahre Tugend und Tapferkeit weiß ſich überall Raum zu ſchaffen. Bey andern Sitten und in einer andern Form des Krieges haben die neuen und neueſten Zeiten, Beyſpiele von Heroismus aufgeſtellt, welche den Heldenthaten des Alterthums oder der Ritterzeit gewiß an die Seite treten dürfen. Im Ganzen aber kann eine Erfindung, wodurch die zerſtörenden Wirkungen des Kriegs an Ausbreitung nicht minder als an Schnellkraft gewonnen haben, und ungleich ſyſtematiſcher geworden ſind, wohl nicht unter die glücklichen gezählt werden. Ich führe nur eine verderbliche Wirkung gleich aus dem Zeitalter des erſten Gebrauchs an. Ohne das Schießpulver hätte die auf die erſte Entdeckung von Amerika folgende Eroberung durch die Europäer, durchaus nicht ſo zerſtörend und verwüſtend ſeyn können. In dieſer Hinſicht möchte es ſcheinen, als habe ein feindlicher Dämon jenem herrlichen Werkzeuge der Entdeckung, welche die Europäer nach der neuen Welt hinüber führten, gleich ein Mittel der Zerſtörung, zum Nachtheil der Menſchlichkeit hinzugefügt.

Auch von dem Gebrauch des Papiers könnte es ſehr zweifelhaft ſcheinen, ob dadurch die Wirkungen der Buchdruckerkunſt auf Verbreitung der Kenntniſſe und Geiſtesbildung wahrhaft befördert, oder vielmehr mit übeln Fol-

gen vermischt worden. Durch dieses allzu leichte Mittel der Verbreitung, nahm in Zeiten der Anarchie und Revolution die Buchdruckerkunst, an sich eine der größten und herrlichsten Erfindungen, in der unglaublich schnellen und allgemeinen Verbreitung volkserregender Flugschriften, bisweilen etwas von den zerstörenden Wirkungen des Schießpulvers an. Überhaupt würde bey einem etwas seltnern und kostbarern Material, der Druck vielleicht mehr seiner ursprünglichen Bestimmung, alle wahrhaft bedeutenden Denkmahle der Geschichte, der Kunst und Wissenschaft zu erhalten und zu verbreiten, treu geblieben seyn. Statt dessen ist nun mit häufiger Vernachlässigung der wichtigsten Urkunden der Geistesbildung, durch die Leichtigkeit des flüchtigen Materials, eine eigentliche Überschwemmung und zweyte Sündfluth von vergänglichen Schriften eingetreten, wodurch selbst die Sprache oft verwildert; ein Weltmeer von oberflächlichen Gedanken und papiernen Mittheilungen, auf welchen der Geist des Zeitalters hin und her wogend, nur zu oft in die Gefahr kommt, den Compaß der Wahrheit zu verliehren.

Zehnte Vorlesung.

Einige Worte über die Litteratur der nördlichsten und östlichen Völker in Europa. Über die Scholastik und deutsche Mystik des Mittelalters.

In der bisherigen Darstellung der Geistesbildung der neuern Europäer haben wir vorzüglich nur die südlichen und westlichen Nationen Europa's betrachtet, die Deutschen, und die ganz oder halb romanisch redenden Völker, Italiäner, Franzosen, Spanier und Engländer. Die Litteratur dieser Völker ist auch unstreitig sowohl an sich, als durch ihren weit verbreiteten Einfluß die merkwürdigste und die wichtigste. Gleichwohl würde es meinem Wunsche und meiner Idee von einer wahrhaft welthistorischen und in einem nationalen Geiste abgefaßten Geschichte der Litteratur sehr entsprechen, wenn ich auch die übrigen nördlichsten und östlichen großen Nationen in mein Gemählde mit aufnehmen könnte. Eine jede bedeutende und selbstständige Nation hat, wenn man so sagen darf, ein Recht darauf, eine eigne und eigenthümliche Litteratur zu besitzen, und die ärgste Barbarey ist diejenige, welche die Sprache eines Volkes und Landes unterdrücken, oder sie von aller höhern Geistesbildung ausschließen will. Auch ist es nur ein Vorurtheil, wenn man vernachlässigte, oder unbekanntere Sprachen sehr häufig einer höhern Vervoll-

kommnung für unfähig hält. Einige Sprachen gibt es wohl, welche der Poeſie in einem gewiſſen Maaße widerſtehen, und ihr weniger günſtig ſind; eine regelmäßige, und für die weſentlichſten Zwecke des Lebens und des wiſſenſchaftlichen Gebrauchs zureichende und angemeſſene Ausbildung in Proſa, leidet faſt jede Sprache. Hat die Litteratur einer minder bedeutenden Nation auch keinen unmittelbaren Einfluß auf die andern Völker, ſo iſt die Geſchichte ihrer Geiſtesentwicklung in ihrem Verhältniß zu der Nationalwohlfahrt und zu den Schickſalen und der übrigen Geſchichte eines Volkes doch ſchon an und für ſich ein ſehr anziehendes und belehrendes Schauſpiel. Doch kann ich in dieſer Hinſicht mehr nur andeuten, was ich wünſchte weiter ausführen zu können, als daß ich ſelbſt meinen Forderungen an eine vollſtändige Geſchichte der europäiſchen Litteratur Genüge zu leiſten im Stande wäre. Denn zu oft habe ich es beſtätigt gefunden, daß man in der Geſchichte der Litteratur ſich weniger als irgendwo ſonſt auf das Zeugniß und den Bericht anderer verlaſſen kann, wenn man nicht durch eine zureichende Kenntniß der Sprache im Stande iſt, ſelbſt zu prüfen und zu urtheilen. Ich werde alſo nur auf einige allgemeine Betrachtungen mich beſchränken müſſen, indem ich hier bey der Epoche des Anbeginns einer neuen Litteratur und der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und Kenntniß des Alterthums, den Blick auch auf die übrigen Nationen und auf das geſammte Europa richte. Für dieſe allgemeine Überſicht iſt hier beym ſechszehnten Jahrhundert, welches für ganz Europa die Scheidewand bildet zwiſchen dem Mittelalter und der neuen Zeit, wohl die ſchicklichſte Stelle. Was die Sprache ſelbſt

und ihren auch auf andere Völker ſich verbreitenden Einfluß betrifft, ſo hatten die romaniſchen hier einen entſchiedenen Vortheil und Übergewicht. Sie ſind ſo nah verwandt unter ſich, und alle auch mit ihrer Mutter, der lateiniſchen, damahls der allgemeinen Sprache des chriſtlichen Abendlandes, daß ihre Erlernung verhältnißmäßig ungleich leichter war, als die einer jeden andern urſprünglichen Stammſprache. Daher waren ſie auch ſchon früh und ſelbſt im Mittelalter, noch ehe das Bedürfniß des Handels oder politiſche Urſachen dazu mitwirkten, verbreiteter als die deutſche und die übrigen nördlichen und öſtlichen Sprachen Europa's. Zu bemerken iſt jedoch, daß Spanien, wie ſchon durch ſeine geographiſche Lage und eigenthümliche politiſche Entwicklung, Verfaſſung und Sitten, ſo auch in ſeiner Geiſtesbildung und Sprache von dem übrigen Europa mehr abgeſondert blieb, und weniger Einfluß darauf gewann. Daß gleichwohl dieſe von dem übrigen Europa abgeſonderte Geiſtesbildung und Sprache Spaniens eine hohe Stufe von innerer Vortrefflichkeit erreichte, hat man in neuern Zeiten mit mehr Gerechtigkeit als ehedem anerkannt. Nur iſt noch das von dem ehemahligen Vorurtheil geblieben, daß man dieſe Vorzüge zu ſehr bloß auf die Dichtkunſt beſchränkt, da gerade einer der eigenthümlichſten Vorzüge der ſpaniſchen Sprache, man darf wohl ſagen, der ſpaniſchen Nationalbildung, darin beſteht, daß auch die Proſa in dieſer Sprache ungleich früher und vortrefflicher, als in irgend einer andern romaniſchen ausgebildet ward. Die portugieſiſche Mundart wurde zwar ſchon frühe, auch für die Proſa, weich und angenehm gebildet; ſpäterhin aber blieb ſie zu-

rück gegen die höhere Kunſt und die reiche Mannichfaltigkeit der ſpaniſchen Schweſterſprache. Die italiäniſche Sprache iſt, den einzigen Machiavelli ausgenommen, für den praktiſchen und politiſchen Gebrauch nie ſehr glücklich und angemeſſen ausgebildet geweſen. Die frühern Verſuche der andern romaniſchen Sprachen in der Proſa, ſind meiſtens unförmlich. Die franzöſiſche und engliſche haben erſt im ſiebenzehnten Jahrhundert, alſo ungleich ſpäter ſich zur praktiſchen Angemeſſenheit und politiſchen Beredſamkeit ausgebildet, und es iſt dieſer Vorzug hier vielleicht mehr als in Spanien auf den Mittelpunkt der Hauptſtadt und auf die höhern Stände beſchränkt geblieben. Früh ſchon ward in Spanien die Landesſprache zur Geſetzgebung und zu den wichtigſten Lebensgeſchäften, und zwar ſehr glücklich angewandt, und vielleicht hat ſelbſt die Abſonderung der Nation vom übrigen Europa zur frühern Entwicklung der Sprache beygetragen, die an gut geſchriebenen geſchichtlichen Werken ſehr reich iſt, und in der eine männliche Beredſamkeit ſich bis auf unſere Zeiten erhalten hat; eine Beredſamkeit voll von dem feurigſten Geiſte, deutlich und ſcharf, und wo es angemeſſen iſt, auch mit treffendem Witz und Spott durchwebt. Nur in der höhern Philoſophie hat Spanien weniger bedeutende Nahmen, als Italien, Deutſchland und die andern gebildeten Nationen, und eigentlich keinen großen Schriftſteller aufzuweiſen.

Die deutſche Sprache war als eine ganz eigenthümliche zu erlernen, viel ſchwerer als die romaniſchen, konnte daher auch nicht in dem Maaße verbreitet ſeyn, wie dieſe; welche Unbekanntſchaft der andern Nationen mit

der Sprache, oft auch eine Verkennung der deutschen Geistesbildung und Litteratur zur Folge gehabt hat. Dessen ungeachtet glaube ich, die Stelle, welche ich der deutschen Nation in dieser Geschichte der Litteratur angewiesen habe, historisch vollkommen rechtfertigen zu können. Ist gleich die deutsche Sprache weniger verbreitet, so ist dennoch der gründlichere Geschichts- und Sprachforscher auch bey den südlichen und westlichen Nationen durchaus genöthigt zu der Quelle ihres deutschen Ursprungs zurück zu gehen, da mit der germanischen Verfassung und Lebenseinrichtung auch vieles vom germanischen Geist, was sonst nicht verständlich seyn kann, auf die andern Nationen übergegangen ist. Eine gründliche Kenntniß vom Mittelalter und seiner Geschichte, ist ohne Kenntniß der deutschen Geistesbildung und Sprache zu erlangen gar nicht möglich; denn, wie Frankreich und England im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht bloß politisch, sondern auch litterarisch das Übergewicht hatten und herrschten, so waren Italien und Deutschland in aller Bildung die ersten Länder während des ganzen Mittelalters. Die größte und für die Litteratur folgenreichste Entdeckung im funfzehnten Jahrhundert, die Buchdruckerkunst, war eine deutsche Erfindung, und von Deutschland sind im sechszehnten Jahrhundert jene Bewegungen und Erschütterungen ausgegangen, welche den großen Zwiespalt im Glauben zur Folge hatten, und welche dem christlichen Europa auch in Rücksicht der Geistesbildung eine neue Gestalt und Richtung gegeben haben. Ist die deutsche Sprache, für die gesellschaftlichen Kreise, für das praktische Leben, die höhern Geschäfte und politische Bered-

samkeit bis jetzt noch nicht so mannichfaltig brauchbar und überall angemessen ausgebildet, als die englische und französische, so ist sie dagegen, wie die italiänische, welche derselbe Tadel eben so sehr trifft, der Dichtkunst günstig, und für den höhern wissenschaftlichen Gebrauch, seit der griechischen, vielleicht die reichste. In der bildenden Kunst, woran die meisten andern auch sehr gebildeten Nationen kaum einen irgend bedeutenden Antheil genommen haben, behaupten die Deutschen wenigstens die zweyte Stelle neben und nach den Italiänern. In der neuern Litteratur, die sich seit den Erschütterungen des sechszehnten und der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in den verschiedenen Ländern Europa's zu entwickeln anfing, hat die deutsche Sprache und Geistesbildung fast zuletzt ihren neuen Aufschwung genommen; doch ist dieß wohl an sich nicht als ein Nachtheil zu betrachten. Wenigstens in wissenschaftlicher Rücksicht, in Geschichte und Philosophie sollte die spätere Litteratur allerdings auch die reichste und reifste seyn. Und diese Reichhaltigkeit wenigstens wird man der deutschen Litteratur in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht absprechen können, in einem Zeitraume, wo bey manchen andern Nationen ein Stillstand und Rückfall, oder auch ein fast gänzliches Ermatten und Erlöschen in der Litteratur und der Geistesbildung sich zeigte. Wie viel Mängel im Einzelnen sich überall noch finden mögen, sieht man auf das Ganze, so ist der Zeitpunkt wohl nicht sehr entfernt, wo die Kenntniß der deutschen Sprache und Litteratur, für wissenschaftliche Bildung auch bey andern Nationen unentbehrlich scheinen und sich mehr und mehr verbreiten wird.

Unter den nördlichſten und öſtlichſten Nationen, nahmen die ſkandinaviſchen im Mittelalter an der Poeſie und an der Geiſtesbildung des übrigen Abendlandes den nächſten und unmittelbarſten Antheil. Der Einfluß, welchen ſie ſelbſt als wandernde Normannen auf Europa und deſſen Poeſie gehabt, iſt ſchon früher berührt worden. Sie nahmen Antheil an den Kreuzzügen und alſo auch an allem, was dieſe für Geiſt und Einbildungskraft Neues herbeyführten oder hervorbrachten. Als wiſſenſchaftliche Seefahrer durchreiſten forſchende Isländer ganz Europa, ſammelten überall Kenntniſſe, oder auch Dichtungen ein. Die älteſte noch unverfälſchte Quelle der Poeſie der germaniſchen Völker und des geſammten Mittelalters hatten ſie in ihrer Edda erhalten; jetzt brachten ſie aus dem ſüdlichen Europa die chriſtlichen Ritterdichtungen in ihre Heimath zurück. In manchen derſelben, beſonders in den deutſchen Heldenbüchern war die Ähnlichkeit mit ihrer nordiſchen Sage auffallend, ſelbſt einzelne dem Norden angehörige Geſtalten fanden ſich in denſelben wieder. Dieſe behandelten ſie nun mit beſonderer Liebe in mannichfachen Werken und Formen; und wir dürfen dieſe ganze Richtung, zuſammengenommen mit den gothiſchen und deutſchen Heldengedichten aus demſelben Kreiſe, als eine eigenthümlich nordiſche Schule in der abendländiſchen Poeſie betrachten, die in mancher Rückſicht von dem romantiſchen Geiſt der ſüdlichen Fantaſie bey den lateiniſchen Völkern noch ſehr abweichend und verſchieden iſt. Was in jenen ſkandinaviſchen Dichtungen noch heidniſchen und nordiſchen Urſprungs war, die einzelnen Geſtalten, und überhaupt das Wunderbare, was aus der alten Göt-

terlehre herſtammte, faßten ſie, als der Quelle in ihrer Edda noch näher, mit einem tieferen Gefühl auf. Dieſes Wunderbare, was in der Poeſie der ſüdlichen Völker faſt bloß ein flüchtiges und bedeutungsloſes Spiel der Fantaſie, ein müßiger Schmuck geworden iſt, hat in der nordiſchen Dichtkunſt einen ernſten Sinn, innere Wahrheit und Bedeutung. Von dieſer Seite hat die nordiſche Behandlung der Nibelungen ſelbſt vor dem deutſchen Heldengedichte im Einzelnen Vorzüge. So hatte Island und Skandinavien überhaupt im Mittelalter ſeine eigenthümlich geſtaltete Ritterpoeſie, welche auch auf ähnliche Weiſe, wie bey andern Nationen ſich aus der Poeſie erſt in proſaiſche Ritterbücher auflöste und dann in einzelne Volkslieder zerſplitterte. Dieß letzte geſchah in Dänemark, wie in England und Deutſchland, beſonders in dem Zeitalter, wo die Glaubensſtreitigkeiten und die daraus hervorgehende gänzliche Veränderung der kirchlichen und der bürgerlichen Verfaſſung auch in der Überlieferung der alten Nationalandenken und Heldenſage eine große Unterbrechung verurſachte, ſo daß nur einzelne Anklänge davon übrig blieben, vernachläſſigt und nur unter dem Volke ſich erhaltend, vielfach verſtümmelt, und halb unverſtändlich geworden. Indeß auch ſo, und wären ſie nur ein ſchwacher undeutlicher Nachhall von der Poeſie der vorigen Zeiten, ſind Volkslieder, wie England und Deutſchland, Schottland und Dänemark, deren ſo viele und in mancher Hinſicht auch geſchichtlich merkwürdige beſitzt, der ſorgſamſten Aufmerkſamkeit und Aufbewahrung, einer ſchonenden, ſorgfältigen und verſtändigen Behandlung werth. Die alte Litteratur des Nordens war allen ſkandi-

naviſchen Völkern gemein. Mit der Reformation ſcheint eine ſtarke Unterbrechung Statt gefunden zu haben; die einheimiſchen Geſchichtſchreiber der däniſchen, wie der ſchwediſchen Litteratur, betrachten auch den allzu großen Einfluß, welchen die hochdeutſche Sprache mit der erſten Einführung des Proteſtantismus bey ihnen bekam, als ſchädlich für die Entwicklung der Landesſprache. Die ſpätere ſchwediſche Litteratur wird ſelbſt von einheimiſchen Beurtheilern, welche jetzt und für die Zukunft eine neue und beſſere Bahn zu gründen ſuchen, in vieler Hinſicht als ein Beyſpiel aufgeſtellt, wie wenig auch die Gefühl- und Charaktervollſte Nation, zu einer ſelbſtſtändigen und reichhaltigen, zu einer wahrhaft nationalen Litteratur gelangen kann, wenn ſie immer nur einer fremden Sprache und ausländiſchen Vorbildern ausſchließend huldigt. Sehr reichhaltig und eigenthümlich hat ſich dagegen in neuern Zeiten die däniſche Litteratur entwickelt, ungefähr in der gleichen Epoche, wie die deutſche, und obwohl ſelbſtſtändig, auch in Geiſt und Charakter dieſer und der engländiſchen verwandter, als der franzöſiſchen. Wie unſre Sprache eine noch verwandte mit der jener andern nordiſchen Völker, ſo iſt auch die deutſche Poeſie innig zuſammenhängend und faſt eine gemeinſame, beſonders mit der däniſchen und engländiſchen zu nennen. Für die deutſche Philoſophie aber findet dieſe Gemeinſamkeit in der neuern Zeit nicht mehr Statt, und doch wird es vorzüglich die Theilnahme an dieſer und das gemeinſame Fortſchreiten in ihr ſeyn, was für die künftige Weltepoche und die Beſtimmung der Völker von deutſchem Stamme, jene neue Zeit

wiſſenſchaftlich zu begründen, über den Antheil einer jeden einzelnen Nation an dieſem Ruhm entſcheiden wird.

In einer Rückſicht möchte man das ältere Skandinavien vor der Reformation wohl mit Spanien vergleichen; darin nähmlich, daß beyde Länder bey einer ſehr hohen Stufe innerer politiſcher und geiſtiger Ausbildung, doch ein von dem übrigen Europa mehr abgeſondertes und ganz für ſich beſtehendes und in ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildeten. Freylich nahmen auch die Nordländer, wie die Spanier Theil an dem allgemeinen Rittergeiſte des Mittelalters, der ihnen ohnehin von Alters her nicht fremd war; ſie bereicherten ſich auf Reiſen mit der Kenntniß des ſüdlichen Europa's. Gleichwohl fand weder für ſie, noch für Spanien, ein ſo inniger und vielfacher Verkehr mit andern Nationen Statt, wie zwiſchen England und Frankreich vom eilften bis zum funfzehnten, oder zwiſchen Italien und Deutſchland, vom neunten bis zum ſechszehnten Jahrhundert. Auch die Geiſtesbildung von Skandinavien war ganz nur Nationalbildung, vorzüglich auf Poeſie, Geſchichte und andere Kenntniſſe gerichtet, weniger auf die höhere Philoſophie; wenigſtens haben ſie in der frühern Zeit, eben wie Spanien, keinen ſehr bedeutenden Nahmen in derſelben aufzuweiſen. Es iſt auffallend, daß jene vier Länder in der Mitte von Europa, Italien und Deutſchland, Frankreich und England, ſo wie ſie in der politiſchen Geſchichte des neuern Europa am dauerndſten eine Hauptſtelle einnehmen, auch in der Geſchichte der Litteratur ſich dadurch auszeichnen, daß ſie von dem erſten Erwachen des Europäiſchen Geiſtes, unter Karl dem Großen bis auf die neueſte Zeit, an der Entwicklung der

Philoſophie, an ihren Fortſchritten oder Rückſchritten, Erweiterungen oder Verwirrungen den thätigſten Antheil genommen haben, und mit wenig Ausnahme alle große und ausgezeichnete Nahmen in der Geſchichte der neuern Philoſophie dieſen vier Nationen angehören. Die ſehr beſtimmte und in den verſchiedenſten Zeitaltern noch kenntlich bleibende Nationalverſchiedenheit und Richtung in der Philoſophie dieſer Völker, werde ich in der Folge zu beſtimmen verſuchen.

Unter den ſlaviſchen Nationen beſaß Rußland ſchon in dem frühern Mittelalter ſeine Nationalgeſchichtſchreiber in der Landesſprache; ein unſchätzbarer Vorzug, und ein nicht zu verkennender Beweis von dem Anfang einer nationalen Geiſtesbildung. Daß dieſe überhaupt vor der mogoliſchen Verwüſtung in Rußland allgemeiner und verbreiteter geweſen ſey, iſt aus dem blühenden Handel, dem alten Zuſammenhang mit Conſtantinopel und andern hiſtoriſchen Umſtänden ſehr wahrſcheinlich. Aber eben, weil es der griechiſchen Kirche angehörte, war Rußland während des Mittelalters und bis auf neuere Zeit, politiſch und geiſtig von dem übrigen Abendlande getrennt. Unter den ſlaviſchen Nationen, welche ganz dieſem angehörten, hatte Böhmen unter ſeinem Karl dem Vierten eine vollſtändige, und ſehr reiche Litteratur, welche näher bekannt zu machen, auch hiſtoriſch wichtig ſeyn würde; doch ſcheint ſie nachdem, was darüber bekannt geworden, im wiſſenſchaftlichen und geſchichtlichen Fache reicher geweſen zu ſeyn, als in Gedichten. Ob die pohlniſche Sprache, deren Fähigkeit für Poeſie in neuern Zeiten ſehr gerühmt wird, nicht auch ſchon in frühern Epochen und im

Mittelalter einen Reichthum von eigenthümlichen Dichtungen beſeſſen habe, wie man nach dem Charakter der Nation wohl vermuthen möchte, iſt mir nicht bekannt. Sollte dieß aber nicht der Fall ſeyn, ſollten die ſlaviſchen Sprachen und Nationen im Mittelalter keine ſo reiche und eigenthümliche Poeſie gehabt haben, als die germaniſchen oder die romaniſch redenden Völker, ſo läßt ſich vielleicht im Allgemeinen ein Erklärungsgrund dafür angeben. Sie nahmen an den Kreuzzügen entweder gar keinen, oder doch verhältnißmäßig viel geringern Antheil; überhaupt war der Rittergeiſt ihnen wo nicht urſprünglich fremd und unbekannt, ſo doch ungleich weniger allgemein und alles beherrſchend und durchdringend, als im übrigen Abendlande. Vielleicht war auch die eigenthümliche Götterlehre, welche die Slaven vor der Annahme des Chriſtenthums beſaßen, weniger reich, als die germaniſche, oder ward ſie bey der Einführung deſſelben plötzlicher, ſtrenger und allgemeiner vertilgt. Die ſlaviſchen Sprachen, obwohl den edelſten alten und neuen in der Abſtammung verwandt und kunſtreich in ihrem grammatiſchen Bau, ſcheinen auch von Natur weniger zur Poeſie geneigt oder geeignet zu ſeyn.

Gewiß iſt es, daß die Ungarn in ihrer Stammſprache eine eigenthümliche Heldenpoeſie auch ſchon in ſehr alten Zeiten beſeſſen haben. Der nächſte Gegenſtand derſelben war wohl die Einwanderung und Eroberung des Landes ſelbſt unter den ſieben Heerführern. Daß dieſe Sagen aus der heidniſchen Zeit auch nach Einführung des Chriſtenthums nicht ganz verlohren gegangen, ſieht man aus den Chronikſchreibern, die mehrere Lieder von ſolchem Inhalt vor ſich zu haben bezeugen. Ja es hat ſogar

ein ungariſcher Gelehrter, Revaj, eines der Art, welches die Ankunft der Magyaren nach Ungarn, zum Gegenſtande hat, noch aufgefunden und der Vergeſſenheit entzogen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach beſteht die Chronik von dem ſogenannten Schreiber des Königs Bela, der in der ungariſchen Geſchichte und ſelbſt in dem ungariſchen Staatsrechte eine ſo wichtige Rolle ſpielt, dem größten Theile nach aus ſolchen geſchichtlichen Heldenliedern, die der Notar nur in Proſa aufgelöst, und wo er denn wohl allerley eigne Meinungen und ſeynſollende Erklärungen aus ſeinem Kopfe hinzugefügt hat. Er verdient daher gar nicht die Erbitterung, womit ihn die kritiſchen Geſchichtforſcher zu bekämpfen pflegen. Man ſollte in dieſem Buche lieber ein, wenn gleich verſtümmeltes Denkmahl der alten Heldenſage und Poeſie der Magyaren erkennen, und es als ſolches ſchätzen, und nicht ſtaatsrechtliche Folgerungen daraus ziehen, oder Streitigkeiten daran knüpfen, die einer ſolchen Sagenſammlung ganz fremd ſind. Ein anderer Gegenſtand der ungariſchen Dichter war Attila, den ſie als einen ihrer Nation angehörenden Helden und König betrachteten. Es finden ſich in den Chroniken Beweiſe, daß Attila und die gothiſchen Helden, welche die deutſchen Dichtungen in dem Niebelungenliede, und dem Heldenbuche ihm zugeſellen, auch in ungariſcher Sprache beſungen worden, und daß Lieder dieſer Art noch bis in ziemlich ſpäten Zeiten vorhanden geweſen. Wahrſcheinlich iſt dieſe ganze alte Poeſie vorzüglich erſt unter Matthias Corvin untergegangen, der ſeine Ungarn mit einem Mahle ganz lateiniſch und italiäniſch umwandeln wollte, worüber denn die Landesſprache, wie natür-

lich, vernachläſſigt ward, und die alten Sagen und Lieder in Vergeſſenheit geriethen. So ging es den Ungarn im funfzehnten Jahrhundert, wie es auch wohl uns Deutſchen im achtzehnten ergangen ſeyn würde, wenn ein großer König dieſer Zeit, der wie Matthias auch nur ausländiſche Geiſtesbildung ehrte und kannte, eben ſo unumſchränkt über das geſammte Deutſchland geherrſcht hätte, wie Corvin in Ungarn. Was dieſer ausländiſchen Bildungs-Barbarey noch von der alten Sage, von Sprachdenkmahlen und Dichtkunſt entging, das mag dann in der türkiſchen Verwüſtung vollends zu Grunde gegangen ſeyn. Indeſſen hat ſich doch die Neigung zum hiſtoriſchen Heldengedichte bey den Ungarn auch in den folgenden Zeiten erhalten, und im ſechszehnten, wie im ſiebenzehnten Jahrhundert berühmte Meiſter und Werke in der epiſchen Gattung hervorgebracht, bis endlich auch in der jetzigen Zeit ein gefühlvoller Dichter, Kisfaludi, den Geſang, den er zuerſt der Liebe geweiht hatte, der alten Nationalſage zugewandt.

Ich beſchließe dieſe Betrachtungen über die Litteratur und Sprache, auch die weniger allgemein bekannten und verbreiteten, der verſchiedenen europäiſchen Völker, mit einem allgemeinen Gedanken, den ich ſchon vorhin berührte. Eine jede ſelbſtſtändige und bedeutende Nation, hat, wenn man ſo ſagen darf, das Recht, eine eigenthümliche Litteratur, d. h. eine eigne Sprachbildung zu beſitzen, ohne welche auch die Geiſtesbildnng nie eine eigne, allgemein wirkende, und nationale ſeyn kann, ſondern in einer ausländiſchen Sprache erlernt und fortgeübt, immer etwas barbariſches behalten muß. Thöricht würde es freylich ſeyn, die Liebe zu der vaterländiſchen Sprache bloß dadurch zu beweiſen,

daß man die fremden nicht lernt, oder ihre Vorzüge nicht erkennt. Selbſt für allgemeine Geiſtesbildung ſind außer den alten Sprachen, auch mehrere der neuern, nach dem beſondern Zweck eines jeden die eine oder die andere, mehr oder minder durchaus unentbehrlich. Anderntheils wird ſie zu erlernen und zu gebrauchen, durch äußere Verhältniſſe nothwendig gemacht. Der Gebrauch einer ausländiſchen Sprache für die Geſetzgebung und die bürgerlichen Rechtsgeſchäfte iſt allemahl höchſt bedrückend, ja man kann ſagen, ſchlechthin ungerecht; der Gebrauch einer ausländiſchen Sprache für die Staatsgeſchäfte und was damit zuſammenhängt, auch für das höhere geſellſchaftliche Leben, kann nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben für die einheimiſche Sprache. Wo aber ein Verhältniß dieſer Art einmahl eingeführt worden, da iſt es, wenigſtens für den Einzelnen, ein unvermeidliches Uebel. Hier iſt es nun die Sache der Gebildeten, und überhaupt der höhern Claſſe, ins Mittel zu treten, und den rechten Weg zwiſchen beyden Extremen, durch ihren Einfluß, allmählig zu dem allgemeinen zu machen; der Nothwendigkeit zu geben, was ſie fordert, ohne doch die Pflicht gegen das Vaterland zu vergeſſen. Denn, als eine recht eigentliche und unerlaßliche Pflicht, betrachte ich allerdings die Sorge für die eigne Sprache, beſonders von Seiten der höhern Claſſe. Jeder Gebildete ſollte dahin ſtreben, ſeine Sprache rein und richtig, ja ſo viel als möglich vollkommen und vortrefflich zu reden; er ſollte ſich, wie von der Geſchichte ſeines Volkes, ſo auch von ihrer Sprache und Litteratur, eine allgemeine, aber doch nicht gar zu oberflächliche Kenntniß verſchaffen. Eine Pflicht, die im

Grunde um ſo leichter zu erfüllen iſt, je mehr der Verſtand und die Gabe des Ausdrucks auch durch Erlernung fremder Sprachen ſchon geübt worden ſind. Den Gebrauch der unentbehrlichen fremden Sprachen im Leben aber, ſollte man allerdings auf das Nothwendige beſchränken. Die Pflicht für die Sprache ſollte beſonders der höhern Claſſe heilig ſeyn; denn je größer der Antheil iſt, welchen ein Einzelner von dem Eigenthum, der Würde, und von allen Vorrechten einer Nation für ſich beſitzt und genießt, je mehr iſt er auch berufen, für die Erhebung und Erhaltung ſeiner Nation, nach ſeinen Kräften mitzuwirken. Eine Nation, deren Sprache verwildert oder in einem rohen Zuſtande erhalten wird, muß ſelbſt barbariſch und roh werden. Eine Nation, die ſich ihre Sprache rauben läßt, verlichrt den letzten Halt ihrer geiſtigen, innern Selbſtſtändigkeit, und hört eigentlich auf zu exiſtiren. Wie gefährlich aber auch der Andrang ausländiſcher Idiome erſcheinen mag, wenn auf der einen Seite ein abſichtlicher Plan ſyſtematiſcher Sprachausrottung vorhanden iſt, auf der andern die Modethorheit die Menge weit über die Grenze deſſen hinausführt, was der wahre Werth der fremden Sprache zu gelten verdient, oder unvermeidliche Nothwendigkeit erheiſcht; die Gefahr iſt niemahls groß, ſobald ſie nur als ſolche erkannt wird. Denn in allem, was nicht in dem Wageſpiel des Augenblicks, ſondern in der Entwicklung der Zeiten entſchieden wird, iſt die gemeinſchaftliche, ſtillſchweigende Oppoſition der Gutgeſinnten jederzeit unüberwindlich. Der Tyran wirkt ohne es zu wollen, mehrentheils ſelbſt ſeinem Zwecke entgegen, indem durch die beabſichtigte Unterdrückung nur das wi-

derſtrebende Nationalgefühl um ſo lebhafter erweckt, oder doch allgemeiner verbreitet wird. So beſtätigte es ſich auch in der neueſten Zeit, da es der größten deſpotiſchen Übermacht nicht gelingen wollte, der deutſchen Nation ihr intellektuelles Leben zu entreißen.

Nach dieſer Überſicht der verſchiedenen Nationen Europa's kehre ich zurück zum Faden der Geſchichte. Die großen Erweiterungen und Entdeckungen, welche der Wiſſenſchaft und der Litteratur einen neuen Aufſchwung gegeben, gehören der äußern hiſtoriſchen Erſcheinung und dem letzten Reſultate nach dem achtzehnten Jahrhundert an. Ihre ganze Richtung und neue Geſtalt aber erhielt dieſe Geiſtesbildung, die ſich im achtzehnten Jahrhundert ſo mächtig entwickelte, im ſechszehnten durch die Reformation. Dieſe beſtimmte bey dem einen, wie bey dem andern Theile der nun in Zwieſpalt gerathenen Chriſtenheit, die Wege, welche dieſe neue Geiſtesbildung jetzt einſchlug, das Ziel, dem ſie nachſtrebte, die Schranken, innerhalb deren ſie ſich bewegte. An und für ſich lag der Streit beyder Theile eigentlich ganz auſſerhalb der Sphäre der Geiſtesbildung und Litteratur; er ging entweder die Politik an, inſofern er die kirchliche Verfaſſung, das Weſen, die Grenze, und die Ausübungsweiſe der geiſtlichen Macht betraf, oder er hatte ſolche Geheimniſſe der Religion zum Gegenſtande, welche größtentheils ſelbſt der Philoſophie unzugänglich ſind.

Indeſſen hat die Reformation, die alles erſchütterte und veränderte, natürlich auch auf die Wiſſenſchaften, auf Litteratur und Geiſtesbildung einen vielfachen, indirecten Einfluß gehabt, theils einen wohlthätigen, theils

einen nachtheiligen. Zu dem erſten gehört z. B. die allgemeine Verbreitung des Studiums der griechiſchen und der andern alten Sprachen, die jetzt für die Religion ſelbſt unentbehrlich gehalten wurden, und die daher in proteſtantiſchen Ländern, in Holland, England, dem proteſtantiſchen Deutſchlande, wo nicht mit größern Eifer, doch mit mehr Allgemeinheit cultivirt ſind. Indeſſen war die Liebe zu den alten Sprachen ſchon vor der Reformation in Italien und Deutſchland beſonders ſo herrſchend, daß man dieſe hier nicht als das erſte belebende, ſondern nur als mitwirkende Urſache betrachten darf. Der gegenſeitige Streit und Wetteifer beyder Theile konnte zwar über die Hauptgegenſtände der Uneinigkeit zu keinem Fortſchritte und keiner Entſcheidung führen, weil dieſe Gegenſtände gar nicht geeignet ſind, auf ſolche Weiſe durchgeſtritten und entſchieden zu werden; die Religion überhaupt Sache des Gefühls und Glaubens, nicht aber des Disputirens, und eines dialektiſchen Streits iſt. Für die gründliche hiſtoriſche Unterſuchung iſt aber allerdings der Streit vortheilhaft geweſen. Freylich iſt dieß mehr ein indirecter als ein unmittelbarer Vortheil, der auch meiſtens, wie alle wohlthätige Folgen der Reformation erſt ſpäter, nachdem die äußere Ruhe einigermaßen wieder hergeſtellt worden war, eintrat, dagegen der nachtheilige Einfluß in einigen Stücken gleich Statt fand. Nachtheilig war die Wirkung auf die bildenden Künſte; nicht nur durch einige Zerſtörungen, die hie und da Statt gefunden, ſondern vorzüglich dadurch, daß die Kunſt ihrer urſprünglichen und natürlichen Beſtimmung entrückt wurde. Auch die nachfolgenden Unruhen und Bürgerkriege waren, wie ſie es immer

ſind, den Künſten noch ſchädlicher, als der Litteratur. Beſonders Deutſchland iſt dadurch augenſcheinlich um die volle Entwicklung der ihm eigenthümlichen Mahlerey gekommen, die unter Albrecht Dürer, Lucas Kranach und Holbein ſo herrlich zu blühen angefangen. Dieſe Männer, die alle ihre Bildung noch in der frühern Zeit erhalten hatten, fanden jetzt keine Nachfolger. In den proteſtantiſchen Niederlanden richtete ſich die Mahlerey jetzt auf andere, geringere Gegenſtände, wo ſie auch bey der vollkommenſten Behandlung, der ältern religiöſen Mahlerey an Würde nie gleich kommen konnte. Überhaupt verurſachte es eine große, ſchädliche Unterbrechung, daß mit den angefochtenen Punkten des Glaubens oder der kirchlichen Verfaſſung zugleich das ganze Mittelalter und alles, was es hervorgebracht, deſſen Geſchichte und Denkart, ſelbſt Kunſt und Poeſie in einem revolutionären Umſchwung zuſammen verworfen, verkannt und bald mehr oder minder vergeſſen ward. Für Deutſchland war dieſer Verluſt beſonders empfindlich. Eine ſolche Unterbrechung und Wegwerfung der geiſtigen Erbſchaft der Vorfahren iſt von einer jeden ſehr großen plötzlichen Veränderung kaum ganz zu trennen. Wenigſtens aber ſollte man jetzt, wo alle Gründe dazu wegfallen, jene Verkennung des Mittelalters und ſeiner Kunſt und Bildung nicht länger fortſetzen. Der Behauptung, daß die Reformation die wahre Geiſtesfreyheit hervorgebracht habe, kann man nicht ohne große Einſchränkung beyſtimmen. Die allgemeine Freyheit, ja völlige Ungebundenheit des Geiſtes, am Ende des ſiebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert gehört wenigſtens erſt zu den ſpäter erfolgten Wirkungen der

Reformation; es haben außer ihr noch andere Urſachen dazu mitgewirkt, auch iſt es wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß dieſe Ungebundenheit in dem Maaße eher verderblich, als lobenswerth und heilſam war. Die Reformation iſt weder die erſte und einzige Urſache, noch iſt die ihr beygemeßne Geiſtesfreyheit die rechte geweſen. Die nächſte und erſte Wirkung der Reformation auf Philoſophie und Denkfreyheit aber, war vielmehr beſchränkend. Von einer ſolchen liberalen Geiſtesentwicklung, wie ſie in Italien und Deutſchland unter den Medicäern, unter Leo dem Zehnten und Kaiſer Maximilian Statt gefunden, ging ſogar der Begriff im ſechszehnten, und in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ganz verlohren. Ein politiſcher und geiſtiger Despotismus, wie ihn Heinrich der achte beym erſten Ausbruche des Sturms, dann nach der vollendeten Zerreißung Europa's, Philipp der Zweyte in den katholiſchen Ländern und Cromwell von der andern proteſtantiſchen Seite im Zuſtande revoluzionärer Demokratie ausübten, wäre ohne die Reformation gar nicht möglich geweſen. Wer an der Spitze einer neuen Parthey und großen Revolution ſteht, die zugleich eine politiſche und religiöſe iſt, beſitzt eine ſo unumſchränkte Macht, auch über die Denkart und den Geiſt, daß es wenigſtens nur von ſeiner Willkühr abhängt, ſie nicht zu mißbrauchen. Allerdings ſchien aber auch den Anhängern der alten Lehre, unter einem Philipp den Zweyten, und unter mehreren Königen in Frankreich jedes Mittel erlaubt, wenn es nur dazu führte, die weitere Ausbreitung des neuen Glaubens zu verhindern. Wollte man einzelne Beyſpiele von Verfolgungen aus der frühern Zeit,

und noch aus dem funfzehnten Jahrhundert anführen, wie z. B. die Verbrennung des Huß, um die wohlthätige Wirkung der Reformation zu beweisen, so wird man finden, daß bey solchen traurigen Ereignissen stets auch politische Gründe mitgewirkt haben, und man wird leider ähnliche Beyspiele auch nach der Reformation, aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert genug finden. Und zwar bey beyden Theilen; der erste große Selbstdenker und allgemein wirkende Schriftsteller, welchen die Protestanten nach der Zeit der ersten Gährung besaßen, Hugo Grotius, konnte in dem freyesten Lande, welches es damahls gab, dem Gefängniß und der Verfolgung nicht entgehen. Auf der andern Seite führte die Gefahr und der Mißbrauch, den einige von der Geistesfreyheit machten, zur Beschränkung und Unterdrückung. Dadurch ist besonders Italien, um die Entwicklung seiner im funfzehnten Jahrhundert aufblühenden Philosophie gekommen; so, daß es fast verkannt wird, was mir unläugbar scheint, daß diese scharfsinnige Nation auch zur höchsten geistigen Forschung eine ursprüngliche Neigung und eine angestammte Fähigkeit besitzt. Die ausgezeichneten philosophischen Talente, welche Italien im sechszehnten und im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hervorbrachte, nahmen eine so unglückliche Richtung, daß sie für ihr Vaterland meistens verlohren gingen, da ihre Lehren nicht bloß dem Geiste der Kirche entgegen, sondern auch selbst mit dem allgemeinen sittlichen Glauben der Menschheit unvereinbar, und für ihn zerstörend waren. In dem geistigen, wie im politischen Gebiet führt Anarchie den despotischen Druck herbey, dieser aber, wenn er seinen Gipfel erreicht hat, erregt wieder

noch heftigere Empörungen, und Reactionen ohne Maaß und Ende. So bleibt nichts als ein ſtetes Hin- und Herſchwanken von einem Extrem zum andern, zwiſchen Despotismus und Anarchie, die beyde gleich ſchlimm und verwerflich ſind; überall, wo keine dritte, höhere Macht ins Mittel tritt, oder wo ſie, wenn auch noch vorhanden, doch nicht mehr anerkannt wird, weil das Band des Ganzen einmahl aufgelöst iſt.

Wenn einige Lobredner der Reformation dieſe ſo anſehen und darſtellen, als ſey ſie ſchon an und für ſich ein Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes und der Philoſophie geweſen, als Befreyung von Vorurtheil und Irrthum, ſo ſetzen ſie eben das, als ſchon ausgemacht voraus, was der Gegenſtand des Streites iſt. Man ſollte ſich dieſes Arguments um ſo weniger jetzt noch bedienen, da es durch das Beyſpiel ſo großer Nationen, durch Spanien und Italien, das katholiſche Frankreich im ſiebzehnten Jahrhundert, und die Geiſtesbildung des ſüdlichen Deutſchlandes in neuern Zeiten wohl hinreichend auch für die anders Denkenden erwieſen ſeyn ſollte, daß eine hohe, und ſelbſt die höchſte Stufe der Geiſtesbildung vollkommen vereinbar iſt mit jenen Überzeugungen, welche die Stifter des Proteſtantismus als Vorurtheile verwarfen. Es ſollten die Anhänger der Reformation überhaupt weniger Gewicht legen auf die Folgen, die ſie gehabt hat; da einige derſelben auch nachtheilig waren, viele nur ſehr entfernt und mittelbar aus ihr hervorgingen, die Folgen und Wirkungen aber auf keinen Fall über den Werth der Sache ſelbſt entſcheiden können. Auf der andern Seite dürfen diejenigen, welche die Reformation an und für ſich verwerflich

und mit ihrer religiösen Überzeugung unvereinbar finden, gar kein Bedenken tragen, anzuerkennen, daß dieselbe besonders späterhin auch viele äußerst wohlthätige und heilsame Folgen gehabt hat. Betrachtet man überhaupt die Weltgeschichte mit dem Gefühl und in dem höheren Lichte des Glaubens, wird man in dem Gange und in dem Schicksal der Menschheit die lenkende Hand der Vorsehung gewahr, so bietet sich überall fast das gleiche Schauspiel dar. Überall werden dem Menschen die glücklichsten Gelegenheiten und Veranlassungen, wie durch ausdrücklich darauf angelegte Fügung dargeboten, alles Gute zu wirken, das Wahre zu erkennen, und alles wahrhaft Große und Herrliche zu erreichen; dargeboten nur, nicht aufgezwungen; denn er selbst muß mitwirken, um das zu werden, was er eigentlich seyn sollte. Selten zieht der Mensch allen Vortheil von den ihm dargebotenen Mitteln, sehr oft macht er einen ganz verkehrten Gebrauch davon, und stürzt sich nur immer tiefer in seine alte Verwirrung zurück. Die Vorsehung aber ist, wenn man so sagen darf, unermüdlich in diesem Kampf mit der Ungeschicklichkeit und Verkehrtheit des Menschen; kaum ist durch seine Schuld und Verblendung irgend ein großes, allgemeines, furchtbares Uebel entstanden, so gehen unmittelbar aus dem Schooß des selbstverschuldeten Unglücks, neue unerwartete Wohlthaten hervor; Warnungen und Lehren, die sich lebendig in Thatsachen und Begebenheiten aussprechen, immer wiederhohlte Anforderungen zur Rückkehr, um den Menschen dahin zu bringen, daß er endlich zur Besinnung gelange, daß er sich aufrichte und auf dem Wege der Wahrheit wandle.

Mit der Kunst und Poesie stand der Protestantismus eigentlich nicht in unmittelbarer Berührung, wirkte zuerst vielmehr störend für diese; Geschichte und Sprachkunde wurden auf seine Veranlassung theils vielfacher bearbeitet, theils allgemeiner verbreitet; mit der Philosophie aber stand er in dem nächsten Verhältniß. Es wird daher hier der Ort seyn, ihre Geschichte und ihren Zustand sowohl vor der Reformation, als in dem ersten Jahrhundert nach derselben mit einigen Worten zu berühren, doch nur in sofern die Philosophie einen wesentlichen Einfluß auf die allgemeine Geistesbildung gehabt hat.

Die ausgezeichneten Selbstdenker, welche England, Italien und Frankreich in den frühern Zeiten bis zum zwölften Jahrhundert hervorbrachte, sind schon erwähnt worden. Am meisten brachte Deutschland deren hervor, in einer fast fortgehenden Reihe, von Karl dem Großen, bis auf die Reformation, und noch nach derselben. Überhaupt ist Geistesträgheit der Vorwurf, welchen man den neuern Europäern auch im Mittelalter am wenigsten machen kann. Soll ja ein Vorwurf Statt finden, so ist es der, daß sie mit dem Guten und Brauchbaren auch viel Unnützes und Schädliches aufnahmen, so oft sich ihrer rastlosen Wißbegier eine neue Erweiterung der Kenntnisse darbot. So bekamen sie von den Arabern, nebst den mathematischen, chemischen und medicinischen Kenntnisse, worin ihnen diese überlegen waren, auch das ganze astrologische und alchemische Wesen und Unwesen zugleich mit überliefert; und mit dem Aristoteles, der ihnen als der Gipfel und Inbegriff alles bloß natürlichen Denkens und Wissens erschien, einen ganzen Wust von dialektischen

Streitigkeiten und sophistischen Künsten, wie sie auch schon bey den Alten, vornehmlich bey den Griechen, häufig Statt gefunden hatten. Das Beste in der Philosophie des Aristoteles ist der Geist der Kritik; diesen aber in ihm zu finden und zu ergreifen, wird eine so umfassende und genaue Kenntniß des Alterthums erfordert, wie sie damahls zu erwerben, fast unmöglich war, und wie sie auch jetzt noch selten ist. Der Geist der Kritik verläßt den Aristoteles nur in dem Gebiete der Metaphysik, weil hier die einzigen beyden Führer, denen er folgte, Vernunft und Erfahrung durchaus nicht zureichen. Aus der Anhänglichkeit an diese, schon in dem Meister selbst unverständliche Metaphysik, entstand die sogenannte Scholastik. Einigen Ersatz für dieses Uebel gewährte die Nachfolge, welche der beobachtende Theil der Physik des Aristoteles, besonders seit Albertus Magnus, in Europa fand. Daß die Moral des Stagiriten ein großer Gewinn für das Mittelalter gewesen sey, kann man wohl nicht behaupten; ihr Werth für uns liegt vorzüglich auch in der Beziehung auf die griechische Sitte, Lebenseinrichtung und Staatsverfassung. Man hatte ja längst an der christlichen Sittenlehre eine viel reinere und bessere, und bereicherte diese aus dem Aristoteles zunächst nur mit einer Menge überflüssiger Eintheilungen, und bloß dynamischer Gegensätze, mit manchen falschen Voraussetzungen aus dem heidnischen Leben verwebt. Ein sehr auffallendes Beyspiel von dem schädlichen Einfluß der aristotelischen Sittenlehre in der praktischen Anwendung, bietet sich uns in einem schon sehr gebildeten und gelehrten Zeitalter dar. In Spanien wurde im sechszehnten Jahrhundert die große

Frage von der Behandlung der Amerikaner, von einem übrigens nicht unbiedern Manne, dem Sepulveda, der aber ein blinder Anhänger des Aristoteles war, und der so, wie dieser nach den Sitten und Begriffen des Alterthums gethan hatte, die Rechtmäßigkeit der Sklaverey annahm, ganz gegen die gute Sache, und sehr gegen den Geist des Christenthums entschieden.

Man darf übrigens nicht glauben, daß die großen Lehrer der aristotelischen Philosophie im Mittelalter zuerst diesen Sectengeist verbreitet haben. Die Kirche hatte vielmehr demselben entgegengewirkt, so viel es ging, weil gleich Anfangs mit der aristotelischen Philosophie oft auch viele gefährliche und irrige Lehren und Meinungen verbunden waren; indem die aristotelische Philosophie, wo sie recht tief aufgefaßt ward, vielleicht nicht nothwendig, aber doch sehr oft bey den Arabern, wie im Mittelalter und im sechszehnten Jahrhundert dahin führte, statt der Gottheit bloß eine allgemeine Weltseele zu verehren, und besonders die persönliche Unsterblichkeit der Seele zu läugnen. Weil aber der Drang der Zeiten unwiderstehlich war, und die aristotelische Philosophie nicht mehr abgehalten werden konnte, so suchten einige christliche Philosophen, eben so eifrig, die Wahrheit des Glaubens zu erhalten, als die natürliche Erkenntniß durch Vernunft und Erfahrung zu erweitern, sich des Aristoteles zu bemächtigen, um den Strom, der nicht mehr abgehalten werden konnte, wenigstens zu lenken und Verderben zu verhüten. Das Urtheil über den Werth dieser an Geist zum Theil sehr großen und ausgezeichneten Männer kann man im Allgemeinen wohl dahin bestimmen: was ihre

Philoſophie übles und Scholaſtiſches enthält, das rührt von der aus dem Alterthum noch fortgeerbten und ohne gehörige Sorgfalt und Unterſcheidung aufgenommenen Sophiſtik, aus den urſprünglichen Mängeln des Ariſtoteles in der Metaphyſik, ſo wie auch ſeiner arabiſchen Commentare, und von dem leidenſchaftlichen Sectengeiſt ihres Zeitalters her; welcher letztere überhaupt und überall von anſteckender Art iſt, ſo daß ſelbſt der, welcher ihn beſtreitet, nicht immer ſich ganz rein davon erhalten kann. Dieſen Sectengeiſt zu nähren und zu entflammen, trugen beſonders die Univerſitäten viel bey, wo viele Tauſende von Jünglingen von der leidenſchaftlichſten Wißbegier entflammt, für Gegenſtände und Streitigkeiten dieſer Art, Parthey ergriffen. Das Gute, was aber die beſten Philoſophen des Mittelalters enthalten, das verdanken ſie dem Chriſtenthum, welches ſie meiſtens auch vor den größern Verirrungen bewahrte, und dann ihrem eignen, zum Theil ſehr großen Genie und Verſtande. Man würde übrigens ſich irren, wenn man die eigentlich ſo zu nennende Scholaſtik in einem allgemeinen Sinne, das unnütze Herumtreiben des Geiſtes in leeren Begriffen und unverſtändlichen Formeln ausſchließend, für einen Fehler des Mittelalters halten wollte. Es hat dieſes Uebel in der griechiſchen Philoſophie ſehr häufig ſich geäußert, ja den höchſten Grad erreicht, ſelbſt in der Zeit der blühendſten Cultur. Daſſelbe kann man auch von den neuern Zeiten ſagen, und nicht bloß von Deutſchland gilt es; auch in Frankreich und England ließen ſich Beyſpiele der Art anführen, oft ſelbſt von denen, welche am meiſten gegen die Scholaſtik und den Ariſtoteles ſtreiten; wenn man

nähmlich auf das Wesentliche des Uebels sieht, und nicht etwa die Sophistik, wo sie in ihrer Form biegsamer und eleganter ist, deswegen für weniger gefährlich hält.

Das Herumtreiben in leeren Begriffen und todten Abstractionen, welches immer eintritt, sobald die Wahrheit verlohren gegangen, ist die eigentliche, der Vernunft erbliche Krankheit; mag es nun als geschwätzige Kunst und Beredsamkeit noch gefährlicher auf das Leben einwirken, oder in den Formeln der Schule auf deren engern Kreis beschränkt bleiben. Ein der Wahrheit entgegenstehender Sectengeist ist in beyden Fällen damit verbunden.

Die Philosophie des Mittelalters hatte überhaupt nur den Fehler, daß sie noch nicht ganz und durchaus christlich war, daß der Geist des Christenthums noch nicht alle Kräfte, Kenntnisse und Begriffe der Menschen vollkommen durchdrungen hatte. Es lag in der von den Alten ererbten Philosophie der neuern Europäer, nach den beyden schon früher von mir geschilderten Hauptarten und Formen derselben, der Platonischen und Aristotelischen, der Keim zu zwey verschiedenen Abwegen des Irrthums. Der eine ist der schon geschilderte der Vernünfteley, wozu die Dialektik der Alten und Aristoteles führten. Der andere an sich bessere und höhere Weg war der Platonische, der sich jedoch auch in Schwärmerey verirren konnte, sobald das Denken und Glauben aller Schranken, deren keine Thätigkeit des Menschen entbehren kann, entledigt ward. Beyspiele davon liefert uns die zweyte Gattung der Philosophie des Mittelalters, die der sogenannten Mystiker. Sobald sie sich bloß an das religiöse Gefühl hielten, und ihrem innern Berufe folgten, in stiller Frömmigkeit nach

der evangeliſchen Vollkommenheit zu ſtreben, ſo ſtanden ſie auf dem feſten Boden der chriſtlichen Wahrheit und wirkten unendlich viel Gutes, nicht bloß für ihre Zeitgenoſſen, ſondern für die ganze katholiſche Welt aller Zeiten, wie unſer Thomas a Kempis; und dieſer Weg war im Gegenſatz des ſcholaſtiſchen unſtreitig ganz der rechte. Doch findet ſich auch bey den bloß religiöſen Myſtikern des Mittelalters, neben einem frommen Herzen und der tiefſten Innigkeit des Gefühls oft ein Anſtrich von pantheiſtiſcher Verneinung und Selbſtvernichtung, welcher dem Geiſte des Chriſtenthums eigentlich fremd und für die höhere Entwicklung deſſelben ſogar ſtörend iſt. Wollten ſie aber zugleich das Gebiet der Wiſſenſchaft umfaſſen, ſo war das religiöſe Gefühl allein ohnehin nicht zureichend und es wurden dann noch andre Quellen der Erkenntniß hinzu genommen, beſonders für die Erkenntniß der Natur, welche nicht immer hinreichend lauter und geſichtet waren. Der Platonismus, mit vielen andern orientaliſchen, öffentlichen und geheimen Überlieferungen verbunden, gab der Fantaſie einen zu freyen Spielraum, und beſonders in der Naturwiſſenſchaft war dieſe Denkart faſt immer mit dem Glauben an Aſtrologie und der Neigung zu magiſchen Geheimniſſen verbunden. Beſonders in Deutſchland war dieß der Fall; man darf deſſen wohl um ſo eher erwähnen, da dieſe Meinungen auch jetzt wieder viel Einfluß und allgemeine Herrſchaft gewinnen. So wie berühmte Männer ehedem ihre Lebensbeſchreibung mit einer Erhebung zu Gott, oder mit ſonſt einem frommen Wunſche oder Gedanken anfingen, ſo wird es jetzt wieder Sitte, ſie mit der Nativität, und mit dem aſtrologiſchen

Urtheil zu eröffnen. Solche Phänomene, die für wunderbar und geheimnißvoll gelten, nicht als ob ſie an und für ſich ganz regellos, unzuſammenhängend und unbegreiflich wären, ſondern weil ſie allerdings einer höhern und verborgnern Ordnung und Region angehören, bin ich weit entfernt läugnen zu wollen, wenn tiefe Naturforſcher ſie zum Gegenſtande ihrer Unterſuchung machen. Nur müſſen dergleichen ſideriſche Einflüſſe, inſofern ſie wirklich Statt finden, um alle falſche Anwendung und Gefahr, die damit verbunden ſeyn kann, zu vermeiden, nothwendig einem chriſtlich erleuchteten Sinne untergeordnet bleiben, welcher allein im Stande iſt, dieſe geheimen Kräfte richtig zu deuten und ſicher zu leiten. Wenn man dieſen aſtraliſchen Erſcheinungen und Mächten aber ſo viel Gewalt einräumt, daß die menſchliche Freyheit dem Einfluß der Geſtirne ganz unterworfen wird, dann iſt der Glauben an Aſtrologie allerdings für alle Moral und Religion untergrabend, wie unſer Schiller in dem Charakter eines von dieſen Glauben beherrſchten Helden ſo vortrefflich dargeſtellt hat. Eben weil der Mißbrauch ſo leicht, die Mittheilung ſo gefährlich iſt, ſind die Dinge dieſer Art wohl oft als Geheimniſſe behandelt worden. Ich finde es ſelbſt hiſtoriſch nicht unwahrſcheinlich, daß ein Albertus Magnus, daß im funfzehnten Jahrhundert der große Mathematiker Nicolaus von Cuſa, der biedere Biſchof Trithemius, dann Reuchlin, der Erſte ſeiner Zeit in aller orientaliſchen Gelehrſamkeit, manches gewußt haben mögen, was auch jetzt vielleicht nicht überall bekannt ſeyn mag. Man würde auch ſehr unbillig ſeyn, wenn man den großen Geiſt, die Kenntniſſe, die biedern Geſinnungen und

Grundsätze der genannten Männer, wegen der beygemischten Irrthümer ihrer Zeit, die jetzt beynah auch wieder die der unsrigen zu werden scheinen, verkennen wollte. Aber andere sind wohl nicht so rein geblieben, und wie leicht die Irrthümer oder auch die Kenntnisse dieser Art in eine fast betrügerische Geheimnißkrämerey mit Charlatanerie übergehen, oder doch davon verunreinigt werden, zeigen andere Charaktere dieses Zeitalters. Ich will nur den Agrippa nennen; auch Paracelsus ist nicht frey von solchen Flecken. Indessen hatte Deutschland in den frühern Zeiten vorzüglich eine große Anzahl von jenen reinern und bloß vom religiösen Gefühl beseelten, mystischen Philosophen, welche noch kein Vorwurf dieser Art treffen kann. Keine neuere Sprache ist so früh für die höhere Philosophie und die geistigsten Gegenstände angewandt und ausgebildet worden, als die Deutsche. Dieser Schriftsteller gab es vom dreyzehnten Jahrhundert an bis zur Reformation in niederdeutscher und oberdeutscher Sprache sehr viele. Sie standen in Verbindung untereinander, bildeten eine Art von Schule, und nannten sich Diener der heimlichen Weisheit, oder der himmlischen Sophia, worunter sie die göttliche und höhere Wahrheit verstanden, welcher sie nachstrebten und deren Betrachtung sie ihr Leben widmeten. Ich will aus der Menge nur einen anführen, der für die Geschichte der Sprache sehr wichtig ist. Dieser ist der Prediger oder Philosoph Tauler, der noch lange nach der Reformation von Katholiken und Protestanten um die Wette verehrt und benutzt ward, bis die allgemeine Vergessenheit auch ihn traf. Die elsassischen Gelehrten, welche nachdem sie politisch schon Frankreich angehörten, sich oft durch

gründliche deutsche Geschichts- und Sprachforschung, ruhmwürdig als wahre Deutsche bewährten, haben das Verdienst, daß sie in neuern Zeiten die Aufmerksamkeit auf diesen vergessenen Denker und Weisen zuerst wieder hinlenkten, und dessen hohe Wichtigkeit wenigstens für die Sprache erkannten. Vergleicht man die seinige mit der in Luthers Zeit, oder hundert Jahre nach ihm, bey ähnlichen Gegenständen üblichen, so ist der Unterschied ungefähr eben so groß, wenn man Prosa mit Poesie vergleichen darf, wie der zwischen dem sanften Wohllaut der schönsten Rittergedichte des dreyzehnten Jahrhunderts, wie etwa des Nibelungenliedes und den rauhen Knittelversen des sechszehnten Jahrhunderts. So ist also auch in diesem Stücke die ältere Zeit nicht die rohere gewesen, sondern wie im Geist und in der Gesinnung besser, so auch in der Sprache von reinerem Werth.

Wenn man also jetzt bisweilen der deutschen Nation ihre Neigung zur Mystik zum Vorwurf macht, so ist dieser Fehler viel älter als die Tadler selbst vielleicht wissen; denn man könnte ihn von dem zwölften Jahrhundert, ja von den Zeiten Karl des Großen an, mit historischen Beweisen und Belegen in fast ununterbrochner Reihe, als allerdings gegründet durchführen. Weit entfernt aber, daß dieses in dem rechten und würdigen Sinne des Wortes, ein Tadel seyn sollte, können wir vielmehr nur das höchste Lob der geistigen Richtung einer Nation darin sehen, wenn wir in dem welthistorischen Fortgange der intellektuellen Entwicklung, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, nebst den Indiern und Griechen, die Deut-

schen als das dritte unter diesen metaphysischen Völkern bemerken und jenen in diesem Stücke beyzählen müssen; indem bey diesen drey genannten Völkern die Anlage zur Metaphysik, oder der Wissenschaft von den göttlichen Dingen, so wie die Richtung darauf, in allen Höhen und Tiefen, Wegen und Abwegen, welche dieses Streben mit sich führt, nicht erst von außen eingepflanzt und angeregt, sondern ganz bey ihnen einheimisch und gleichsam angebohren war.

In der Philosophie des Mittelalters ist übrigens, wie in der neuern Zeit ein sehr starker und entscheidender Einfluß des Nationalcharakters sichtbar. England und Frankreich haben auch in den ältern, wie in den neuern Zeiten, vorzüglich gewandte Selbstdenker, so wie auch kühne Zweifler und Sophisten hervorgebracht; und mehrere unter den sogenannten Scholastikern, welche Franzosen oder Engländer waren, tragen für jene ältere Zeit ganz dieses Gepräge. Die Italiäner unterscheiden sich in der ältern Zeit durch eine ganz besonders feste Anhänglichkeit an die Wahrheiten des Glaubens; nächstdem aber durch einen ähnlichen Hang, wie in Deutschland zu einer höhern, geistigen, oft auch schwärmerischen Philosophie. Die Neigung zum Platonismus ist selbst in ihren Dichtern sichtbar. Es hat also mit einem Worte der eine Hauptweg des Nachdenkens, die Erfahrungs- und Vernunft-Philosophie, in welcher unter den Alten Aristoteles der größte war, in England und Frankreich, im Mittelalter wie in neuern Zeiten am meisten Einfluß und Anhänger gefunden. Daher auch beyde Nationen, ungeachtet alles poli-

tiſchen Zwieſpaltes, in dem Innerſten ihrer Anſichten, Begriffe und Urtheile, oft mehr als man beym erſten Blicke denkt, zuſammenſtimmten. Die Neigung zu einer andern und mehr platoniſchen Art von Philoſophie theilt der kunſtliebende Italiäner, mit dem tief empfindenden Deutſchen, daher bey aller Verſchiedenheit der Abſtammung, Sprache und Sitten, eine gewiſſe Sympathie und Anneigung zwiſchen beyden Nationen unverkennbar iſt.

Eilfte Vorleſung.

Allgemeine Betrachtung über die Philoſophie vor und nach der Reformation. Poeſie der katholiſchen Völker, der Spanier, Portugieſen und Italiäner. Garcilaſo, Ercilla, Camoens, Taſſo, Guarini, Marino und Cervantes.

Der Zuſtand der allgemeinen Geiſtesbildung, und der Gang der Philoſophie kurz vor der Reformation und in dem erſten Jahrhundert nach derſelben, war zuletzt der Gegenſtand unſerer Betrachtung. Ich faſſe die weſentlichen Reſultate dieſer Unterſuchung in folgende allgemeine Bemerkung zuſammen.

In ganz Europa war vor der Wiederherſtellung der alten Litteratur und der Reformation der leere logiſche Wortkram, den man ariſtoteliſch nannte, bey dem groſſen Haufen der Gelehrten, und auf allen öffentlichen Lehranſtalten herrſchend. In Deutſchland und nächſtdem in Italien war aber im fünfzehnten Jahrhundert neben jener todten Wortphiloſophie, eine andere, höhere Philoſophie verbreitet, welche ſich theils an die platoniſche, theils an die orientaliſche anſchloß. Sie enthielt im Einzelnen Anlaß zum Irrthum, aber ſie war wenigſtens im Ganzen auf dem beſſern Wege, ſie war auf jeden Fall reicher an Gehalt, und von tieferem Sinne. Selbſt in der Art, wie ſie, und in der Perſon derjenigen, von de-

nen ſie gelehrt ward, zeigt ſich ihr Vorzug. Sie herrſchte nicht auf den Univerſitäten und in den Schulen, ſie war überhaupt keine Secte, ſondern wahrhaft Philoſophie nach dem alten Sinne des Worts, Liebe zur Wahrheit und Weisheit, nur um ihrer ſelbſt willen geſucht und verbreitet, von ſolchen die zur höchſten Erkenntniß den unwiderſtehlichen Beruf in ſich fühlten. Die größten Naturforſcher und Mathematiker, die umfaſſendſten Kenner des griechiſchen Alterthums, und die erſten Orientaliſten des funfzehnten Jahrhunderts in Italien und Deutſchland hingen ihr an. Die wieder erneuerte Bekanntſchaft mit der griechiſchen Litteratur hatte auf die Philoſophie im Ganzen keinen andern Einfluß, als daß ſie der myſtiſchen und mehr platoniſchen Art zu philoſophiren, mit ſo vielen Schätzen und Denkmahlen des Alterthums neuen Stoff und neue Nahrung zuführte, Hülfsmittel und Werkzeuge, ſich zu bereichern und immer kühner zu entwickeln, aber auch mannichfaltige Veranlaſſung gab zu neuen Irrthümern, oder vielmehr nur zur Wiedererneuerung aller Neu-Platoniſchen oder andern orientaliſchen Schwärmereyen. Durch die Wiederherſtellung der alten Litteratur gewann alſo die eine damahls herrſchende Hauptart der Philoſophie an Umfang der Erkenntniß und Entwicklung; aber auch an Einfluß zur Verbreitung ſchwärmeriſcher Meinungen, überhaupt alſo an Wirkſamkeit zum Guten, wie zum Irrthum.

Auf die andere Art der Philoſophie, auf die ariſtoteliſche, war der Einfluß noch größer. Man hatte dieſelbe bisher gar nicht rein aufgefaßt und gelehrt; ſie war ſchon bey den Scholaſtikern mit vielen platoniſchen Begriffen vermiſcht geweſen, da man ſie zugleich immer dem Chri-

ſtenthum unterordnete. Als man ſie nun immer mehr aus den geläuterten Quellen ſelbſt, und in dem ganzen Zuſammenhange der griechiſchen Geiſtesbildung kennen lernte und auffaßte, ſo war dieß für die Form allerdings ein Gewinn; man entfernte wenigſtens das äuſſere ſcholaſtiſche Weſen, und kleidete ſie in ein Gewand, welches dem claſſiſchen Vortrage des Alterthums und dem kritiſchen Scharfſinn des Urhebers nicht mehr ſo ganz unähnlich und ihrer unwürdig war. Je beſſer und tiefer man aber in den Geiſt der griechiſchen Philoſophie eindrang, je häufiger ereignete es ſich, daß einzelne Anhänger derſelben auf ſolche Folgerungen ihres Syſtems geriethen, welche mit der Religion und Sittlichkeit unvereinbar ſind; wie z. B. als erſte Urſache an Gottes Statt, bloß eine allgemeine Weltſeele anzunehmen und zu verehren, vorzüglich aber die Unſterblichkeit der Seele zu läugnen. Dieß war bey mehreren Anhängern des Ariſtoteles, beſonders in Italien im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert der Fall. Geringeren Einfluß wenigſtens keinen gleich Anfangs ſo deutlich ſichtbaren, hatte es auf den Gang der Philoſophie, wenn einige Kenner und Verehrer der alten Litteratur jetzt mehr und mehr auch andere Syſteme des Alterthums, wie z. B. das ſtoiſche zu erneuern ſuchten. Plato und Ariſtoteles haben die beyden Hauptwege des menſchlichen Denkens und Erkennens ſo entſchieden bezeichnet und gebahnt, daß ſie auch für alle nachfolgende Zeiten die Hauptwege geblieben ſind, und bleiben mußten. Die andern Syſteme des Alterthums erhalten meiſtens nur durch ihre Beziehung auf jene beyden ihren Werth, es

ſind nur Abweichungen oder Nebenwege, die ſich doch bald wieder in jene beyden Hauptwege verliehren. Daher machten jene Verſuche, den Stoicismus, oder andere Philoſophien des Alterthums zu erneuern, wenig Glück, und hatten dieſe Verſuche keine andere Wirkung als die Mannichfaltigkeit und Gährung der Meinungen überhaupt zu vermehren. Nur das ſchlechteſte unter allen Syſtemen des Alterthums, das des Epikur, der rohe Materialismus, welcher alles aus körperlichen Atomen ableitet und entſtehen läßt, fand ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert vielen Beyfall; und darin lag freylich ſchon ein hinreichender Beweis von dem großen Verfall der echten Wiſſenſchaft und tieferen Philoſophie. Späterhin fand dieſe rohe Atomiſtik, die im Grunde nichts iſt, als die wieder hervorgerufne und durch die neuen Entdeckungen der Naturkunde bereicherte und erweiterte Lehre Epikurs, immer mehr Anhänger, und ward endlich in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zur eigentlich herrſchenden Secte, beſonders in Frankreich, durch die Verbreitung der franzöſiſchen Sprache aber auch im übrigen Europa.

Man nennt die Epoche des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts oft im Allgemeinen eine Wiederherſtellung, oder gar eine Wiedergeburth der Wiſſenſchaften. Eine Wiederherſtellung war es allerdings, wenigſtens in Rückſicht auf die erneuerten Kenntniſſe der griechiſchen Litteratur und des Alterthums, wodurch das hiſtoriſche Wiſſen zwar noch nicht bis zur Vollſtändigkeit gelangte, aber doch unermeßlich erweitert ward. Für eine wahre Wiedergeburth des menſchlichen Geiſtes und der Wiſſen-

ſchaften kann es durchaus nicht gelten, denn ſo würde doch nur eine Veränderung genannt werden können, die nicht bloß Bereicherung wäre, und durch eine Einwirkung von außen hervorgebracht, ſondern ein Erwachen aus dem vorigen todten Zuſtande, und ein neues Leben, das von innen emporflammte. Eine ſolche innere, den Geiſt ſelbſt neu belebende totale Veränderung in der Philoſophie hat die Reformation zunächſt nicht hervorgebracht; die beyden Hauptwege der Philoſophie, die Ariſtoteliſche und Platoniſche, blieben im Weſentlichen die nähmlichen. Doch hat auf den fernern Gang, die Entwicklung und Ausbreitung beyder die Reformation mächtig gewirkt. Von jener platoniſch-orientaliſchen, die vor ihm und zu ſeiner Zeit in Deutſchland ſo viele Freunde hatte, ſcheint Luther ſelbſt wenig Kenntniß gehabt zu haben; dagegen hegte er einen deſto größern und wohl verzeihlichen Haß gegen die Scholaſtik und auch gegen ihren vermeintlichen Stifter, den Ariſtoteles, welchen er nicht anders als „einen todten Heiden" zu nennen pflegte. Dem ungeachtet war ſelbſt Luthers nächſter Freund und Nachfolger, Melanchthon ſchon wieder ein Anhänger derſelben; ja derjenige, welcher dem Ariſtoteles und der geläuterten ſcholaſtiſchen Philoſophie von neuem das Übergewicht gab. Die Urſache war folgende; die höhere und geiſtige Philoſophie, welche aber, wenn der Mittelpunkt der Wahrheit einmahl ſchwankend geworden, der Schwärmerey und allen Arten des Irrthums die Pforte öffnet, hatte dieſe Wirkung, in den erſten anarchiſchen Zeiten der Reformation, beſonders in Deutſchland in vollem Maaße gehabt. Daher entſtand ein allgemeines Mißtrauen gegen

dieſelbe. Es ward die ariſtoteliſche Philoſophie überhaupt jetzt wieder allgemein herrſchend bey beyden Theilen, in Spanien, wie in Deutſchland; weil man dieſes alte Formelweſen, je geiſtloſer es getrieben wurde, um ſo eher dem einen, wie dem andern Glauben anſchmiegen konnte. War damit auch einige beſſere Naturkenntniß, mehr Sprach- und Alterthumskunde, wie ehedem vereint, ſo war es doch im Ganzen das alte Uebel, derſelbe logiſche Wortkram, den die beſſere Philoſophie ſchon im funfzehnten Jahrhundert zu verbannen nahe daran war, und der nun in allen Ländern, wo es wiſſenſchaftliche Cultur gab, noch bis in der Mitte, ja bis an das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts fortdauerte. In Italien ward die kühnere Philoſophie, die jetzt wirklich den Charakter der gefährlichſten und wildeſten Oppoſition annahm, unterdrückt, und mehrere ausgezeichnete Talente, wie Jordanus Brunus, wurden ein Opfer dieſes Kampfes. In Deutſchland und England ward die höhere Philoſophie zwar nicht ganz unterdrückt, aber doch auch verdrängt und mit unter verfolgt, wenigſtens aus dem allgemeinen Kreiſe der gelehrten Bildung ausgeſchloſſen. Um ſo mehr ward ſie dagegen in geheimen Überlieferungen oder Verbindungen fortgepflanzt, oder auch von Einzelnen aus dem Volke ergriffen. Auf beyden Wegen mußte ſie einer mannichfachen Verwilderung und Verwirrung ausgeſetzt ſeyn, und konnte um ſo weniger zu einer allgemeinen Entwicklung und Wirkſamkeit gelangen. Zwar ſind die Gaben der Natur nicht nach menſchlicher Rangordnung eingezirkelt und geſchloſſen, ſondern mit freygebiger Hand ſind ſie überall verbreitet und oft verſchwenderiſch ausgeſtreut,

und das Licht der göttlichen Offenbarung steht jedem christlichen und empfänglichen Sinne offen, der damit begnadigt wird; der Geist des tiefern Nachdenkens und der höchsten Erkenntniß ist nicht auf die sogenannten gebildeten Stände beschränkt, und auch von der Gelehrsamkeit ganz unabhängig. Viele der merkwürdigsten unter den griechischen Philosophen waren Männer von geringer Herkunft, ohne weitere Auszeichnung und Gaben, als ihr inneres Denken; der weiseste unter den Griechen, Sokrates, war kein Gelehrter, und wollte keiner seyn. Die ersten Verkündiger des Christenthums waren Männer aus dem Volke, wir sehen sie gleichwohl mit den höchsten Gegenständen und Geheimnissen des Nachdenkens durchaus vertraut. Ähnliche Männer waren alle Jahrhunderte hindurch von Zeit zu Zeit aufgestanden. Es liegt überhaupt in dem starken und weniger zerstreuten Gemüthe des Volks eine oft wunderbare sittliche und auch geistige Kraft. Staaten und Secten sind oft durch geringe Männer aus dem Volke gestiftet worden; und auch die Rettung des Vaterlandes und die Verbreitung und neue Belebung der wahren Religion, ist nicht selten von solchen Männern ausgegangen, wenn sie dazu berufen waren und von reiner Begeisterung ergriffen wurden, wovon auch die Geschichte der katholischen Kirche so viele erhebende Beyspiele enthält. Das geschah freylich meistens durch lebendige That, nicht durch Schriften. Sehen wir auch auf den erfinderischen Geist und die Gabe der Sprache, und vergleichen wir die Philosophie mit der Dichtkunst, so ist auch in dieser Hinsicht das Genie kein ausschließendes Vorrecht der Gelehrten. Konnte ein Shakspeare, der sich doch ganz an die Volkspoesie

anſchloß, eine Höhe und Tiefe der Darſtellung erreichen, in welcher den kunſtreichſten und gelehrteſten Dichtern, ihm zu folgen und gleich zu kommen, noch nie hat gelingen wollen; ſo läßt ſich auch begreiflich finden, daß ein Mann aus dem Volke in Deutſchland alle Höhen und Tiefen des geiſtigſten Nachdenkens, und jener höhern und geheimen Philoſophie erſchöpfen konnte, welche damahls aus dem Kreiſe der Wort- und Schriftgelehrten verſtoßen war. Dieß findet ſeine volle Anwendung auf jenen Mann, deſſen Nahme ſchon den Aufgeklärten ein Ärgerniß und den Gebildeten eine Thorheit iſt; den ſogenannten teutoniſchen Philoſophen, Jakob Böhme, der zu ſeiner Zeit nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in andern Ländern, in Holland und in England viele eifrige Anhänger hatte, zu denen auch jener, durch ſein Unglück ſo berühmte König Karl von England gehörte.

Ich habe ſchon mehrmahls meine Überzeugung geäußert, daß ich auch das Daſeyn einer Volkspoeſie immer nur als einen Beweis von Zerrüttung und Auflöſung der wahren Dichtkunſt anſehen kann; denn dieſe ſoll nicht ausſchließlich dem Volke ſo wenig, wie den Gelehrten überlaſſen ſeyn, ſondern dem Volke, den Gebildeten, und der geſammten Nation gemein ſeyn. Kann aber ſelbſt die Volkspoeſie nicht allen nachtheiligen Spuren dieſes getrennten Zuſtandes, und der daher rührenden Vernachläſſigung und Verwilderung entgehen, wie viel mehr muß dieß der Fall ſeyn, mit einer ſolchen Volksphiloſophie, deren Begriff ſogar ſchon beynahe etwas Widerſtreitendes in ſich ſchließt? Wie ſehr auch das Genie des Einzelnen ſich in dem ungünſtigen Verhältniß bewähren mag; es iſt

dieß durchaus nicht die Stelle, welche die Philoſophie eigentlich im Ganzen einnehmen ſoll. Das merkwürdige Syſtem dieſes teutoniſchen Philoſophen ausführlicher zu ſchildern und zu erklären, bleibt einem andern Orte vorbehalten. Vor allen ähnlichen und ſonſt theologiſchen Schriftſtellern unter den Proteſtanten der damaligen Zeit, zeichnet er ſich durch einen beſonders frommen, ſtillen und chriſtlichen Sinn aus. Die mannichfaltigen Entwicklungen der Seele in ihrem innerlichen Leben bilden die Grundlage ſeines Nachdenkens; eine höhere Sehnſucht aber führte ihn ſchon früh weit über die Gränzen des gewöhnlichen proteſtantiſchen Unterrichts und Glaubens hinaus und richtete ſeinen Geiſt zunächſt und faſt ausſchließend auf die Morgenröthe einer beſſern Zukunft, einer neuen Zeit und allgemeinen Verherrlichung. Die Herrlichkeit der göttlichen Offenbarung in den Wundern ſeiner Schöpfung aber ſuchte er vorzüglich aus den verborgnen ſieben Quellen der Natur und ihrer innerlichen Kräfte zu enthüllen; und für dieſe geheime Tiefen und Quellen der Natur hat er wohl allerdings einen ſehr offnen und hellen Sinn, ein eignes nicht allen zu Theil gewordnes inneres Gehör, und ihm ganz eigenthümliche glückliche Anſchauungsgabe beſeſſen. Zu bemerken iſt indeß, daß ſo ſehr Böhme's Syſtem auch das Gepräge eines durchaus aus ſich ſelbſt und der eignen Quelle ſchöpfenden Geiſtes an ſich trägt, es doch nicht ohne Zuſammenhang iſt mit andern Formen der geheimen Philoſophie, die man um dieſe Zeit immer mehr Einfluß gewinnen ſieht. Begreiflich iſt es wohl, wenn der unverſiegliche Durſt nach Wahrheit ſich damahls andre, verborgnere, von dem leeren Wortweſen der Gelehrten weit

entfernte Wege ſuchte, auf denen manche Überzeugungen und Entdeckungen, Erkenntniſſe oder auch Schwärmereyen und Irrthümer ſich ſchnell verbreitet zu haben ſcheinen. Nachdem das zugleich ſichtbare und unſichtbare Band der Kirche für einige Länder Europa's zerriſſen war, trat nun eine unſichtbare Verbindung andrer Art hie und da an die Stelle, oder ſollte ſie wenigſtens einnehmen. Es gibt Stufen in der Erkenntniß der Wahrheit, niedre und höhere Grade; die letztern können ſchwerlich in dem Zuſtande der noch kämpfenden Menſchheit allgemein ſeyn. Ich will zugeben, daß es nach Leſſings Meinung, unter den Erkenntniſſen auch an ſich geheime gibt, nähmlich ſolche, die es ihrer Natur nach ſind, weil bey demjenigen, der ſie ergriffen, oder erhalten hat, nicht wohl der Entſchluß Statt finden kann, ſie zur Unzeit allgemein und öffentlich mitzutheilen, wozu ihm vielleicht die Mittel fehlen würden. Das Daſeyn ſolcher Überlieferungen iſt hiſtoriſch faſt zu allen Zeiten deutlich; auch wird man ſchwerlich jemahls verhindern können, daß ſich Anſichten und Überzeugungen dieſer Art in einer oder der andern Form unſichtbar fortpflanzen. Aber wenn eine ſolche Überlieferung auch ganz reine und lautre Wahrheit, ohne alle beygemiſchte falſche Schatzgräberey nach leeren Geheimniſſen enthielte, ſo würde doch die Oppoſition dieſer geheimen und der öffentlichen Wahrheit ſchon an ſich als ein großes Uebel zu betrachten und immer ſchlechthin verwerflich ſeyn. Die äußere Zerſpaltung der ſichtbaren Kirche ward im Zeitalter der Reformation, von allen Gutgeſinnten mit Recht als das größte Unglück betrachtet, weil dadurch die Familie der chriſtlichen Völker getrennt,

der Körper der Menschheit zerrissen werde. Wenn es eine unsichtbare Kirche geben könnte, die im Widerspruch wäre mit der sichtbaren, so würde diese Trennung noch schrecklicher, und wie eine Scheidung von Körper und Seele seyn, und uns mit einer gänzlichen Auflösung bedrohen. Doch dem ist nicht also; Leib und Seele der Menschheit sind noch nicht getrennt, und die Wahrheit ist nur Eine. Wer den Felsen verlassen hat, auf dem sie ruht, der wird ihren Tempel nicht erbauen. Die Wunder der Natur und die Geheimnisse der Wissenschaft und der Geisterwelt sind nur einzelne Strahlen an dem ewigen Leuchter der göttlichen Offenbarung, wie er von Anbeginn bis an das Ende der Zeiten in Gottes Kirche besteht und bestanden hat; und so wie jene Strahlen einzeln von diesem Baume des Lebens, dem wahren Glauben, abgerissen werden, muß ihr Licht, so herrlich es sonst auch glänzen möchte, unwiederbringlich erlöschen und sich verfinstern. Die Schule und die Wissenschaft so wie ihre exoterische oder esoterische Fortpflanzung und Anknüpfung, kann und muß in den meisten Zeitaltern in der äußern Verfassung, Gestaltung und lebendigen Anwendung von der Kirche und Religion verschieden und getrennt werden; aber im innersten Geiste müssen sie ewig Eins seyn, denn das Wort des Lebens, welches sie beyde auf verschiedenem Wege, zu verkünden, zu deuten und wirksam zu verbreiten haben, ist überall dasselbe und ebenfalls nur Eines.

Dieß waren also die Wirkungen der Reformation auf die Philosophie. Jene geistigere platonisch-orientalische Art zu philosophiren, welche im funfzehnten Jahrhundert die größten Männer Italiens und Deutschlands öffentlich

angebaut hatten, ward nach der Reformation im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert wieder unterdrückt, dem Volke und einzelnen Naturdenkern überlassen, oder nur im Verborgenen nicht ohne große Verunstaltung und Verwilderung fortgepflanzt. Öffentlich aber und bey den Gelehrten des Tags herrschte der alte logische Wortkram, den man aristotelisch nannte, bis gegen die Mitte und das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, fast noch zwey Jahrhunderte lang fort, wo ihn andre Systeme und Secten verdrängten, deren Werth ich in der Folge betrachten werde, da sie bis auf unsre Zeiten fortgewirkt haben, und ihre volle Entwicklung dem achtzehnten Jahrhundert angehört.

Die Wirkungen der Reformation für Geistesbildung und Wissenschaft, müssen also in einem richtigen und umfassenden historischen Sinn ganz anders aufgestellt werden, als sie nach dem beschränkten Partheybegriffe in unbedingter Lobrede gewöhnlich erscheinen. Überhaupt aber muß man eine große Weltperiode dieser Art nicht nach den Wirkungen und Folgen, sondern nach dem innern Wesen beurtheilen. Wenn nun das Wesen jener Epoche mehrentheils als ein Erwachen der Vernunft geschildert, das Mittelalter aber als der Zeitraum der vorherrschenden Fantasie bezeichnet wird, so ist dieses im Allgemeinen allerdings richtig; es bedarf aber noch sehr vieler nähern Bestimmungen, damit nicht ganz falsche Folgerungen daraus hergeleitet werden. Wohl ist in jedem Weltalter eine von den Elementarkräften des menschlichen Bewußtseyns vorwaltend, welche eben in diesem Zeitraum besonders verarbeitet, und dem letztrn allgemeinen Ziele gemäß gestaltet

werden ſoll, mithin den eigenthümlichen Charakter deſſelben bildet. So iſt in dem dritten Weltalter, welches von Conſtantin bis zur Reformation zwölf Jahrhunderte umfaßt, und welches wir als die Übergangs-Periode von der alten in die neue Welt, die mittlere Zeit zu benennen pflegen, das vorherrſchende Element die Fantaſie geweſen, aber nicht die alte heidniſche, ſondern eine neue chriſtlich völlig umgewandelte und erleuchtete Fantaſie, und eben daraus, aus dieſem neuen Frühling, und der chriſtlichen Wiedergeburth dieſer Einen Elementarkraft des Menſchen ergeben ſich die eigenthümlichſten Erſcheinungen jener Welt-Periode; womit gar nicht geſagt iſt, daß nicht auch die andern Kräfte des Verſtandes oder des Willens in manchen großen Ereigniſſen und Erzeugniſſen jener Zeit ſich herrlich kund gegeben, da unter jener Angabe, nur ein Übergewicht des vorherrſchenden Elementes zu verſtehen iſt, wovon ſich das Verhältniß zu den andern Elementen in dem Einzelnen ihrer Entwicklung nach dem ganzen Stufengang derſelben durch alle Perioden jenes Zeitraums wohl nachweiſen läßt. Auch die dialektiſche Spitzfindigkeit der Scholaſtiker kann gegen jene Herrſchaft der Fantaſie im Mittelalter keinen gegründeten Einwurf bilden, da vielmehr wo eine Elementarkraft im Ganzen eines Zeitalters herrſchend iſt, ſich die entgegengeſetzte um ſo mehr als Ausnahme in einigen wenigen Individuen zu concentriren, und im grellen Gegenſatz und höchſter Einſeitigkeit zu geſtalten und zu entwickeln pflegt. So tritt auch in unſrer Vernunft-Epoche die Poeſie und künſtleriſche Fantaſie aus dem Zeitalter in iſolirter Abſonderung heraus, wie damals auf der entgegengeſetzten Seite die Scholaſtik; wie überhaupt die intel-

lektuelle Entwicklung in jedem Weltalter ihre eigenthümlichen Mängel und Schlacken mit sich führt. Wenn aber das vierte Weltalter, welches mit dem Anbeginn des sechszehnten Jahrhunderts in dem entscheidenden Wendepunkt der damaligen Zeit eintrat, als die Periode der vorherrschenden Vernunft ganz richtig bezeichnet wird, mußte es gerade ein solches Erwachen derselben seyn? Ein Rückfall in die heidnische Vernunft, in den alten Stolz und Ungehorsam, statt einer höheren Erleuchtung des christlichen Denkens und Wissens in angemeßner Entwicklung und immer steigendem Fortschritt? Dazu war es eben so unnöthig als frevelhaft, erst den Glauben zu zerreißen, dann das Wissen mit dem Glauben auf drey Jahrhunderte hinaus in unauflöslichen Zwiespalt zu versetzen, wodurch das Erste in sich selbst verderbt, verschlechtert und ganz und gar verwildert, das andre aber von diesem feindlich abgesondert, und durch die feindliche Absonderung auch innerlich gehemmt, und in seinem lebendigen Wirken gelähmt werden mußte. Eben so wenig war es nöthig, jedes Heiligthum der Erinnerung und allen Schmuck des Lebens, mit welchem eine kindlich fromme Fantasie es wohlthätig umkleidet hatte, mit einem Mahle wegzuwerfen, um der Vernunftbestimmung der neuen Welt-Periode nachzukommen. Auch jenes Mittelalter der aufdämmernden Fantasie hat seine eigenthümlichen Verirrungen hervorgebracht; aber so ganz hat diese, obwohl nur einem Gestirne der Nacht vergleichbar, doch nicht des rechten Weges verfehlt, wie das helle Tageslicht der Vernunft, während der ganzen ersten Hälfte ihres Weltenumlaufs, nachdem sie sich einmal von Gott abgewandt hatte. Nicht aber in dem Vernunft-Charakter

der modernen Zeit liegt das Uebel, da dieſe wie jede andre Elementarkraft in dem Cyklus der intellektuellen Entwicklung, wenn die Zeit da iſt, an die Reihe der Herrſchaft kommen mußte, wie ſie gleich damals entſcheidend in die Weltgeſchichte eintrat, ſondern in dem ſchlechten Gebrauch, welchen der Menſch als ein freyes Weſen, von der neu erweckten Kraft gemacht hat, da er ſie nicht in liebevoller Eintracht zu immer höherer Verherrlichung des Chriſtenthums, als des koſtbaren Unterpfandes der göttlichen Überlieferung und Offenbarung gebraucht, ſondern durchgehends faſt nur in einem Geiſte des Zwieſpalts und der Trennung angewendet hat, bis in unſern Tagen aus dem Übermaß des langen Uebels ſelbſt, die Rettung hervorgegangen iſt.

So wie die Nationen Europa's ſeit der Epoche des Zwieſpalts feindlich auseinander traten, ſo fand auch zwiſchen den verſchiedenen Wiſſenſchaften und Studien eine vielfach ſchädliche Trennung Statt. Beſonders für das Studium des Alterthums war dieß nachtheilig, und verurſachte, daß es keine rechte Früchte trug, noch auf das Leben einwirken konnte. Die erſten Stifter dieſes erneuerten Studiums waren Philoſophen, und Männer, die das Mittelalter und ihre Zeit eben ſo lebendig kannten, als das Alterthum, und die orientaliſche Gelehrſamkeit mit der griechiſchen verbanden. Ihnen erſchien daher alles im Ganzen mehr an ſeiner rechten Stelle, im großen Zuſammenhange der Weltgeſchichte, und in lebendiger Kraft. Nachdem nun aber die Trennung eingetreten, die Philoſophie verdrängt, unterdrückt oder verwildert, das Mittelalter aber vergeſſen war, beſchränkte ſich der Blick der Gelehrten, die kaum in ihrer Welt und in ihrem Volke mehr

einheimiſch waren, ganz auf das Alterthum der Griechen und Römer, welches ſie bewunderten, ohne doch das Schöne deſſelben eigentlich zu empfinden. Nur von Dichtern und Künſtlern ward dieſes etwa lebendig aufgefaßt; bey den Gelehrten entſtand jetzt, da die claſſiſche Gelehrſamkeit mit Philoſophie faſt nie vereint war, ein dumpfer Wortaberglauben, der erſt im achtzehnten Jahrhundert einer lebendigern Erkenntniß der Alten Raum gegeben hat.

Selbſt für Kunſt und Poeſie kann man als nachtheilig anſehen, daß ſie faſt ganz außer Berührung mit der Philoſophie kamen, daß die Bildung der Fantaſie von der Bildung des Verſtandes mehr oder minder getrennt ward, und die letzte der erſten nicht ſelten feindlich entgegen wirkte. Doch bildete Poeſie und Kunſt in dieſen ſtürmiſchen Zeiten, an deren Schwankung und Gährung Philoſophie und Geſchichte mit Antheil nehmen mußten, beynah noch das einzige freye Aſyl, wo Gefühl und Geiſt ſich ungeſtört in ihrer Schönheit entfalten konnten.

Die Poeſie der katholiſchen Länder, die ſpaniſche, italiäniſche, portugieſiſche, bildet in dieſem Zeitalter ein innig verbundenes Ganzes, ſo daß ich ſie in der Betrachtung zuſammen nehmen werde. Die Spanier hatten ſchon früh ihr eignes Nationalgedicht vom Cid; ihr Minnegeſang blühete im funfzehnten Jahrhundert ſpäter als bey irgend einer andern Nation. Überhaupt erhielt ſich der Rittergeiſt und die damit verbundne Poeſie hier länger als irgend wo ſonſt in Europa. Ihre Ritterbücher von meiſt ſelbſt erfundenem Inhalt, der den übrigen Nationen fremder blieb, zeichneten ſich aus, wenigſtens das älteſte und bekannteſte derſelben, der Ama-

dis, durch eine gebildetere und ſchöne Schreibart, und durch den vorherrſchenden Hang zu ſanften und idylliſchen Darſtellungen. So beſtätigt ſich auch hier die ſchon bey Gelegenheit der Ritterpoeſie, und beſonders der altdeutſchen gemachte Bemerkung, daß grade heroiſchen Naturen, und ſehr kriegriſchen Nationen dieſer Hang zum Sanften und Zarten in der Poeſie oft eigen iſt. An die Ritterbücher ſchloß ſich ſchon früh bey Spaniern und Portugieſen der Schäferroman, als eine beliebte Gattung an. Die Poeſie überhaupt, und beſonders der Minnegeſang ward im funfzehnten Jahrhundert, durch zwey Männer befördert, welche an Geburt, Rang und Einfluß die Erſten des Reichs waren; Villena und Santillana. Überhaupt iſt die Poeſie in Spanien ſeit ihrem erſten Anfang mehr von den Edlen und Rittern, als von Gelehrten oder bloßen Künſtlern geübt worden, und keine andre Nation zählt unter ihren Dichtern ſo viele, die auch das Schwerdt für ihr Vaterland geführt hätten. Die Poeſie, welche wir mit einem allgemeinen Nahmen, die ſpaniſche nennen, ſollte in ihrer älteſten Zeit richtiger die caſtiliſche genannt werden; denn anfänglich war ſie nur dieſer Provinz eigenthümlich, und mehrere andre Länder der ſpaniſchen Halbinſel hatten ihre eigne, von der caſtilianiſchen verſchiedene Kunſt. In Catalonien blühete eine eigne Poeſie, die man der Mundart nach, zu der provenzaliſchen rechnet. Der letzte bekannte Geſang derſelben war dem Heldenruhm und dem traurigen Schickſale des Charles von Viane gewidmet, dem letzten, den das Volk als ſeinen eignen Fürſten geliebt zu haben ſcheint, und dem eigentlichen Erben und ältern Bruder erſter Ehe jenes Ferdinand, der nach-

mahls unter dem Nahmen des Katholiſchen, auch in Caſtilien herrſchte, und deßhalb in einigen arragoniſchen Ländern mehr als ein Fremder, und mit ungünſtigen Augen angeſehen ward. Arragonien ward mehr und mehr untergeordnet, mit der abgeſonderten Selbſtſtändigkeit des Landes hörte auch die, demſelben eigenthümliche Poeſie auf, und ſo wie Caſtilien das herrſchende Land ward, ſo vereinigte ſich auch in der caſtiliſchen Dichtkunſt alle Schönheit der Poeſie, die ſonſt in den verſchiedenen Provinzen des dichteriſchen Landes zerſtreut vorhanden war. Nur die Portugieſen behielten, ſo wie ſie ein eignes Volk und Reich bildeten, allein auf der ſchönen Halbinſel ihre eigne Sprache und Poeſie; doch blieb von alten Zeiten her ein inniger Verkehr mit Caſtilien; viele Portugieſen ſchrieben caſtiliſch, und manches, was für altcaſtiliſch gehalten wird, ſtammt von den Portugieſen her. Ja ſo verwandt iſt die Poeſie der einen und der andern Nation, daß es nicht leicht iſt abzuſondern, was der Erfindung nach der einen oder der andern angehört. Auch die Araber trugen mit dazu bey, die ſpaniſche Poeſie zu bereichern und zu verſchönern. Zwar die altcaſtiliſchen Gedichte ſind ganz rein von einem ſolchen arabiſchen Einfluß, oder orientaliſchen Anhauch. Sprache und Geiſt iſt vielmehr ſtreng und ſchlicht, treuherzig und einfach. Man kann um ſo beſtimmter ſagen, daß in dieſer altſpaniſchen Dichtkunſt gar nichts arabiſches iſt, je deutlicher und ſichtbarer in der ſpätern Zeit, wo der Einfluß wirklich Statt fand, derſelbe ſich kund gibt. Die Trennung, welche die Verſchiedenheit des Glaubens verurſachte, und die gegenſeitige Abneigung iſt auch vollkommen hinreichend zu er-

klären, warum ein ſolcher Einfluß früher hin nicht ſichtbar ſeyn konnte, der eine ganz beſondere Veranlaſſung hatte. Als Iſabella und Ferdinand der Katholiſche, ich nenne Iſabella zuerſt, weil dieſe von einem ganz beſondern Eifer beſeelt war, ihr geliebtes Spanien von den Fremden und Feinden des Glaubens befreyt zu ſehen; — als dieſe mit ihren Rittern Granada eroberten, und nun in dieſem glorreichen Augenblick nach ſieben Jahrhunderten, Spanien wieder frey, und ganz ſein war, da war in dieſem letzten Kriege das arabiſche Königreich in Granada in zwey Partheyen getheilt geweſen; an deren Spitze zwey edle Stämme ſtanden. Der eine derſelben, die Bencerrajen, trat nachgehends zu den Spaniern und zu dem Chriſtenthum über; der andre floh zu den Mauren nach Afrika. Noch ſind die Romanzen vorhanden, welche den Ruhm und die Thaten der Bencerrajen, und ihre Feindſchaft gegen die Zegri's und die letzten Kämpfe der arabiſchen Granadiner beſingen. Stolze Lieder der glühendſten Liebe und Ruhmbegierde; abgerißne Heldengeſänge von hohem Zartgefühl; einfach in der Sprache, aber doch nicht ohne die orientaliſche Gluth, auch ihrem Inhalte nach als lyriſche Stammgeſänge noch ganz arabiſch, und der urſprünglichen alten Poeſie dieſer Nation, ſo weit wir ſie kennen, ähnlich. Hier in dieſen Romanzen, den ſchönſten meines Bedünkens, die es in ſpaniſcher oder überhaupt in irgend einer neuern Sprache gibt, iſt der arabiſche Geiſt, und die orientaliſche Farbe nicht zu verkennen, und allerdings haben ſie auf die ganze nachfolgende Poeſie der Spanier einen entſcheidenden Einfluß gehabt. So blühete der Garten der ſpaniſchen Poeſie, auf altcaſtiliſchem

Boden durch portugieſiſche Erfindungen und provenzaliſche Blumen, und nun auch durch arabiſche Farbengluth verſchönert, immer reicher und herrlicher empor. Unter Karl dem Fünften, der den Arioſt als den erſten Dichter Italiens krönte, ward die kunſtreichere Poeſie der Italiäner durch Garcilaſo und Boſcan in Spanien eingeführt, jedoch mit Rückſicht auf die eigne Sprache und Poeſie, und ohne die ältere Weiſe derſelben ganz aufzugeben. Dieſer hing die Nation ſo feſt an, daß die Einführung der italiäniſchen Kunſtweiſen Anfangs viel Widerſpruch fand, nachher aber doch einen glücklichen Erfolg hatte. Keine andre Poeſie iſt aus ſo mannichfaltigen Elementen entſtanden, als die ſpaniſche; aber dieſe Elemente waren nicht ungleichartig, noch unvereinbar, es waren einzelne Anklänge der Fantaſie und des Gefühls, die zuſammen erſt einen vollen Accord bildeten, und der ſpaniſchen Dichtkunſt eigentlich den höchſten Zauber des Romantiſchen verleihen. Nicht bloß reich iſt dieſe Poeſie, ſondern auch durchaus Eins in Geiſt und Richtung, und Eins mit dem Charakter und dem Gefühl der Nation.

Seit jener glorreichen Zeit unter Ferdinand dem Katholiſchen und Karl dem Fünften, iſt überhaupt keine Litteratur ſo ganz national geweſen, als die der Spanier. Betrachtet man die Werke der Litteratur nach den Grundſätzen irgend einer allgemeinen Theorie der Kunſt, ſo iſt des Streits über die Vorzüge oder Mängel, ſo wie überhaupt über den Werth eines einzelnen Werkes, oder einer geſammten Litteratur kein Ende, ſo daß meiſtens das unbefangene Gefühl über den Streit verloren, und der erſte reine Eindruck ganz vergeſſen wird. Es gibt aber noch ei-

nen andern, viel einfachern Standpunkt für den Werth einer Litteratur und aus dem sich die Frage ungleich leichter und sichrer entscheiden läßt. Dieß ist der moralische Gesichtspunkt, der alles darauf bezieht, ob eine Litteratur durchaus national, der Nationalwohlfahrt und dem Nationalgeiste angemessen ist. In dieser Hinsicht wird fast jeder Vergleich zum Vortheil der Spanier ausfallen. Man nehme die Poesie und Litteratur der Italiäner, die bloß als Kunstwerk betrachtet, an Bildung und im Styl unstreitig den Vorzug vor vielen andern behauptet; wie sehr muß sie in dieser Beziehung zurück stehen gegen die spanische! Einige der ersten Dichter sind ganz ohne Beziehung auf die Nation, und ohne Gefühl von der Nationalwohlfahrt, wie Boccaz, Ariost, Guarini; oder es lassen sich nur einzelne Anklänge der Art, wie beym Petrarca vernehmen, und auch in diesen hat der Patriotismus oft eine ganz verkehrte Richtung genommen, wie in der Bewunderung des Rienzi, und der Idee von der Wiederherstellung des alten Rom. Dante und Machiavelli sind am meisten Nationalschriftsteller, aber der erste mit seinem herben ghibellinischen Partheyhaß, wo er die wirkliche Welt berührt und auf die Zeithistorie anspielt, ist doch kein allgemeiner, da der Lichtstrom seiner dichterisch religiösen Visionen sich ohnehin dem Auge der Menge ganz entzieht, und nur sehr wenige ihm folgen können, und der florentinische Staatsdenker in den politischen Grundsätzen höchst verderblich und heidnisch, steht aller wahren Nationaldenkart vielmehr entgegen und muß durchaus nachtheilig auf sie einwirken.

Wie groß erscheint von dieser Seite die spanische Lit-

teratur und Poeſie. Alles in ihr iſt vom edelſten Nationalgefühl durchdrungen; ſtreng, ſittlich und tief religiös, auch da, wo gar nicht von Sittenlehre oder Religion unmittelbar die Rede iſt. Nichts was die Denkart untergraben, das Gefühl verwirren, den Sinn verkehren könnte. Überall ein und derſelbe Geiſt der Ehre, der ſtrengen Sitte, und des feſten Glaubens. Den Reichthum an gut geſchriebenen geſchichtlichen Werken, die früh entwickelte und ſich immer gleich bleibende männliche Beredſamkeit, habe ich ſchon erwähnt. Aber auch ihre Dichter ſind ächte Spanier. Faſt könnte man ſagen, nur die Kunſt macht den großen Unterſchied unter ihnen, die Sprache und die Ausführung; ſonſt aber herrſcht in allen ihren Schriftſtellern ſo zu ſagen, nur eine Denkart, die ſpaniſche. Dieſer hohe Nationalwerth der ſpaniſchen Litteratur muß ſehr in Anſchlag gebracht werden, wenn man ſie nur gar zu oft bloß nach dem Kunſtſtyl der Alten oder der Italiäner beurtheilt hat, oder auch nach den Forderungen des franzöſiſchen Geſchmacks. In Rückſicht auf jenen Nationalwerth, nimmt die ſpaniſche Litteratur wohl die erſte Stelle ein; die engliſche vielleicht die zweyte. Nicht als ob dieſe weniger reich wäre, ſondern weil ſie ſchon mehr Elemente des Kampfs, und mancherley antinationale Beſtrebungen und Abwechslungen enthält. Die Nationaleinheit der engliſchen Litteratur, wird ungeachtet ſolcher Gegenwirkungen, oft mehr nur abſichtlich aufrecht erhalten, wie nach einer ſtillſchweigends anerkannten Übereinkunft, als daß ſie ſchon von ſelbſt aus dem Gefühl und Charakter hervorginge. Ich bin übrigens weit entfernt, jenen nationalen Geſichtspunkt für den einzigen zu halten, aus

dem der welthiſtoriſche Werth einer Litteratur zu beurtheilen iſt. Vielmehr werde ich mich in der Folge zu zeigen bemühen, wie es gerade der innere Kampf iſt, der einem großen Theil der franzöſiſchen und der geſammten deutſchen Litteratur ihre hohe und wichtige Bedeutung gibt; wenn es nämlich nicht bloß geringfügige weltliche Intereſſen und politiſche Partheyzwecke gilt, ſondern ein Kampf der Wiedergeburth iſt, aus dem eine neue Epoche des geiſtigen Lebens, in allgemeiner Anerkenntniß des Göttlichen, und der gereinigten Wiſſenſchaft wie des höhern intellektuellen Friedens, hervorgehen ſoll.

Man betrachtet den Garcilaſo unter Karl dem Fünften nebſt einigen andern Dichtern derſelben Zeit, als ein Muſter ſchöner Sprache und eines edeln Geſchmacks. Allerdings hat er auch ein glückliches Beyſpiel darin gegeben, an das es ſpäterhin um ſo nöthiger war zu erinnern, je mehr die Fantaſie einiger Dichter verwilderte oder in Künſteley verfiel. Daß Garcilaſo oder einige andre jener Zeit aber den Gipfel der Vollkommenheit in der poetiſchen Sprache bezeichneten, etwa wie Virgil bey den Römern, Racine bey den Franzoſen, das kann ich nicht finden. Seine Gedichte ſelbſt ſind mehr glückliche Ergießungen eines liebevollen Gefühls, als große claſſiſche Werke. Ein lyriſcher und idylliſcher Dichter kann auch wohl dieß glückliche Aufblühen einer Sprache und Poeſie bezeichnen, aber unmöglich die ganze Vollendung desſelben umfaſſen; weil lyriſche Gedichte dazu von zu geringem Umfang und zu beſchränktem Inhalt ſind. Nur ein epiſcher oder ein dramatiſcher Dichter vermag auf ſolche Weiſe allgemeine und bleibende Norm für die Kunſt und Sprache ſeiner Nation zu werden.

Das Leben der Spanier selbst war damahls noch so ritterlich und reich, ihre Kriege in Europa so glorreich und groß, die Abentheuer auf dem Weltmeer und in der neuen Welt auch für die Fantasie so auffallend und merkwürdig, daß das erfundene und erdichtete Romantische der alten Ritterbücher gegen diese Wirklichkeit weit zurückstehen mußte. Man fing jetzt allgemein an, das fantastische Spiel der alten Rittergedichte im Epischen zu verwerfen; aber die Spanier sind dabey in das entgegengesetzte Extrem eines allzu historischen Inhalts verfallen. Wenigstens ist dieß der Fall mit dem berühmtesten epischen Versuch in dieser Sprache, der Araucana des Ercilla, worin die Kriege der Spanier mit einem sehr tapfern und Freyheitsliebenden amerikanischen Volke, soll man sagen, besungen oder erzählt werden. Die Beschaffenheit des fremden Landes und seiner wilden Bewohner, Wildnisse und Naturerscheinungen, Kämpfe und Schlachten, sind mit einer Wahrheit geschildert, bey der man überall fühlt, daß der Dichter das alles als Augenzeuge sah und mit erlebte. Es hat dieses erste epische Gedicht der Spanier einzelne poetische Stellen und Schönheiten in Menge, aber im Ganzen ist es zu sehr nur eine versifizirte Reisebeschreibung und Kriegsgeschichte. Das Heldengedicht muß beydes vereinen, historische Wahrheit und Größe, und das freye Spiel der Fantasie im Wunderbaren; es mag dieß nun erdichtet und mythisch seyn, oder selbst auf dem geschichtlichen Gebiete sich darbieten. So bleibt also wohl der Cid das einzige große Nationalheldengedicht, was die Spanier besitzen. Viel glücklicher als Ercilla, war hierin der portugiesische Dichter Camoens. So wie den Spaniern die amerikani-

ſche Wildniß, ſo war ſeiner Nation das reiche Indien zu Theil geworden; für den Dichter ein weit glücklicherer Gegenſtand. Auch bey ihm fühlt man, daß er ſelbſt Krieger und Seefahrer, Abentheurer und Weltumſegler war. Er ſtützt ſich ganz auf die hiſtoriſche Wahrheit und hiſtoriſche Herrlichkeit ſeines Gegenſtandes und fängt ſeinen Heldengeſang an mit einem Gegenſatz gegen den Arioſt, deſſen Dichtungen er durch ſeine heroiſche Geſchichte zu beſiegen hoffte, Thaten verherrlichend, die alles überträfen, was jener von dem erdichteten Ruggiero geſungen hatte. Das Gedicht des Camoens hat beſonders im Anfange einigermaßen den virgiliſchen Zuſchnitt, der damahls nicht ohne beſchränkenden Einfluß als eine allgemeine Norm in der höhern und ernſten epiſchen Dichtkunſt galt. Aber wie der kühne Seefahrer bald die Küſte verläßt, ſich ins freye Meer hinauswagend, ſo verliehrt auch Camoens bald ſein Vorbild aus den Augen in dieſem Gedichte, wo er mit ſeinem Gama durch Gefahr und Sturm die Welt umſegelt, bis das Ziel erreicht iſt, und die frohen Sieger das erſehnte Land betreten. Wie den Schiffer berauſchende Wohlgerüche, ſchon von fern anwehend, in Wellen und Mühſal erquicken und ihm die Nähe von Indien verkünden; ſo weht ein blühender, ja berauſchender Duft durch dieſes unter dem indiſchen Himmel erſonnene Gedicht; es iſt der ſüdlichſte Glanz darüber verbreitet, und obwohl einfach in der Sprache, ernſt in der Abſicht und Anlage, übertrifft es an Farbe und Fülle der Fantaſie bey weitem den Arioſt, dem er es wagen durfte, den Kranz abzugewinnen. Nicht bloß den Gama aber und die Entdeckung Indiens beſingt Camoens, auch nicht bloß die dortige Herrſchaft

und Heldenthaten der Portugiesen, sondern Alles was irgend aus der ältern Geschichte seines Volks, ritterlich, schön, groß, edel und liebevoll rührend war, ist in dieses Gedicht eingeflochten und in ein Ganzes verwebt. Es umfaßt die ganze Poesie seines Volks; unter allen Heldengedichten der alten und der neuen Zeit, ist keines in dem Grade national, und niemahls ist auch seit dem Homer, ein Dichter von seiner Nation in dem Maaße verehrt und geliebt worden, wie Camoens, so daß sich alles noch übrige Gefühl des Vaterlandes, bey dieser gleich nach ihm von ihrer Herrlichkeit herabgesunkenen Nation, fast an diesen Einen Dichter heftet, der ihr und uns mit Recht statt vieler andern Dichter und einer ganzen Litteratur gelten kann. Am würdigsten erscheint Camoens, als Dichter seiner Nation, in dem Anfang und Schluß seines Gedichts, wo er den nachmahls unglücklichen, das blühende Reich in sein Schicksal mit hinabreissenden jungen König Sebastian mit Liebe und Begeisterung anredet, aber auch ermahnend und ernst warnend, wie der begeisterte Greis, der selbst so lange das Schwerdt geführt hatte, zu seinem König reden durfte.

Etwas jünger als Camoens, ist Tasso, der uns schon durch seine Sprache, und zum Theil auch durch seinen großen, christlichen Inhalt näher steht, welcher auf das glücklichste gewählt ist, indem die Kreuzzüge die ganze Fülle des Ritterlichen und Wunderbaren mit dem Ernst der geschichtlichen Wahrheit verbinden. Für seine Zeit noch mehr, als für die unsre; denn noch dauerte der alte Kampf zwischen der Christenheit und den Mächten Mahomets fort. Noch unter Karl dem Fünften, schmeichelten sich

ſpaniſche Helden und Krieger wohl mit der Hoffnung, Gottfrieds verlohrne Eroberungen im gelobten Lande wieder zu gewinnen; was an ſich nicht unmöglich, und ſobald die ſpaniſche Seemacht im Mittelmeer einmahl entſchieden herrſchte, ſogar weniger ſchwer ſcheinen konnte, als der furchtbaren türkiſchen Landmacht in Europa ſelbſt Grenzen zu ſetzen. Nicht bloß eine poetiſche, ſondern auch eine patriotiſche Begeiſterung für die Sache der Chriſtenheit, beſeelte den eben ſo ruhmbegierigen, als frommfühlenden Dichter. Doch hat er die Größe ſeines Gegenſtandes durchaus nicht erreicht, den Reichthum deſſelben ſo wenig erſchöpft, daß er ihn ſo zu ſagen, nur an der Oberfläche berührt. Auch ihn beſchränkte die virgiliſche Form einigermaßen, daher einige nicht ganz glücklich gelungene Stellen von dem ſogenannten epiſchen Maſchinenwerk. Doch hat den Camoens dieſelbe Idee von der einem epiſchen Gedichte nothwendigen Form, nicht verhindern können, alles darin zu verweben, was ein poetiſches Nationalgedicht irgend verherrlichen konnte, und ſeinen Gegenſtand ganz zu erſchöpfen. Schwerlich möchte dieß auch bey richtigern Begriffen von der epiſchen Kunſt dem Taſſo gelungen ſeyn. Er gehört im Ganzen mehr zu den Dichtern, die nur ſich ſelbſt und ihr ſchönſtes Gefühl darſtellen, als eine Welt in ihrem Geiſte klar aufzufaſſen, und ihr eignes Selbſt in dieſer zu verliehren und zu vergeſſen im Stande ſind. Die ſchönſten Stellen in ſeinem Gedichte, ſind ſolche, die auch einzeln oder als Epiſoden, in jedem andern Werk ſchön ſeyn würden, und nicht weſentlich zum Gegenſtande gehören. Die Reize der Armida, Clorindens Schönheit und Erminias Liebe, dieſe und ähn-

liche Stellen ſind es, die uns an den Taſſo feſſeln. Geſtalten, von denen der deutſche Dichter den Taſſo ſelber ſo ſchön ſagen läßt:

„Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte;"
„Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind."

In Taſſo's lyriſchen Gedichten iſt eine Gluth der Leidenſchaft und eine Begeiſterung der unglücklichſten Liebe, welche uns noch mehr als das kleine Schäferſpiel Aminta, das auch ganz vom Gefühl der Liebe glüht, erſt an die Quelle jener ſchönen Dichtungen führt, und wogegen die Kälte des kunſtreichen Petrarka ſonderbar abſticht. Taſſo iſt ganz ein Gefühlsdichter, und wie Arioſt durchaus mahleriſch, ſo iſt über Taſſo's Sprache und Verſe ein Zauber muſikaliſcher Schönheit ausgegoſſen, der wohl am meiſten mit beygetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter der Italiäner zu machen, was er ſelbſt beym Volke mehr als Arioſt iſt. Die einzelnen Stellen und Epiſoden des Gedichts ſind oft geſungen worden, und da die Italiäner ſonſt eigentlich keine Romanzen der Art wie die Spanier haben, ſo haben ſie ihr epiſches Gedicht für den lebendigen Geſang ſich auf ſolche Weiſe in einzelne Romanzen aufgelöſt; die wohllautendſten, edelſten, dichteriſch ſchönſten und ſchmuckvollſten, die wohl irgend ein anderes Volk beſitzt. Dieſe Art ihren Dichter zu nehmen und Stellenweiſe vorzutragen, war vielleicht für den Genuß und für das Gefühl die beſte; denn an dem innern Zuſammenhang des ganzen Werks als eines ſolchen, möchte nicht ſehr viel verlohren ſeyn. Wie wenig Taſſo ſich ſelbſt mit ſeinem Begriffe von epiſcher Kunſt befriedigen konnte, zeigen ſeine mannichfachen Abänderungen, und mißlun-

genen Verſuche. Zuerſt verſuchte er es mit einem Rittergedicht; das befreyte Jeruſalem, dem er ſeinen ſchönſten Ruhm verdankt, wollte er, da ſeine glücklichſte Zeit ſchon vorüber war, ganz umarbeiten; die ſchönſten, reizendſten und liebevollſten Stellen brachte er ſeiner jetzigen ſittlichen Strenge oder Ängſtlichkeit zum Opfer; dafür ſollte eine, durch das Werk fortgeführte kalte Allegorie einen Erſatz gewähren. Noch verſuchte er ein chriſtlich epiſches Gedicht von der Schöpfung. Wie ſchwer es auch dem glücklichſten Dichter werden muß, einige wenige, zum Theil geheimnißvolle Sprüche Moſis, zu eben ſo viel ausführlichen Geſängen zu entfalten, darf nicht erſt auseinander geſetzt werden. Ich habe ſchon beym Dante über die poetiſche Behandlung ſolcher Gegenſtände geſprochen, und erwähne des Gedichts von Taſſo hier nur, weil es beſonders dieſes war, was Milton vor Augen hatte. In dieſem Gedichte von der Schöpfung, entſagte Taſſo ſogar dem Gebrauch des Reims, deſſen Zauber doch ſeine Geſänge einen großen Theil ihrer Reize verdanken, und den ſelten ein Dichter ſo ganz in der Gewalt hatte, als er. So ſtreng war er eigentlich gegen ſich ſelbſt; man ſollte alſo bey ſo vielen Schönheiten, wegen einiger Gedankenſpiele, oder ſogenannten Concetti's, nicht ſo ſtreng über ihn richten. Welch ein Begriff von Poeſie kann noch übrig bleiben, wenn man es ihr abſpricht, daß ſie ein Spiel der Fantaſie iſt, und ſeyn darf! Wenn man jeden Gedanken ſo ſtreng prüfen und zerlegen will, ſo kann am Ende wohl nichts übrig bleiben, als die dürre Proſa. Und ſo bist in dieſer finden ſich, wenn man ſtreng analyſiren will, auch bey den nüchternſten Schriftſtellern, hie

und da Bilder, die ganz genau genommen, nicht durchaus richtig sind, und etwas falsches enthalten. Viele von diesen spielenden Gedanken beym Tasso sind nicht bloß sinnreich, sondern auch bildlich schön. Einem Dichter des Gefühls und der Liebe sind solche Gedankenspiele am ersten erlaubt; sie finden sich auch in den Liebesdichtern der Alten, die man sonst immer als das Haupt der Gorgone, ein Schreckbild von classischer Strenge, der spielenden Fantasie der romantischen Dichter entgegen hält.

Betrachten wir nun den Tasso ganz als einen musikalischen Gefühlsdichter, so ist es eigentlich kein Tadel, daß er in einem gewissen Sinne einförmig, und daß er so durchgehends sentimental ist. Von derjenigen Poesie, die in ihrem innern Wesen lyrisch ist, scheint diese Einförmigkeit nun einmahl unzertrennlich zu seyn; und ich finde eher eine Schönheit darin, daß selbst über die Darstellung sinnlicher Reize beym Tasso dieser sanfte elegische Hauch verbreitet ist. Aber ein epischer Dichter muß allerdings reicher, er muß mannichfaltig seyn, er muß eine Welt von Gegenständen, den Geist der Gegenwart und der Vergangenheit, seine Nation und die Natur umfassen; er muß auch nicht bloß einen Ton durchführen, sondern jede Seite des Gefühls zu berühren und anzuregen verstehen. In diesem epischen Reichthum steht Camoens weit über den Tasso; auch in seinem Heldengedichte sind Stellen von Zartgefühl und Liebe in Menge, den schönsten im Tasso vergleichbar; auch bey ihm bricht ungeachtet des südlichen Glanzes und des sinnlichen Reizes, der über alles verbreitet ist, ein Laut der liebevollen Klage und Schwermuth oft aus dem Innern hervor; und er ist auch darin

ein romantiſcher Heldendichter zu nennen, daß er ganz durchdrungen iſt von der Gluth und Begeiſterung der Liebe. Aber er vereinigt die mahleriſche Fülle des Arioſt mit dem muſikaliſchen Zauber des Taſſo, und verbindet damit noch das Große und den Ernſt des wahren Heldendichters, was Taſſo doch mehr ſeyn wollte, als daß er es wirklich war.

Ich darf alſo nicht mehr hinzuſetzen, daß unter jenen drey großen epiſchen Dichtern der Neuern, dem Arioſt, Camoens und Taſſo, dem zweyten nach meinem Gefühle die Palme gebührt. Doch geſtehe ich gern, daß bey ſolchen Urtheilen das perſönliche Gefühl, mehr oder minder mitwirkt; denn nur einiges von dem, was den Werth eines Dichters beſtimmt, läßt ſich auf Begriffe und Grundſätze zurückführen, und aus ihnen beſtimmen und erweiſen; über anderes kann nur das Gefühl entſcheiden. Ich erinnere hiebey an die bekannte Anekdote vom Taſſo, welcher, als ihn jemand fragte, wen er für den größten italiäniſchen Dichter halte, nicht ohne Empfindlichkeit antwortete: Arioſt ſey der zweyte. Die Ruhmbegier der Dichter, war immer leicht verletzbar, und ſo ſind auch diejenigen, welche einen Dichter lieben, eiferſüchtig auf deſſen Vorzüge.

Schon im Taſſo hatte die italiäniſche Dichterſprache ſo viel von dem Adel und der Würde der alten römiſchen angenommen, als ſie konnte, ohne ihre eigenthümliche Natur und Schönheit aufzugeben. Nach ihm neigte ſich die italiäniſche Poeſie immer mehr zum Antiken, nicht allein im Styl und der Form, ſondern auch in der Wahl der Gegenſtände. Der letzte große Dichter der noch blü-

henden Zeit, Guarini, ein Liebesdichter wie Taſſo, iſt in ſeinen lyriſchen Gedichten, und nach einzelnen Stellen zu urtheilen, gedankenreicher als Taſſo, und auch im Styl meiſtens gedrängter und oft von hohem Schwung. Natürlicher aber und hinreiſſender iſt der Strom des Gefühls in den Liebesgeſängen des Taſſo. Guarini's arkadiſches Schauſpiel, der Paſtor Fido, iſt obwohl ohne ängſtliche Nachkünſtelung, und ſo ganz es auch nur ſein Gefühl und ſeine Liebe war, die er darin ausſprach, vom Geiſt des Alterthums durchdrungen, und ſelbſt in der Form groß und edel, wie das Drama der Griechen. Iſt alſo im Ganzen das Theater nicht der glänzende Theil der ältern italiäniſchen Litteratur, ſind ihre frühern Verſuche, das Trauerſpiel der Alten wieder herzuſtellen, meiſtens mißlungen, und als kalte Nachahmungen ohne Wirkung geblieben, ſo kann es zum Erſatz dafür gelten, daß ſie wenigſtens in einem Drama von ganz eigner Art, eine ſo hohe und eigenthümliche Vortrefflichkeit erreichten. Dieſe ward auch von den andern Nationen anerkannt; kein andrer Dichter iſt ſo viel überſetzt, geleſen und allgemein bewundert worden, als Guarini, der auch in Frankreich bis auf den Cid des Corneille als ein hohes Urbild galt. Als Drama war das Werk nicht geeignet, einen Weg zu bahnen und eine Bühne zu gründen, mag als ſolches auch an ſich mangelhaft erſcheinen. Dagegen die lyriſche Poeſie der Italiäner wohl nirgends einen kühnern Aufſchwung genommen hat, als in einigen Chören und andern Stellen dieſes Gedichts. Über das Tändelnde in den Gedanken der romantiſchen Liebesdichter, über die ſogenannten Concetti's habe ich ſchon beym Taſſo geredet. Aus eben den Gründen laſſen

ſie ſich im Allgemeinen beym Guarini erklären und rechtfertigen; einzelne Stellen ausgenommen, die nicht mehr natürlich tändelnd, und kindlich ſpielend, ſondern ſchon gekünſtelt, und weniger glücklich ſind. Guarini hat Stellen, welche in dem edeln und ernſten Styl eines großen Dichters des Alterthums nicht unwürdig wären; aber er ſteht ſchon an der Gränze des edeln Styls und eines üppigen Geſchmacks, deſſen ganze Fülle ſich in Marino findet, der Alles, was Ovid, oder die Liebesdichter der Alten, Weichliches und Üppiges darbieten, mit dem Spielenden was Petrarka, Taſſo, Guarini hie und da darbieten, zuſammen geſchmolzen, und wie in ein weitläuftiges Meer von poetiſchen Süſſigkeiten durcheinander gerührt hat, die dem geſunden Sinne um ſo mehr widerſtehen müſſen, da ſeine Tändeleyen nicht mehr Natur, und dem eignen Gefühl entquollen, ſondern meiſtentheils nachgekünſtelt ſind.

Dieſes Ende nahm die ältere Poeſie der Italiäner, indem ſie in den erotiſchen Dichtungen der Alten einen falſchen Vereinigungspunkt zwiſchen der Mythologie, der Kunſt und dem Styl der Alten, und dem in der romantiſchen Poeſie herrſchenden Liebesgefühl gefunden zu haben wähnte.

Viel länger und glücklicher erhielt und entwickelte ſich die ſpaniſche Poeſie und Litteratur, in ihrem abgeſonderten Daſeyn. Die Nachahmung des Antiken konnte hier weniger die Oberhand, und einen allgemeinen ſchädlichen Einfluß gewinnen, weil das Nationalgefühl zu lebendig und zu mächtig wirkte. Dieß lenkte auch die Poeſie hin auf die Gegenwart; der Roman erreichte in Spanien

eine Vortrefflichkeit wie bey keiner andern Nation; die Bühne einen faſt unüberſehlichen Reichthum, und eine durchaus eigenthümliche Geſtalt und Form.

In der Poeſie hat die ſpaniſche Sprache eigentlich keine Zeit aufzuweiſen, welche als die vollkommenſte und als Norm für die andern gelten könnte, denn obwohl man in ſpätern Zeiten oft Urſache fand, an den Garcilaſo und einige andere ältere Dichter, als claſſiſch in der Sprache zu erinnern, ſo war dieß doch nur in einem ſehr eingeſchränkten Sinne richtig und gegründet. Die Dichterſprache der Spanier blieb eigentlich immer ganz frey; zu viel Kunſt und Poeſie iſt oft darin verſchwendet worden, aber einer anerkannten Regel, die der herrſchenden Sylbenmaaße ausgenommen, war ſie nie unterworfen. Dieß iſt um ſo auffallender, da im Gegentheil die Proſa der Spanier ſchon von frühern Zeiten an auf das regelmäßigſte gebildet und auf das ſtrengſte beſtimmt war; die ſchärfſte Präciſion iſt ihr ſo zur andern Natur geworden, daß während die Proſa in andern Sprachen gewöhnlich aus Nachläſſigkeit verworren wird, die ſpaniſche Proſa nur vor dem einzigen Fehler ſich zu hüten hat, daß ſie nicht aus allzugroßer Genauigkeit und Schärfe in das Spitzfindige fällt; jene Eigenſchaft, welche die Spanier mit dem eignen Nahmen der Ahudeza bezeichnen. Doch dieſer Fehler findet ſich bey den beſten Schriftſtellern und Darſtellern nicht, unter denen Cervantes anerkannt der erſte und vollkommenſte iſt, in welchem die Proſa der Spanier ihren Gipfel der Vollendung erreichte, und eine Norm geblieben iſt, wie die Dichterſprache in Spanien keine ſolche hatte; eine Freyheit, welche der lebendigen Bewegung und Entfal-

tung ihrer reichen und erfinderiſchen Fantaſie vielleicht ſehr günſtig war.

Der Roman des Cervantes verdient ſeinen Ruhm und die Bewunderung aller Nationen von Europa, die er nun ſchon ſeit zwey Jahrhunderten genießt, nicht bloß durch den edeln Styl und die Vollkommenheit der Darſtellung; nicht bloß dadurch, daß dieſes unter allen Werken des Witzes, das reichſte an Erfindung und Geiſt iſt, ſondern auch als ein lebendiges und ganz epiſches Gemählde des ſpaniſchen Lebens und eigenthümlichen Charakters. Darum hat es auch einen immer neubleibenden Reiz und Werth, während ſo viele Nachahmungen deſſelben in Spanien ſelbſt, in Frankreich und in England, ſchon ganz veraltet und vergeſſen ſind, oder auf dem beſten Wege es bald zu werden. Was ich ſchon bey einer andern Gelegenheit von poetiſchen Werken des Witzes ſagte, daß der Dichter in dieſer Gattung um ſo mehr durch eine reiche Mitgabe von Poeſie in den Nebenwerken, in der Darſtellung, in der Form und Sprache, ſeinen Beruf, und ſein Recht an alle Freyheiten, die er ſich übrigens nimmt, bewähren müſſe, das findet hier ſeine volle Anwendung. Daher auch diejenigen unſtreitig ſehr Unrecht haben, welche aus dem Roman des Cervantes nur die reine Satire herausſondern, die Poeſie aber bey Seite laſſen wollen. Freylich iſt dieſe letztere nicht immer ſo ganz nach dem Geſchmack andrer Nationen, weil ſie eben durchaus im ſpaniſchen Geiſte iſt. Wer aber in dieſen ſich zu verſetzen, und ihn mit zu empfinden weiß, der wird finden, daß Scherz und Ernſt, Witz und Poeſie, in dieſem reichen Lebensgemählde grade auf das glücklichſte vereinigt ſind, und eines durch

das andre erſt recht ihren vollen Werth erhalten. Die übrigen Werke in Proſa von Cervantes, in ſchon bekannten Gattungen, ein Schäfer Roman, die Novellen, ein Pilger Roman, den er zuletzt ſchrieb, theilen mehr oder minder die Vorzüge des Styls und der kunſtreich geordneten Darſtellung, mit dem Don Quixote, welchem jedoch die Krone in der Fülle der Erfindung bleibt, und jene andern Dichtungen erhalten ihren Werth vorzüglich nur durch ihre Beziehung auf dieſes Werk, das einzig in ſeiner Art, um ſo unnachahmlicher erſcheint, je mehr es nachgeahmt worden. Es iſt dieſes Werk eine der ſpaniſchen Litteratur ganz einzige Zierde, und mit Recht können die Spanier auf einen Roman ſtolz ſeyn, der ſo ganz ein allgemeines Nationalwerk iſt, wie keine andre Litteratur einen ähnlichen beſitzt, der als das reichſte Gemählde des Lebens, der Sitten und des Geiſtes der Nation, wohl einem epiſchen Gedichte verglichen werden darf und nicht mit Unrecht von mehrern als ein ſolches von ganz eigenthümlicher und neuer Art betrachtet worden iſt.

Zwölfte Vorlesung.

Vom Roman. Dramatische Poesie der Spanier. Spenser, Shakspeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV. und französisches Trauerspiel.

Der Roman des Cervantes ist seiner hohen inneren Vortrefflichkeit ungeachtet, ein gefährliches und irreleitendes Beyspiel der Nachahmung für die andern Nationen geworden. Der Don Quixote, dieses Werk von einer in seiner Art einzigen Erfindung, hat die ganze Gattung der neueren Romane mit veranlaßt, und eine Anzahl von mißlungenen Versuchen, eine prosaische Darstellung der wirklichen Gegenwart zur Poesie zu erheben, bey Franzosen, Engländern und Deutschen, hervorgebracht. Das Genie des Cervantes abgerechnet, dem wohl einiges frey stand, was einem andern zur Nachfolge nicht zu rathen wäre; so waren auch die Verhältnisse, unter denen er in Prosa darstellte und dichtete, ungleich günstiger, als die seiner Nachfolger. Das wirkliche Leben in Spanien war damahls noch mehr ritterlich und romantisch, als in sonst irgend einem Lande in Europa. Selbst der Mangel an einer allzustreng vervollkommneten bürgerlichen Ordnung, das freyere und wildere Leben in den Provinzen konnte für die Poesie günstiger seyn.

In allen diesen Versuchen, die spanische Wirklichkeit durch Witz und Abentheuer, oder durch Geist und Ge-

fühlserregung zu einer Gattung der Dichtkunst zu erheben, sehen wir die Verfasser immer auf irgend eine Weise eine poetische Ferne suchen; sey es nun in dem Künstlerleben des südlichen Italiens, wie oft in den deutschen Romanen, oder in den amerikanischen Wäldern und Wildnissen, was vielfältig bey den Ausländern versucht worden. Ja, wenn auch die Begebenheit ganz im Lande und in der Sphäre des einheimischen bürgerlichen Lebens spielt, immer strebt die Darstellung, so lange sie noch Darstellung bleibt, und nicht bloß in ein Gedankenspiel der Laune, des Witzes und des Gefühls sich auflöst, auf irgend eine Weise aus der beengenden Wirklichkeit sich herauszuarbeiten, und irgend eine Öffnung, einen Eingang zu gewinnen in ein Gebiet, wo die Fantasie sich freyer bewegen kann; wären es auch nur Reiseabentheuer, Zweykämpfe, Entführungen, eine Räuberbande oder die Ereignisse und Verhältnisse einer fahrenden Schauspielergesellschaft.

Der Begriff des Romantischen in diesen Romanen, selbst in vielen der bessern und berühmtesten, fällt meistens ganz zusammen mit dem Begriff des Polizeywidrigen. Ich erinnere mich hiebey der Äußerung eines berühmten Denkers, welcher der Meinung war, daß bey einer durchaus vollkommenen Polizey, (wenn der Handelsstaat völlig geschlossen, und selbst der Paß der Reisenden mit einer ausführlichen Biographie und einem treuen Portraitgemählde versehen seyn wird) ein Roman schlechtweg unmöglich seyn würde, weil alsdann gar nichts im wirklichen Leben vorkommen könnte, was dazu irgend Veranlassung, oder einen wahrscheinlichen Stoff darbieten würde. Eine Ansicht, welche so sonderbar sie lautet, doch

in Beziehung auf jene verfehlte Gattung nicht ohne Grund iſt.

Das wahre und richtige Verhältniß der Poeſie zur Gegenwart und zur Vergangenheit zu beſtimmen, iſt eine Frage, welche die eigentlichen Tiefen und das innere Weſen der Kunſt betrifft. Überhaupt wird in unſeren Theorien, außer einigen ganz allgemeinen, gehaltleeren und faſt durchgehends falſchen Anſichten und Definitionen über die Kunſt und das Schöne an ſich, meiſtens nur von den Formen der Poeſie gehandelt, welche zu kennen allerdings nothwendig, aber doch bey weitem nicht zureichend iſt. Eine Theorie von dem der Dichtkunſt angemeſſenen Inhalt gibt es noch kaum, ungeachtet eine ſolche für ihre Beziehung auf das Leben doch ungleich wichtiger wäre. Ich habe mich in den gegenwärtigen Vorträgen bemüht, dieſe Lücke auszufüllen, und eine ſolche Theorie zu geben, überall, wo ſich dazu die Gelegenheit darbot.

Was die Darſtellung des Wirklichen und der nächſten Gegenwart in der Poeſie betrifft, ſo iſt vor allen Dingen zu erinnern, daß das Wirkliche nicht deßwegen als ungünſtig, ſchwierig oder verwerflich für die poetiſche Darſtellung erſcheint, weil es an ſich immer gemein und ſchlechter wäre, als das Vergangene. Es iſt wahr, das Gemeine und Unpoetiſche tritt in der Nähe und Gegenwart allerdings ſtärker und herrſchender hervor; in der Ferne und Vergangenheit, wo nur die großen Geſtalten hell erſcheinen, verliert es ſich mehr in den Hintergrund. Aber dieſe Schwierigkeit könnte ein wahrer Dichter wohl beſiegen, deſſen Kunſt oft eben darin ſich zeigt, das, was als das Gewöhnlichſte und Alltäglichſte gilt, indem er eine ho-

here Bedeutung und einen tiefern Sinn heraus fühlt oder ahndend hinein legt, durchaus neu, und in einem dichterischen Lichte verklärt erscheinen zu lassen. Beengend aber, bindend und beschränkend ist die Deutlichkeit der Gegenwart jederzeit für die Fantasie; und wenn man dieser im Stoff unnützerweise so enge Fesseln anlegt, so ist zu besorgen, daß sie sich nur von einer andern Seite in Rücksicht der Sprache und Darstellung desto mehr dafür entschädigen werde.

Um meine Ansicht über diesen Punkt auf dem kürzesten Wege deutlich zu machen, erinnere ich an das, was ich über die religiösen und christlichen Gegenstände schon mehrmahls bemerkte. Die übersinnliche Welt, die Gottheit, und die reinen Geister können im Ganzen nicht geradezu dargestellt werden; die Natur und die Menschheit sind die eigentlichen und nächsten Gegenstände der Poesie. Aber jene höhere und geistige Welt kann überall in diesen irdischen Stoff eingehüllt seyn, und aus ihm hervorschimmern. Eben so ist auch die indirecte Vorstellung der Wirklichkeit und Gegenwart, die beste und angemessenste. Die schönste Blüthe des jugendlichen Lebens und der höchste Schwung der Leidenschaft, die reiche Fülle einer klaren Weltanschauung, lassen sich leicht in die weiter oder enger umgränzte Vergangenheit und Sage einer Nation verlegen, gewinnen da einen ungleich freyern Spielraum, und erscheinen in reinerem Lichte. Der älteste Dichter der Vergangenheit, welchen wir kennen, Homer, ist zugleich ein Darsteller der lebendigsten und frischesten Gegenwart. Jeder wahre Dichter stellt in der Vorzeit zugleich sein eigenes Zeitalter, ja im gewissen Sinne sich selbst mit dar.

Dieſes ſcheint mir durchaus das Rechte und das wahre Verhältniß der Poeſie zur Zeit folgendes zu ſeyn. An und für ſich ſoll ſie nur das Ewige, das immer und überall Bedeutende und Schöne darſtellen; aber geradezu und ganz ohne Hülle vermag ſie dieß nicht. Sie bedarf dazu eines körperlichen Bodens, und dieſen findet ſie in ihrer eigentlichen Sphäre, der Sage oder der nationalen Erinnerung und Vergangenheit. In das Gemählde derſelben, trägt ſie aber den ganzen Reichthum der Gegenwart, ſo weit dieſelbe dichteriſch iſt, hinein, und indem ſie das Räthſel der Welterſcheinung, die Verwicklung des Lebens bis zu ihrer endlichen Auflöſung hinleitet, und überhaupt eine höhere Verklärung aller Dinge in ihrem Zauberſpiegel ahnden läßt, greift ſie ſelbſt in die Zukunft ein, als Morgenröthe ihrer Herrlichkeit, und Ahndung des herannahenden Frühlings. Sie bewährt ſich auf dieſe Weiſe, alle Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereinend, als wahrhaft ſinnliche Darſtellung des Ewigen, oder der vollendeten Zeit. Auch im philoſophiſchen Sinne iſt das Ewige ja keine Abweſenheit und bloße Negation der Zeit, ſondern vielmehr ihre ganze ungetheilte Fülle, in der alle Elemente derſelben nicht unſeelig zerriſſen, ſondern innig vereint ſind, wo die vergangene Liebe in bleibender Erinnerung immer wieder neu und gegenwärtig wird, das Leben der Gegenwart aber zugleich eine Fülle der Hoffnung und eine reiche Zukunft ſtets anwachſender Herrlichkeit ſchon jetzt in ſich trägt.

Wenn ich im Ganzen die indirecte Darſtellung der Wirklichkeit und der umgebenden Gegenwart, für die der Poeſie angemeſſene halte, ſo ſoll dieß keineswegs ein

Verwerfungs-Urtheil über alle Dichterwerke aussprechen, welche den entgegengesetzten Weg wählten. Man muß den Künstler von seinen Werken zu unterscheiden wissen. Der wahre Dichter bewährt sich auch auf dem falschen Wege und auch in solchen Werken, die ihrer ursprünglichen Anlage nach nicht vollkommen gelingen konnten. Milton und Klopstock werden als große Dichter geehrt, obgleich es wohl nicht geläugnet werden kann, daß sie sich selbst eine Aufgabe gesetzt haben, die eigentlich unauflöslich war.

So darf auch dem Richardson, der noch auf anderem Wege, als die Nachahmer des Cervantes die moderne Wirklichkeit zur Poesie zu erheben versuchte, ein großes Talent der Darstellung nicht abgesprochen und ein hohes Streben nicht deßhalb in ihm verkannt werden, weil dieses Streben auf einem solchen Wege, das Ziel ganz zu erreichen nicht vermochte.

Eben so vortrefflich und ungleich reicher als in der Gattung des Romans, zeigt sich die spanische Dichtkunst auf der Bühne. Die lyrische Gefühls-Poesie ist die Frucht einer einsamen Liebe und Begeisterung; ja wenn sie auch nicht auf sich allein und die nächsten Gegenstände ihrer Umgebung beschränkt, nun öffentlich hervortritt, das Zeitalter und die Nation ergreifend, so ward sie doch in der Einsamkeit empfangen. Die heroische Poesie aber setzt eine Nation voraus, eine solche, die es wahrhaft ist, oder die es war; eine Nation, die eine Erinnerung hat, eine große Vergangenheit, eine Sage, eine ursprünglich poetische Denkart und Ansicht, eine Mythologie. Beyde, die lyrische sowohl als die epische Poesie, gehören noch mehr der Natur als der Kunst an. Die dramatische Dichtkunst

aber eignet dem Staat und dem bürgerlichen und geſellſchaftlichen Leben, erfordert daher auch einen großen Mittelpunkt deſſelben zum Schauplatze ihrer Entwicklung. Es iſt wenigſtens dieſes das natürlichere, und auch das günſtigere Verhältniß; wie ſehr auch in der Folge Kunſtſchulen in kleineren Wirkungskreiſen mit den großen Hauptſtädten, dem erſten Sitz der dramatiſchen Kunſt, wetteifern oder dieſelben ſogar übertreffen mögen. Schon daraus iſt es begreiflich, daß die Bühne zu Madrid, London und Paris mehr als ein Jahrhundert glänzend, jede in ihrer Art bis zur Vollkommenheit ausgebildet, und faſt bis zum Überfluß reich waren, ehe in Italien und Deutſchland ein eigentliches Theater entſtehen und ſich entwickeln konnte. Denn obwohl Rom von Alters her die Hauptſtadt der Kirche, Wien ſeit dem funfzehnten Jahrhundert der Sitz des deutſchen Kaiſerthums geweſen, ſo waren doch beyde nicht in dem Maaße Mittelpunkt ihrer Nation, wie die genannten drey Hauptſtädte im weſtlichen Europa.

So wie die ſpaniſche Monarchie bis um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, die größte und glänzendſte in Europa, der ſpaniſche Nationalgeiſt der entwickeltſte war, ſo ſtand auch die Bühne zu Madrid, der lebendige Spiegel des Nationallebens, am früheſten in reichem Flor. Dieſen Reichthum und die Fülle der Erfindung hat das übrige Europa immer anerkannt, weniger die eigentliche Form und Bedeutung, den wahren Sinn und Geiſt dieſes ſpaniſchen Schauſpiels. Hätte daſſelbe auch nur den Vorzug, daß es durchaus romantiſch und in dieſer Weiſe vollendet iſt, ſo würde es ſchon dadurch ſehr merkwür-

dig, es würde lehrreich seyn, an diesem Beyspiele zu sehen, welche Art von dramatischer Dichtkunst denn aus der Ritter-Poesie überhaupt, aus der dem neueren Europa und dem Mittelalter eigenthümlichen Richtung der Fantasie hervorgehen könne. Das Theater keiner andern neuern Nation kann dafür so gut zum Beyspiel dienen, als das spanische, welches ganz frey blieb von allem Einfluß und aller Nachahmung der Alten; während Italiäner und Franzosen bey der Ausbildung ihres Theaters vorzüglich von dem Gedanken ausgegangen sind, das Trauerspiel und das Lustspiel der Griechen in seiner Reinheit wieder herzustellen, und dieses Vorbild, wenn auch nur mittelst des Seneca oder älterer französischer Stücke, selbst auf das englische Drama einen sehr entscheidenden Einfluß gehabt hat.

Betrachten wir die spanische Bühne in ihrem ersten berühmten Meister und Beherrscher, dem Lope de Vega, so würden jene allgemeinen Vorzüge uns doch nur in einem trüben Lichte erscheinen, und wir im Ganzen keine sehr hohe Meinung von der Vortrefflichkeit des spanischen Drama's fassen können; so flüchtig und oberflächlich sind seine zahllosen Schauspiele entworfen und ausgeführt. Wie in den lyrischen Gedichten eines Sängers, so herrscht auch wohl unter den dramatischen Werken eines Künstlers eine gewisse Gleichförmigkeit und darf darin herrschen, welche dann die Hervorbringungen sehr erleichtert und ihre Zahl vervielfältiget. Es liegt den dramatischen Werken nicht nur eines Dichters, sondern auch wohl eines ganzen Zeitalters, einer gesammten Nation, oft überhaupt eine gemeinsame Idee zum Grunde,

welche in allen eigentlich dieſelbe iſt, nur daß ſie in jedem einzelnen Werke anders aufgefaßt, und von einer andern Seite dargeſtellt wird; wie eben ſo viele Variationen eines Thema's, oder verſchiedene Auflöſungen einer und derſelben Aufgabe. Hat nun der Dichter dieſe Idee ganz klar gefaßt, ſich die Form beſtimmt, wie er ſie für ſeine Idee und für ſeine Bühne bedarf, iſt er der Sprache und der äußeren Erſcheinung Meiſter, ſo kann es alsdann leicht geſchehen, daß er eine große Zahl von Werken hervorbringt, ſogar in ſehr kunſtreicher Form, ohne daß Plan und Ausführung deßfalls vernachläſſigt zu ſeyn brauchten. So haben die großen Trauerſpieldichter der Alten hundert und mehr Dramen vollendet. Aber demungeachtet überſchreitet die Zahl der Lopeſchen Schauſpiele, wie man dieſelbe auch berechnen mag, alle Gränzen der erlaubten dramatiſchen Fruchtbarkeit. Er hat dieſe große Menge von Werken wohl größtentheils nicht ſowohl ausarbeiten können, als hinwerfen und improviſiren müſſen. Ich will zugeben, daß Lope unter den dramatiſchen Geſchwindſchreibern und Vielſchreiben aller Nationen bis auf die neueſten Zeiten, der Erſte und noch am meiſten ein Dichter ſey, durch den Reichthum der Erfindung, den Glanz der Darſtellung und durch die dichteriſche Sprache und feurige Einbildungskraft; welche letztere Vorzüge in der Poeſie ſeiner Nation ſo allgemein verbreitet, daß ſie kaum noch als beſondere anzuſehen und zu loben ſind. An und für ſich iſt dieſe dramatiſche Geſchwindſchreibung auch mit Lope's Talent und Fantaſie keineswegs zu billigen, weder von Seiten der Kunſt, noch in moraliſcher Hinſicht. Eine Kraft der Ordnung und ein ſtrenges Geſetz iſt für die Bühne

um ſo nothwendiger, da keine andere Gattung der Vernachläſſigung und der Verwilderung in dem Maaße ausgeſetzt iſt, in keiner andern Gattung es ſo leicht dahin kommt, daß der Dichter und das Publicum ſich gegenſeitig irre leiten und verderben. Wie leicht der dramatiſche Dichter, wenn er ein ſo glückliches, reiches, leichtbewegliches Genie hat, wie Lope, ſein Zeitalter über alle Gränzen hinwegreiſſen kann, wie leicht er ſelbſt ohne ſo glänzende Eigenſchaften, durch die bloße Routine und einigen leidenſchaftlichen Effect das Publicum dahin bringt, daß es alle andern höhern Forderungen und Begriffe vergißt, davon ſind die Beyſpiele auch auf unſrer deutſchen Bühne zu nah liegend und zu häufig, als daß ſie angeführt werden dürften. Auf der andern Seite aber iſt der theatraliſche Beyfall für die Eitelkeit des Dichters unter allen Erregungsmitteln das ſtärkſte und berauſchendſte. Das Publicum ſelbſt iſt es meiſtens, welches einen dramatiſchen Lieblingsdichter erſt in ſeinen Unarten recht beſtärkt, und ihn dahin bringt, daß er ſich ihnen für immer ohne Maaß und Ziel überläßt. Dieſen Hang zur demagogiſchen Verwilderung und zur Anarchie haben ſchon die Alten an der dramatiſchen Gattung, die doch bey ihnen ſo vollkommen ausgebildet war, frühzeitig wahrgenommen und ihr oft vorgeworfen.

Wie ſehr man auch von der andern Seite das Improviſiren für die Volkspoeſie oder ſonſt in irgend einer andern Sphäre in Schutz nehmen mag; auf das Drama iſt dieſes nicht anwendbar. Nur als Kunſt kann daſſelbe gedeihen; und dürfte auch die Ausführung ſchnell geſchehen und dennoch gelingen, ſo muß der Plan wenigſtens

sehr durchdacht seyn und mit Besonnenheit entworfen; sonst wird die Bühne auf das beste uns nichts zeigen, als nur die flüchtige Erscheinung des Lebens und seiner Verwicklungen und Leidenschaften, die glänzende Oberfläche desselben, ohne den tiefern Sinn und Gehalt. Auf dieser niedrigsten Stufe der dramatischen Kunst steht Lope, und manche andere der gewöhnlicheren spanischen Schauspieldichter; auch so noch in dichterischem Glanz strahlend, wenn wir ihre Hervorbringungen mit dem ungleich tieferen Verfall der Bühne bey andern Nationen vergleichen, an sich aber den höheren Forderungen kein Genüge leistend. Wie selten diese bey Einzelnen und bey ganzen Nationen deutlich und allgemein herrschend werden, davon giebt es vielleicht kein auffallenderes Beyspiel, als daß so vielen Lope und Calderon als Dichter von ungefähr gleicher Art erscheinen, da doch eine unermeßliche Kluft des Unterschiedes beyde trennt. Will man überhaupt den Geist des spanischen Schauspiels erfassen, so muß man es nur in seiner Vollendung, im Calderon betrachten, dem letzten und größten aller spanischen Dichter.

Vor ihm war Verwilderung auf der einen, Künsteley auf der andern Seite, oft beydes zusammen in der spanischen Poesie allgemein herrschend. Lope's übles Beyspiel blieb nicht bloß auf das Drama eingeschränkt. Durch den theatralischen Beyfall berauscht, hatte er, wie andere poetische Vielschreiber, die Eitelkeit, in allen Gattungen sich versuchen und glänzen zu wollen, auch in denen, zu welchen er durchaus kein Talent besaß. Nicht zufrieden auf der Bühne für den Ersten zu gelten, wollte er daneben kunstreiche Romane wie

Cervantes, Ritter- und Heldengedichte wie Arioſt und Taſſo hervorbringen, wodurch denn ſeine nachläſſig ſchlechte und wilde Manier auch außerhalb des Theaters ſich verbreitete; während Gongora und Quevedo die Künſteley in Ausdruck und Sprache auf die äußerſte Spitze trieben. Ein ſolches Verderben erlebte Calderon, ja er ward darin gebohren und mußte die Poeſie ſeiner Nation aus dieſem Chaos erſt erretten, um ſie von neuem geadelt, verklärt und verherrlicht in den Flammen der Liebe, ihrem höchſten Ziele zuzuführen.

Es iſt dieſer Gang der ſpaniſchen Poeſie, daß ſie gerade nach den Zeiten der äußerſten Verwilderung und falſchen Künſteley wieder den höchſten Gipfel der wahren Kunſt erreicht, und mit dem hellſten Glanz blühender Schönheit ein Ende genommen hat, an und für ſich merkwürdig. Es iſt berichtigend für die gewöhnliche Meinung und Theorie von dem nothwendigen Kreisgange der Kunſt, und es mag beſonders auch in Anwendung auf die Litteratur und Poeſie unſers Zeitalters und unſerer Nation lehrreich erſcheinen, daß ſo aus der Tiefe üppiger Entartung und todter Künſteley, die Fantaſie und Dichtung damahls in Spanien, in neuem Lichte ſtrahlend, wieder gebohren und verjüngt wie der Phönix aus der eignen Aſche emporſteigen konnte.

Um aber den Geiſt des ſpaniſchen Schauſpiels, wie er vollendet im Calderon erſcheint, darzuſtellen, iſt es nöthig mit einigen Worten das eigentliche Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt überhaupt, ſo wie ich daſſelbe aufgefaßt habe, zu berühren. Nur für die erſte und niedrigſte Stufe derſelben, kann ich diejenigen Darſtellungen gel-

ten lassen, in denen bloß die glänzende Oberfläche des Lebens, die flüchtige Erscheinung des reichen Weltgemähldes ergriffen und uns gegeben wird. So ist es, wäre auch der höchste Schwung der Leidenschaft im Trauerspiel, die Blüthe aller gesellschaftlichen Bildung und Verfeinerung im Lustspiel durch die Darstellung erreicht worden, so lange das Ganze nur bey der äußern Erscheinung stehen bleibt, und diese bloß perspectivisch und zweckmäßig als Gemählde für das Auge und leidenschaftliche Mitgefühl hingestellt wird. Die zweyte Stufe der Kunst ist die, wo in den dramatischen Darstellungen nebst der Leidenschaft und der mahlerischen Erscheinung auch der tiefere Sinn und Gedanke herrscht und sich ausspricht; eine bis in das Innere eingreifende Charakteristik nicht bloß des Einzelnen, sondern auch des Ganzen, wo die Welt und das Leben in ihrer vollen Mannichfaltigkeit, in ihren Widersprüchen und seltsamen Verwicklungen, wo der Mensch und sein Daseyn, dieses vielverschlungene Räthsel, als solches, als Räthsel, dargestellt wird. Wäre dieses Bedeutende und tief Charakteristische, der einzige Zweck der dramatischen Dichtkunst, so würde Shakspeare nicht nur der Erste von allen in dieser Kunst zu nennen, sondern es würde kaum irgend ein andrer Alter oder Neuer auch nur von ferne ihm darin zu vergleichen seyn. Es hat aber meines Erachtens die dramatische Dichtkunst allerdings noch ein anderes und höheres Ziel. Sie soll das Räthsel des Daseyns nicht bloß darlegen, sondern auch lösen, sie soll das Leben aus der Verwirrung der Gegenwart heraus, und durch dieselbe hindurch bis zur letzten Entwicklung und endlichen Entscheidung hinführen. Dadurch greift ihre Dar-

ſtellung ein in die Zukunft, wo alles Verborgne klar und jede Verwicklung gelöst wird, und indem ſie den ſterblichen Schleyer lüftet, läßt ſie uns das Geheimniß der unſichtbaren Welt in dem Spiegel einer tief ſehenden Fantaſie erblicken, und ſtellt der Seele klar vor Augen, wie ſich das innre Leben in dem äußern Kampfe geſtaltet, und in welcher Richtung und Bedeutung, und wie bezeichnet das Ewige aus dem irdiſchen Untergange hervorgeht. Es iſt dieß freylich noch ganz etwas andres, als was man gewöhnlich die Kataſtrophe im Trauerſpiel nennt. Es giebt viele berühmte dramatiſche Werke, denen dieſe letzte Auflöſung, die hier gemeint iſt, ganz fehlt, oder die doch nur die äußere Form davon haben, ohne das innere Weſen und den Geiſt. Ich erinnere hier der Kürze wegen an die drey Welten des Dante, wie er uns eine Reihe von lebendigen Naturen kraftvoll vorführt, in dem Abgrund des Verderbens, dann durch die mittleren Stufen hindurch, wo Hoffnung mit Leiden gemiſcht iſt, bis zu dem höchſten Zuſtande der Verklärung. Dieß iſt ganz anwendbar auf das Drama, und in dieſem Sinne könnte Dante ein dramatiſcher Dichter genannt werden, nur daß er bloß eine ganze Reihe von Kataſtrophen giebt, ohne die vorhergegangene Entwicklung, die er wenigſtens nur kurz andeutet oder willkührlich vorausſetzt. Nach jener dreyfachen Auflöſung menſchlicher Schickſale, giebt es auch dreyerley Arten der hohen, ernſten, dramatiſchen Darſtellung, welche nicht bloß die Erſcheinung des Lebens auffaßt und wiedergiebt, ſondern auch den tiefern Sinn und Geiſt, und es bis zum Ziele ſeiner Entwicklung hindurch führt. Dreyerley Hauptarten, je nachdem der Held

in den Abgrund eines vollkommenen Untergangs rettungslos hinabstürzt, oder wenn das Ganze mit einer gemischten Befriedigung und Versöhnung noch halb schmerzlich schließt, oder drittens, wo aus allem Tod und Leiden ein neues Leben, und die Verklärung des innern Menschen herbey geführt wird. Dasjenige Drama, welches auf den vollkommenen Untergang des Helden angelegt ist, deutlich zu machen, darf ich unter den Trauerspielen der Neuern, nur an Wallenstein, Macbeth und den Faust der Volkssage erinnern. Die alte Kunst neigt sich mit entschiedener Vorliebe zu diesem ganz tragischen Ausgange, ihrer Ansicht von einem furchtbar vorherbestimmenden Schicksale gemäß. Doch ist ein solches Trauerspiel um so vortrefflicher vielleicht, je mehr der Untergang nicht durch ein äußeres, willkührlich von oben so bestimmtes Schicksal herbeygeführt wird, sondern es ein innerer Abgrund ist, in welchen der Held stufenweise hinunter stürzt, indem er nicht ohne Freyheit und durch eigene Schuld untergeht, wie jene zuvorgenannten.

Dieß ist die, bey den Alten im Ganzen herrschende Gattung; doch finden sich auch herrliche Beyspiele von jener Auflösung des Trauerspiels, welche ich die mittlere oder die Versöhnung nennen würde, gerade bey den zwey größten unter den tragischen Dichtern. So beschließt Aeschylus, nachdem er uns in dem Tod des Agamemnon und in der Rachethat des Orestes den ganzen Abgrund aller Leiden und Verbrechen eröffnet hat, in den Eumeniden das große Gemählde mit dem versöhnenden Gefühl der endlichen Lossprechung des Unglücklichen, durch einen mildernden Götterspruch. Sophokles, nachdem er uns die Ver-

blendung und den Fall des Oedipus, den schrecklichen Untergang und wechselseitigen Brudermord seiner Söhne, das lange Leiden des blinden Greises und seiner getreuen Pflegerinn und Tochter dargestellt, weiß uns den Tod desselben wie einen Hingang zu den versöhnenden Göttern in so verschönerndem Lichte zu zeigen, daß er uns nur das Gefühl einer sanften, mehr wehmüthigen als schmerzlichen Rührung hinterläßt. Auflösungen dieser Art sind auch sonst bey den Alten und bey den Neuern häufig; nur selten so groß und schön, wie die angeführten.

Die dritte Weise der dramatischen Auflösung, welche aus dem äußersten Leiden eine geistige Verklärung in ihrer Darstellung hervor gehen läßt, ist die dem christlichen Dichter vorzüglich angemessene und in dieser ist Calderon unter allen der erste und größte. In den ernsthaften Stücken geschichtlichen oder tragischen Inhalts, wie die Andacht zum Kreuze und der standhafte Prinz, tritt dieß am deutlichsten hervor, und wird hier am leichtesten erkanut und anerkannt; indem für den Begriff der Sache selbst schon diese wenigen Beyspiele unter der reichen Menge seiner übrigen Hervorbringungen genügen. Es liegt dieses Christliche jedoch nicht in dem Gegenstande allein, sondern vorzüglich und noch weit mehr in der eigenthümlichen Gefühls- und Behandlungsweise, welche bey Calderon durchaus die allgemein herrschende ist. Auch da, wo der Stoff keine Veranlassung darbot, aus Tod und Leiden ein neues Leben vollständig sich entwickeln zu lassen, ist doch alles im Geiste dieser christlichen Liebe und Verklärung gedacht, alles in ihrem Lichte gesehen, in ihren himmlisch glänzenden Farben gemahlt. Calderon ist unter allen Ver-

hältnissen und Umständen, und unter allen andern dramatischen Dichtern vorzugsweise der christliche, und eben darum auch der am meisten romantische.

Was die Entwicklung und die ganze Gestaltung der christlichen Dichtkunst überhaupt so eigenthümlich bestimmt hat, ist: daß ihr überall eine heidnische Poesie vorangegangen war, deren Andenken bey den Nationen, nachdem sie christlich geworden, doch nie völlig erloschen ist, und daß sie selbst dagegen der natürlichen Grundlage einer eigenen und eigenthümlichen Mythologie entbehrte. Auf einem zwiefachen Wege suchte man nun die Übereinstimmung zwischen dem Christenthum und der Poesie zu erreichen; entweder man ging von dem Christenthum selbst aus und suchte eine vollständige, nicht bloß das Leben, sondern auch die Welt und die Natur umfassende Symbolik zu entwickeln, welche mit dem reinen Lichte der Wahrheit zugleich allen Glanz und die Fülle der geistigsten Schönheit vereinigte, und eben dadurch an die Stelle der alten heidnischen Mythologie für die christliche Kunst treten, und dieser zum Ersatz derselben dienen könnte. Diesen Weg, welcher von der Symbolik, einer so viel als möglich ganz christlichen nämlich, ausgeht und diese auf die Welt und in das Leben hinüberträgt, ist vorzüglich die ältere allegorische Schule unter den italiänischen Dichtern gegangen und eben dadurch sind sie auch noch von den eigentlich romantischen Dichtern unterschieden, von denen sie sich auch selbst sorgfältig abtrennen. Indessen ist jenes Streben und Suchen nach einer vollständigen christlichen Lebens- Welt- und Natur-Symbolik zwar wohl in einem hohen Grade für die Mahlerey aber nie-

mals zur allgemeinen Befriedigung für die Poesie gelungen; auch im Dante nicht, vielweniger aber in den spätern ähnlichen Versuchen von Tasso und Milton. Der andre Weg für die neue Poesie ist nun, wenn sie nicht von dem Ganzen eines allumfassenden christlichen Welt-Gedichts, sondern von dem Einzelnen ausgeht, wie es ihr grade gegeben ist, von dem Leben selbst, von der sagenhaften Geschichte, der einzelnen Legende, selbst von Fragmenten der alten heidnischen Mythologie, falls sie eine höhere Deutung und geistige Umwandlung zulassen; und daß sie diese poetische Einzelnheiten und Anklänge mehr und mehr in das Gebiet der geistigsten Schönheit nach christlichen Begriffen zu steigern und zu verklären strebt. Darin ist nun Calderon vor allen andern der Erste und Herrlichste, wie Dante unter den christlichen Dichtern auf dem andern Wege als der Größte voransteht. Und dieser zweyte Weg, welcher nicht die Symbolik von oben herab, im Ganzen und mit einemmale in die Erscheinung hinein trägt, sondern das Leben von jedem einzelnen Anklange aus, hinaufführt zur symbolischer Schönheit, ist das eigentlich unterscheidende Merkmahl des Romantischen, insofern wir dieses noch von dem Christlich-Allegorischen nach unterscheiden.

Da die spanische Dichtkunst überhaupt ohne allen fremdartigen Einfluß und durchaus rein romantisch geblieben ist, da die christliche Ritterpoesie des Mittelalters dieser Nation am längsten bis in die Zeiten der neuern Bildung fortgedauert, und die kunstreichste Form erlangt hat, so ist hier wohl der rechte Ort, das eigenthümliche Wesen des Romantischen überhaupt zu bestimmen. Es beruht

daſſelbe nebſt der ſchon bezeichneten innigen Anſchließung an das Leben, wodurch es ſich als eine lebendige Sagen-Poeſie von der bloß allegoriſchen Gedanken-Poeſie unterſcheidet, nächſtdem und vornämlich auf dem mit dem Chriſtenthum und durch daſſelbe auch in der Poeſie herrſchenden Liebesgefühle, in welchem ſelbſt das Leiden nur als Mittel der Verklärung erſcheint, der tragiſche Ernſt der alten Götterlehre und heidniſchen Vorzeit in ein heiteres Spiel der Fantaſie ſich auflöſt, und dann auch unter den äußern Formen der Darſtellung und der Sprache ſolche gewählt werden, welche jenem inneren Liebesgefühle und Spiel der Fantaſie entſprechen. In dieſem weiteren Sinne, da das Romantiſche bloß die eigenthümlich chriſtliche Schönheit und Poeſie bezeichnet, ſollte wohl alle Poeſie romantiſch ſeyn. In der That ſtreitet auch das Romantiſche an ſich mit dem Alten und wahrhaft Antiken nicht. Die Sage von Troja und die homeriſchen Geſänge ſind durchaus romantiſch; ſo auch alles, was in indiſchen, perſiſchen und andern orientaliſchen oder altnordiſchen und vorchriſtlichen europäiſchen Gedichten wahrhaft poetiſch iſt. Jene nordiſche Schule und ihre Dichtungen unterſcheiden ſich von dem eigentlich Romantiſchen nur dadurch, daß ſie mehr Reſte aus dem Heidenthum behalten hat; daher die größere Naturtiefe des alten Nordens, bey einem geringeren Grade von chriſtlicher Schönheit und Verklärung der Fantaſie. Wo aber immer das höchſte Leben mit Gefühl und ahndungsvoller Begeiſterung in ſeiner tieferen Bedeutung ergriffen und dargeſtellt iſt, da regen ſich einzelne Anklänge wenigſtens jener göttlichen Liebe, deren Mittelpunkt und volle Harmonie wir freylich erſt im Chriſtenthum finden.

Auch in den Tragikern der Alten ſind die Anklänge dieſes Gefühls ausgeſtreut und verbreitet, ungeachtet ihrer im Ganzen finſtern und dunkeln Weltanſicht; die innere Liebe bricht in edeln Gemüthern auch unter Irrthum und falſchen Schreckbildern überall hervor. Nicht bloß die Kunſt iſt groß und bewundernswerth im Aeſchylus und Sophokles, ſondern auch die Geſinnung und das Gemüth. Nicht alſo in den lebendigen, nur in den künſtlich gelehrten Dichtern des Alterthums wird dieſes liebevoll Romantiſche vermißt. Nicht dem Alten und Antiken, ſondern nur dem unter uns fälſchlich wieder aufgeſtellten Antikiſchen allein, was ohne innere Liebe bloß die Form der Alten nachkünſtelt, iſt das Romantiſche entgegengeſetzt: ſo wie auf der andern Seite dem Modernen, d. h. demjenigen, was die Wirkung auf das Leben fälſchlich dadurch zu erreichen ſucht, daß es ſich ganz an die Gegenwart anſchließt, und in die Wirklichkeit einengt, wodurch es denn, wie ſehr auch die Abſicht und der Stoff verfeinert werden mag, der Herrſchaft der beſchränkten Zeit und Mode unvermeidlich anheim fällt.

In dem Gebiete des Romantiſchen aber und aus dem ganzen Kreiſe der dahin gehörenden Dichter ſteht Calderon der ältern allegoriſchen Schule des Dante und der erſten Italiäner im Geiſt am nächſten, wie Shakſpeare der nordiſchen. Unter der Allegorie, im wahren Sinne des Worts, iſt hier der ganze Inbegriff der geſammten chriſtlichen Bildlichkeit und Sinnbildlichkeit zu verſtehen, als Ausdruck, Hülle und Spiegel der unſichtbaren Welt, nach chriſtlicher Erkenntniß derſelben. Dieſes iſt der Geiſt oder die Seele der chriſtlichen Poeſie,

der Körper und äußre Stoff ist dann die romantische Sage oder auch das nationale Leben. Diesen Geist der christlichen Symbolik hat nun Calderon auf seinem Wege von dem Einzelnen in der Mannichfaltigkeit des Lebens ausgehend, und von da aus in die Höhe steigend, eben so voll und tief ergriffen als Dante, indem er gleich das Ganze derselben hinstellte und in Eine Gestalt zusammenfaßen wollte. Im Calderon, als dem letzten Nachklange wie im strahlenden Abendroth des katholischen Mittelalters, hat eben jene Wiedergeburth und christliche Verklärung der Fantasie, welche den Geist und die Poesie desselben überhaupt charakterisirt, den vollen Gipfel ihrer Verherrlichung erreicht. Die allegorisch-christliche Dichtkunst überhaupt aber ist keine bloße Natur- oder fragmentarisch zerstreute und größtentheils unbewußte Volkspoesie, noch auch eine bloß mit der äußern Bilderhülle spielende, sondern eine zugleich den tiefen Sinn erkennende, mithin wohl bewußte und wissende Poesie des Unsichtbaren; deren Wesen darin besteht, daß in ihr, was bey den Alten geschieden war, die strenge Symbolik der Mysterien nämlich, und die eigentliche Mythologie oder die neue, sinnliche Heldenpoesie, wieder vereinigt, und daß alles in ihr durch und durch symbolisch ist. Und zwar ist es eine Symbolik der Wahrheit, die eben daher auch von der einen Seite in der psychischen Tiefe, oder dem Naturgeheimniß der Seele begründet ist und begründet seyn soll, wie es Shakspeare am meisten erreicht hat, und von der andern Seite zur christlichen Verklärung durchgefuhrt, wie im Calderon.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß zwischen jenen drey Arten von dramatischen Auflösungen und Dar-

ſtellungen, denen des Untergangs, der Verſöhnung und der Verklärung, mancherley Abſtufungen und Miſchungen Statt finden können. Nur um den Begriff der höhern dramatiſchen Kunſt deutlich zu machen, welcher nicht bloß bey der äußern Erſcheinung und Oberfläche des Daſeyns ſtehen bleibt, ſondern in das Innere eingreift, und bis zum entſcheidenden Ziel des Lebens vordringt, mußten die drey Hauptwege der Auflöſung, welche oft auch wirklich ganz abgeſondert erſcheinen, als ſolche dargeſtellt werden. Selbſt der Gegenſatz der Alten und Neuern iſt, wie ſchon erinnert worden, kein vollkommener, ſondern beruht nur auf einem Übergewicht, auf einem Mehr oder Minder. Es möchten ſich einzelne Annäherungen ſelbſt zu einer tragiſchen Darſtellung, die in Verklärung endet, bey den Alten finden laſſen, ſo wie hingegen Trauerſpiele des vollkommenen Untergangs bey den Neuern gefunden werden, welche an Kraft denen des Alterthums, wo dieſe Gattung die herrſchende war, vollkommen gleich geſetzt zu werden verdienen.

Da indeſſen die dramatiſche Darſtellung ſo in die innerſten Tiefen des Gefühls und verborgenen Geheimniſſe des geiſtigen Lebens eingreift, ſo iſt wohl einleuchtend, daß die Alten in dieſer Gattung zwar durch die bewundernswerthe Vollkommenheit, die ſie in ihrer Weiſe erreicht, im Allgemeinen uns ein hohes Vorbild zur Ermunterung und Nachfolge, keineswegs aber im Einzelnen Regel und Beyſpiel zur Nachahmung ſeyn können. Überhaupt kann es im höheren Drama und Trauerſpiel, keine für alle Nationen gültige Norm geben. Selbſt die Gefühlsweiſe der durch die gemeinſame Religion verbundenen und

ſich ähnlichen, chriſtlichen Völkern iſt hier, wo der eigentliche Mittelpunkt des innern Lebens berührt, und an das Licht gezogen werden ſoll, noch zu verſchieden, als daß es nicht ganz thöricht wäre, eine allgemeine Übereinſtimmung zu fordern, oder wenn gar eine Nation der andern hierin Geſetze geben wollte. Für das Trauerſpiel und höhere Drama wenigſtens muß, weil es ſo ganz mit dem innern Leben und eigenthümlichem Gefühl zuſammenhängt, jede Nation ſich ſelbſt die Regel geben und ihre Form erfinden.

So bin ich denn auch weit entfernt, das ſpaniſche Drama oder den Calderon, als Muſter der Nachahmung für unſere Bühne ohne Einſchränkung zu erkennen oder zu empfehlen; obwohl die hohe Vortrefflichkeit, welche das chriſtliche Trauerſpiel und Schauſpiel durch dieſen großen und göttlichen Dichter und Meiſter erreicht hat, jedem, welcher den kühnen Verſuch, die Bühne ihrer jetzigen Schmach zu entziehen, wagen wollte, als ein faſt unerreichbares Vorbild aus ſtrahlender Ferne vorleuchten muß. Nicht in dem gleichen Maße iſt die äußere ſpaniſche Form für uns anwendbar, welche man von der innern Form wohl unterſcheiden muß; denn dieſe, in welcher eine mehr lyriſche Entfaltung und Entwicklung vorherrſcht, ſteht uns allerdings näher, als die mehr epiſch-hiſtoriſche Gedrängtheit des Shakſpeare. Jene blumenreiche Bilderfülle einer ſüdlichen Fantaſie, welche die äußre Form und Dichterſprache der ſpaniſchen Trauerſpiele ſo eigenthümlich auszeichnet, kann wohl da ſchön gefunden werden, wo ein ſolcher Überfluß Natur iſt, aber nachkünſteln läßt er ſich nicht. Auf die Schauſpiele Calderons von

allegorisch-christlichem Inhalt möchte zum Theil anwendbar seyn, was ich über die dichterische Darstellung mystischer Gegenstände überhaupt bey mehreren Veranlassungen erinnert habe.

Sollte man an Calderon, als romantischen Dichter in allen Arten des Drama's etwas aussetzen, so wäre es, daß er uns zu schnell zur Auflösung führt, daß diese oft um so viel mehr wirken würde, wenn er uns länger im Zweifel fest hielte, und wenn er das Räthsel des Lebens öfter mit der Tiefe wie Shakspeare charakterisirte, wenn er uns nicht fast immer gleich vom Anfang an in das Gefühl der Verklärung versetzte und dauernd darin erhielte. Shakspeare hat den entgegengesetzten Fehler, daß er uns das Räthsel des Daseyns, wie ein skeptischer Dichter, allzu oft nur als Räthsel in seiner ganzen Verwirrung und Verwicklung vor Augen stehen läßt, ohne die Auflösung hinzuzufügen. Und wo er auch die Darstellung bis zu dieser hindurch führt, da ist es meistens mehr die alttragische des Untergangs, oder eine gemischte mittlere von halber Befriedigung, äußerst selten aber jene im Calderon herrschende, liebevolle Verklärung. Im Innersten seiner Gefühls- und Behandlungsweise ist Shakspeare mehr ein alter, wenn auch gerade kein griechischer, sondern vielmehr ein altnordischer Dichter, als ein christlicher. Es ist eine tiefe Naturbedeutung im Shakspeare, die zwar nur in zerstreuten Anklängen einzeln aus seinen Gebilden hervorbricht, ihnen aber überall unsichtbar zum Grunde liegt und wie die verborgne Seele derselben bildet; und eben in diesem durchschimmernden Geheimniß liegt der eigenthümliche Reiz und Zauber dieser nach außen so

klar ſcheinenden Lebensgemählde. Dieſes tiefere Element in Shakſpeare's Poeſie ſteht noch wie ein einzelnes Anzeichen in der modernen Kunſt da und erwartet erſt in der Zukunft ſeine volle Entwicklung, wo eine höhere Poeſie auf neuem Wege vielleicht nicht mehr bloß die flüchtige Erſcheinung des Lebens, ſondern das geheime Leben der Seele ſelbſt, im Menſchen wie in der Natur, darſtellen wird. Von dieſer Seite hebt den Shakſpear ſein Tiefſinn in der Ahndung der Natur ganz weg aus den Gränzen der dramatiſchen Dichtung; während wir ihn in der Klarheit der ſichtbaren Darſtellung, nebſt dem ſpaniſchen Meiſter als Grundlage und Vorbild derſelben betrachten, und verehren.

In Einem Stücke vorzüglich ſollte man das ſpaniſche Drama und deſſen Form ſich zur Regel dienen laſſen; ich meine darin, daß auch das Luſt- oder überhaupt das bürgerliche Schauſpiel dort durchgängig romantiſch, und eben dadurch wahrhaft poetiſch iſt. Ganz vergeblich ſind und bleiben ſelbſt auf der Bühne alle Verſuche, die Darſtellung der proſaiſchen Wirklichkeit durch pſychologiſchen Scharfſinn oder bloßen Modewitz zur Poeſie zu erheben, und wer irgend eine Gelegenheit hat, was andere Nationen Intriguen- oder Charakterſtücke nennen, mit dem romantiſchen Zauber der Calderoniſchen oder auch andrer ſpaniſchen Schauſpiele zu vergleichen, der wird kaum Worte finden, um den Abſtand dieſes poetiſchen Reichthums mit der Armuth unſerer Bühne und beſonders mit jenem Weſen, was uns auf derſelben für Witz gelten ſoll, auszudrücken.

Die Poeſie der ſüdlichen und katholiſch gebliebenen Völker, ſtand im ſechszehnten und auch noch im ſiebzehn-

ten Jahrhundert in genauem Zuſammenhang, hatte wenigſtens einen durchaus ähnlichen Gang. In den andern Ländern machte der Proteſtantismus eine merkliche Unterbrechung, indem überall, wo er herrſchend ward, zugleich mit dem alten Glauben natürlich auch viele damit zuſammenhängende bildliche und ſinnbildliche Vorſtellungsarten, poetiſche Überlieferungen, Legenden und Sagen ohne alle Kritik und Unterſcheidung verworfen, verkannt und endlich vergeſſen wurden. So wie aber unter den proteſtantiſchen Ländern England in der Verfaſſung der geiſtlichen Gewalt und in den äußern Gebräuchen und Einrichtungen, noch am meiſten von der alten Kirche beybehielt, ſo blühete auch hier die Poeſie zuerſt wieder in kunſtreicher Geſtalt und ſchöner Bildung empor, und zwar ganz ſich anſchließend an die romantiſche Weiſe der ſüdlichen katholiſchen Völker; Spenſer, Shakſpeare, Milton beſtätigen dieß. Wie ſehr Shakſpeare das Romantiſche der alten Ritterzeit, und auch die ſüdlicheren Farben der Fantaſie in ſeinen Darſtellungen liebte, darf nicht erſt erinnert werden; Spenſer iſt ſelbſt Ritterdichter und er wie Milton folgten beſtimmten romantiſchen, beſonders italiäniſchen Vorbildern. Je näher die Litteratur uns tritt, je reicher ſie in den neuern Zeiten anwächſt, je nothwendiger wird es mir, meine Betrachtung nur auf ſolche Dichter und Schriftſteller zu beſchränken, welche den Gipfel der Sprache und Geiſtesbildung einer Nation bezeichnen, und welche eben darum auch für das Ganze und für andere Nationen die wichtigſten und lehrreichſten ſind. In der That aber erſchöpfen jene drey größten Dichter, welche England hervorgebracht hat, auch Alles, was in der ältern Epoche ihrer

Poeſie, im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert merkwürdig und groß iſt.

Spenſers Rittergedicht, die Königinn der Feen, ſchildert uns ganz den romantiſchen Geiſt, wie er noch damahls in England unter der Königinn Eliſabeth herrſchend war; der jungfräulichen Königinn, welche ſich nur allzugern unter ſolchen mythologiſchen und dichteriſchen Anſpielungen vergöttert ſah. Spenſer iſt mahleriſch reich, in ſeinen lyriſchen Gedichten idylliſch ſanft und liebevoll, er athmet überhaupt ganz den Geiſt des alten Minnegeſangs. Nicht bloß in der dichteriſchen Art und Weiſe, ſondern auch in der Sprache iſt er auffallend beſonders den altdeutſchen Rittergedichten und Minneliedern ähnlich. Es war alſo der Gang der engliſchen Sprache in der Zeitfolge ganz dem der deutſchen entgegengeſetzt. Chaucer im vierzehnten Jahrhundert iſt den deutſchen Knittelverſen des ſechszehnten Jahrhunderts nicht unähnlich. Spenſer dagegen kommt in dieſer ſpätern Zeit an ſanftem Wohllaut und an Weichheit den alten Minneliedern gleich. In jeder ſo ganz aus einer Miſchung hervorgegangenen Sprache, wie die engliſche iſt, liegt ein doppeltes Ideal, je nachdem der Dichter zu dem einen oder dem andern Beſtandtheile ſeiner Sprache ſich hinneigt. Spenſer iſt in der Sprache unter allen engliſchen Dichtern am meiſten deutſch oder germaniſch, ſo wie Milton hingegen in der Miſchung des Engliſchen, vorzüglich dem lateiniſchen Beſtandtheil ganz das Übergewicht gegeben hat. Nur die Form des Ganzen in Spenſers Gedicht iſt unglücklich; die von ihm gewählte, und dem Ganzen zum Grunde liegende Allegorie, iſt keine lebendige, wie etwa die, welche

in den ältern Rittergedichten vorkömmt, wo ein hoher Begriff vom geiſtlichen Helden und den Geheimniſſen ſeiner höhern Weihe, unter den äußern Abentheuern und ſinnbildlichen Geſchichten, verborgen liegt; es iſt dieſe todte Allegorie, die bloße Claſſification aller Tugendbegriffe einer Sittenlehre, kurz eine ſolche, die man nicht unter der geſchichtlichen Hülle errathen und ahnden würde, wenn die Erklärung nicht in dürren Worten hinzugefügt wäre.

Die Bewunderung Shakſpeare's, der ſich in ſeinen lyriſchen und idylliſchen Gedichten ganz an dieſes Vorbild anſchloß, kann Spenſern in unſern Augen noch einen höhern Werth leihen. Hier in dieſer Gattung, welche Shakſpeare'n für die eigentliche Poeſie galt, während er die Bühne, deren er Meiſter war, nur als eine mehr proſaiſche Kunſt der treuen Lebensnachbildung oder höchſtens für eine herablaſſende Anwendung der höheren Poeſie, wie für den großen Haufen zu betrachten ſcheint, lernt man den großen Dichter erſt ganz nach der ihm eigenen Gefühlsweiſe kennen. So wenig iſt er, der alle Tiefen der Leidenſchaften erſchütternd hervorzurufen verſteht, und gemeine menſchliche Natur, wie ſie iſt, in ihrer ganzen Gemeinheit mit tiefer Wahrheit und Charakteriſtik darſtellt, ſelbſt ein leidenſchaftlich wilder Menſch geweſen, oder roh in ſeiner Art, daß vielmehr in jenen Gedichten das äußerſte Zartgefühl herrſchend iſt. Eben weil dieſes Gefühl ſo ganz innig und tief iſt, und faſt bis zum Eigenſinn zart, ſpricht es nur Wenige an. Für das richtigere Verſtändniß ſeiner dramatiſchen Werke, ſind dieſe lyriſchen aber höchſt wichtig. Sie zeigen uns, daß er in jenen meiſtens

gar nicht darſtellte, was ihn ſelbſt anſprach, oder wie er an und für ſich war und fühlte, ſondern die Welt, wie er ſie klar und durch eine große Kluft von ſich und ſeinem tiefen Zartgefühle geſchieden, vor ſich ſtehen ſah. Ganz treu, ohne Schmeicheley und Verſchönerung und von einer unübertrefflichen Wahrheit, iſt das Weltgemählde, welches er uns aufſtellt. Wäre Verſtand, Scharfſinn und Tiefſinn der Beobachtung, in ſo fern ſie nothwendig ſind, das Leben charakteriſtiſch aufzufaſſen, die erſte unter allen Eigenſchaften des Dichters, ſo würde in dieſer ſchwerlich ein anderer ſich ihm gleich ſtellen können. Andere Dichter haben geſtrebt, uns in einen idealiſchen Zuſtand der Menſchheit wenigſtens auf Augenblicke zu verſetzen. Er ſtellt den Menſchen in ſeinem tiefen Verfall, dieſe all ſein Thun und Laſſen, ſein Denken und Streben durchdringende Zerrüttung, mit einer oft herben Deutlichkeit dar. Er könnte in dieſer Hinſicht nicht ſelten ein ſatiriſcher Dichter genannt werden, und wohl möchte das verworrene Räthſel des Daſeyns und der menſchlichen Erniedrigung, wie er es auffaßt, noch einen ganz andern, bleibenderen und tieferen Eindruck zu machen geeignet ſeyn, als die ganze Schaar jener bloß leidenſchaftlich Erbitterten, die man gewöhnlich ſatiriſche Dichter nennt. Dabey aber ſchimmert im Shakſpeare die Erinnerung und der Gedanke an die urſprüngliche Hoheit und Erhabenheit des Menſchen, von der jene Gemeinheit und Schlechtigkeit nur ein Abfall und die Zerrüttung iſt, überall hindurch, und bey jeder Veranlaſſung bricht das eigene Zartgefühl und der Edelmuth des Dichters, in den ſchönſten Strahlen vaterländiſcher

Begeisterung, hoher Männerfreundschaft oder glühender Liebe hervor.

Aber selbst die jugendliche Liebesgluth erscheint in seinem Romeo nur als eine Begeisterung des Todes, jene ihm eigenthümliche, schmerzlich skeptische und herbe Lebensansicht giebt dem Hamlet eben das Räthselhafte, wie bey einer unaufgelösten Dissonanz, und im Lear ist Schmerz und Leiden bis zum Wahnsinn gesteigert. So ist dieser Dichter, der im Äußern durchaus gemäßigt und besonnen, klar und heiter erscheint, bey dem der Verstand herrschend ist, der überall mit Absicht, ja man möchte sagen, mit Kälte verfährt und darstellt, seinem innersten Gefühl nach, der am meisten tief schmerzliche und herb tragische unter allen Dichtern der alten und der neuen Zeit.

Das Schauspiel betrachtete er als eine Sache für das Volk, und behandelte es auch besonders anfangs durchgehends so. Er schloß sich ganz an die Volkskomödie, wie er sie vorfand, schuf die Bühne und bildete sie weiter nach diesem Gedanken und seinem Bedürfniß. Doch führte er selbst in seinen ersten, noch roheren Jugendversuchen, in das treuherzige Volksspiel, das gigantisch Große und furchtbar Schreckliche, ja das ganz Entsetzliche ein; verschwenderisch auf der andern Seite mit solchen Darstellungen und Ansichten der menschlichen Erniedrigung, welche den gemeinen Zuschauern für Witz galten und noch gelten, während sie in seinem tief schauenden und denkenden Geiste doch mit einem ganz andern Gefühle bitterer Verachtung oder schmerzlicher Theilnahme verbunden waren. Volksspiele und Volkslieder bestimmten viel an der äußern Form seiner Werke; so ganz ohne Kenntniß, wie man dieses,

ſeit Milton ihn als den freyen Sohn der Natur geprieſen, immer vorausſetzt, war er wohl nicht, noch weniger ohne Kunſt; aber freylich waren es für ſein inneres Gefühl, vorzüglich nur die tiefen Anklänge der Natur, welche es vermochten, dieſes abgeſonderte, verſchloſſene, einſame Gemüth zu erregen. Die Stelle, wo er noch am meiſten mit den übrigen Menſchen zuſammenhing, war das Gefühl für ſeine Nation, deren glorreiche Heldenzeit in den Kriegen gegen Frankreich, er aus den treuherzigen alten Chroniken, in eine Reihe dramatiſcher Gemählde übertrug, welche durch das darin herrſchende Ruhm- und National-Gefühl, ſich dem epiſchen Gedichte nähern.

Es iſt eine ganze Welt in Shakſpeare's Werken entfaltet. Wer dieſe einmahl in das Auge gefaßt hat, wer in das Weſen ſeiner Dichtung eingedrungen iſt, der wird ſich ſchwerlich durch die bloß ſcheinbare Unförmlichkeit, oder vielmehr die beſondre und ihm ganz eigenthümliche Form ſtören laſſen, oder durch das, was man über dieſe, wo man den Geiſt nicht verſtand, geſagt hat. Vielmehr wird er auch die Form in ihrer Art gut und vortrefflich finden, in ſo fern ſie jenem Geiſt und Weſen durchaus entſpricht, und wie eine angemeſſene Hülle ſich ihm glücklich anſchließt. Shakſpeare's Poeſie iſt dem deutſchen Geiſte ſehr verwandt, und er wird von den Deutſchen mehr, als jeder andere fremde und ganz wie ein einheimiſcher Dichter empfunden. In England ſelbſt erzeugt die oberflächliche Ähnlichkeit, welche andere geringere Dichter deſſelben Landes in der äußern Form mit Shakſpeare haben, manche Mißverſtändniſſe. Die Form aber kann, ſo ſehr uns auch die Poeſie anſpricht, um ſo weniger für unſre Bühne aus-

ſchließendes Vorbild oder Regel ſeyn, da ſelbſt jene dem Shakſpeare eigne beſondere Gefühlsweiſe, ſo wie er ſie hat und zu gebrauchen weiß, zwar höchſt poetiſch, an und für ſich aber doch keineswegs die allein gültige, oder dem Ziel der dramatiſchen Dichtkunſt einzig entſprechende iſt. Unſer deutſches Drama geht allerdings von der gleichen, oder doch einer ganz ähnlichen epiſch-hiſtoriſchen Grundlage aus, wie Shakſpeare; oder vielmehr, da es ſelbſt im Ganzen wie im Einzelnen, nur noch ein Streben iſt, es ſtrebt davon auszugehn. Von da ausgehend aber ſtrebt es wieder, wie die bedeutendſten bisherigen tragiſchen Gebilde und Verſuche insgeſammt kund geben, mehr und mehr in die Höhe einer rein lyriſchen Entfaltung, nach der Art des antiken Trauerſpiels, oder wie Calderon in andrer Weiſe für den chriſtlichen Begriff vom Leben und ſeinen Erſcheinungen, es am vollendetſten erreicht hat. Daher ſteht uns für die Anwendung Calderon, als das höchſte Ziel der romantiſch-lyriſchen Schönheit und einer chriſtlich verklärten Fantaſie faſt näher als Shakſpeare, obwohl wir den Grund und Boden, den wir mit dem letzten theilen, und aus dem auch unſre deutſche Poeſie emporgewachſen iſt, nie undankbar verkennen oder ganz verlaſſen dürfen. Calderon ſchließt ſich unter den romantiſchen Dichtern zunächſt an die ältere allegoriſch-chriſtliche Schule und hat den Geiſt dieſer chriſtkatholiſchen Symbolik in das Drama übertragen; Shakſpeare ſteht dem Weſen der nordiſchen Schule näher, und unſere neue deutſche Poeſie, trägt immer noch, ſo wie es auch ehedem war, die Anlage und die Neigung zu beyden in ſich. Die Naturtiefe Shakſpeare's aber iſt ein Element, welches an ſich das Höchſte der Poeſie berührend, doch mehr der epi-

ſchen Dichtung angehört, da es in der dramatiſchen Nähe und Entwicklung nur zerſetzt, auseinandergeriſſen und entweiht wird; welchen Abweg wir ſchon oft zu bemerken, Gelegenheit hatten, und den wir, weil er verführeriſch iſt, mehr zu fürchten und davor zu warnen haben, als wenn andere, auf dem Wege der Nachfolge Shakſpeare's in eine zu proſaiſche Dichtigkeit und hiſtoriſche Umſtändlichkeit der Darſtellung gerathen; da dieſer Abweg ſich niemals auf die Länge des allgemeinen Beyfalls erfreuen wird. Auch von Calderons lichtglänzender Symbolik würde alles Einzelne nur eine unglückliche Nachfolge veranlaſſen und beſonders auf unſerer Bühne, bis jetzt dem chaotiſchen Sammelplatz der gemiſchteſten Empfindungen, Anſichten und Meynungen, faſt nur den Eindruck einer halben Entweihung hervorbringen; aber ſeine lyriſche Schönheit und Entfaltung bleibt das Vorbild, welchem die dramatiſchen Dichter unſrer Zeit, bewußt oder unbewußt nachſtreben.

Die heitere Ritterdichtung des Spenſer, die freye Lebenspoeſie des Shakſpeare ward verkannt, verdrängt, ja verfolgt, als der Fanatismus, der unter Eliſabeth und nach ihr, nur wie ein verborgnes im Innern zurückgehaltnes Uebel vorhanden geweſen war, nun unter Karl dem Erſten mit einem Mahle gewaltſam und öffentlich ausbrach, und alles überwältigte und beherrſchte. Vorzüglich war Shakſpeare ein Gegenſtand des Haſſes für die Puritaner, die er freylich auch eben nicht geliebt zu haben ſcheint, ſo wie er es noch heut zu Tage für die Methodiſten und ähnliche in England ſo ſehr verbreitete Sekten iſt. Indeſſen hat doch auch jene puritaniſche Zeit einen

Dichter hervorgebracht, der mit Recht unter die ersten und merkwürdigsten seiner Nation gezählt wird. Die weltliche und natürliche Poesie ward von den Eiferern für unerlaubt gehalten, die Dichtkunst mußte jetzt ganz auf das Geistliche gerichtet seyn, wenn sie dem Geiste der Zeit entsprechen sollte, wie in Miltons immer gleichförmigem Ernst. Sein episches Werk leidet zuerst an den Schwierigkeiten, die allen christlichen Gedichten, welche die Geheimnisse der Religion selbst zum Gegenstande wählen, gemein sind. Auffallend ist, wie er nicht einsah, daß das verlohrne Paradies für sich kein Ganzes bilde und nur der erste Akt sey von der christlichen Geschichte des Menschen, wenn er diese einmahl mit einem poetischen Auge ansehen und Schöpfung, Sündenfall und Erlösung wie Ein großes Drama betrachten wollte. Allerdings hat er diesen Mangel durch das später hinzugekommene wiedergewonnene Paradies ersetzen wollen; aber dieses ist gegen das große Werk von zu geringem Umfang und Gehalt, als daß es für den Schlußstein desselben gelten könnte. Gegen die katholischen Dichter, Dante und Tasso, die seine Vorbilder waren, stand er als Protestant auch dadurch im Nachtheil, daß er von so manchen sinnbildlichen Vorstellungsarten, Geschichten und Überlieferungen, die jenen für ihre Poesie zum reichen Schmuck zu Gebothe standen, keinen Gebrauch machen konnte. Er suchte dagegen aus dem Alkoran und Talmud und ihren Fabeln und Allegorien seine Poesie zu bereichern, was einem ernsten christlichen Gedicht dieser Art gewiß nicht angemessen seyn kann. Der Werth dieses epischen Werks liegt daher nicht sowohl in dem Plan des Ganzen, als in einzelnen Schönheiten

und Stellen, und demnächst in der Vollkommenheit der höhern dichterischen Sprache. Was dem Milton die allgemeine Bewunderung erworben hat, die er im achtzehnten Jahrhundert fand, das sind die einzelnen Züge und Darstellungen paradiesischer Unschuld und Schönheit, und dann das Gemählde der Hölle, und die Charakteristik ihrer Bewohner, die er in einer großen und fast antiken Art wie Giganten des Abgrundes schildert. Ob es für die englische Dichtersprache überhaupt heilsam gewesen, daß sie sich immer mehr auf die lateinische als auf die deutsche Seite hinwandte, daß sie in der späteren Zeit mehr dem Milton als dem Spenser folgte, das könnte an sich sehr bezweifelt werden. Da es aber einmahl geschehen, so ist Milton allerdings als der größte auch im Styl, und in mancher Rücksicht selbst als Norm für die hohe, ernste engländische Dichtersprache zu betrachten. Doch eine durchaus feste Norm leidet eine so ganz aus Mischung entstandene Sprache wie die englische nicht leicht, da ihre Natur selbst es mit sich bringt, daß sie zwischen zwey entgegengesetzten Extremen wo nicht immer schwanken, doch mit nicht zu beschränkender Freyheit sich hin und her bewegen, und sich bald mehr dem einen, bald mehr dem andern nähern kann. Den ganzen Reichthum der so kraftvollen englischen Sprache in dieser ihrer Mischung und allen Abstufungen derselben lernt man doch nur aus Shakspeare kennen.

Nach der Zeit der Puritaner-Herrschaft griff eine andere Art von Barbarey in der englischen Litteratur und Sprache um sich: die allgemeine Herrschaft des französischen, und zwar eines sehr verdorbenen französischen Ge-

ſchmacks. Erſt gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts erhob ſich mit der wahren Wiederherſtellung der Freyheit, auch der Geiſt von neuem; ſo ſehr hatte aber das Ausländiſche um ſich gegriffen, daß die geſchilderten großen, alten Dichter der Nation noch am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewiſſermaßen erſt wieder entdeckt, und aus der Vergeſſenheit an das Licht gezogen werden mußten.

Die franzöſiſche Litteratur beſaß in den letzten burgundiſchen Zeiten, unter Franz dem Erſten, und im ſechszehnten Jahrhundert einen Reichthum an jenen hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, woran ſie zu allen Zeiten ſehr ergiebig war; geſchichtliche Bekenntniſſe, oder Gemählde nach dem Leben, welche uns durch die lebhafte Darſtellung des Einzelnen, durch die Menge der Züge, die unmittelbar aus der Beobachtung und eigenen Anſchauung ergriffen ſind, ganz in die Sitten, in die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, und überhaupt in den Geiſt der dargeſtellten Zeit verſetzen. Auch entwickelte ſich jetzt ſchon das eigenthümliche Talent des geſelligen und geſellſchaftlichen Vortrags einer leichten Philoſophie über die Gegenſtände des Lebens. Ich erinnere für beyde Gattungen nur an Commines und Montagne. Die altfranzöſiſche Sprache iſt meiſtens geſchwätzig, nachläſſig, ja nicht ſelten verworren im Perioden-Bau, aber es iſt mit jener Geſchwätzigkeit und Nachläſſigkeit, wie beym Montagne und andern beſſern Schriften der alten Zeit nicht ſelten etwas Naives, und eine eigne natürliche Anmuth verbunden, die jetzt um ſo anziehender iſt, je ſtrenger nachher die Sprache geregelt worden. Wie wenig aber im Ganzen die franzöſiſche Spra-

che im sechszehnten Jahrhundert auch in der Poesie und in den Hervorbringungen des Witzes mit der kunstreichen Ausbildung und dem Styl der benachbarten Sprachen auf der gleichen Stufe stand, wie weit sie noch entfernt war von jenem edeln Geschmack, den sie selbst nachher erreichte, dafür können Marot und Rabelais zum Beweise dienen, obwohl beyde nicht ohne Talent sind. Sieht man überhaupt auf den vernachlässigten, verwilderten, ja in mancher Hinsicht noch barbarischen Zustand der ältern französischen Litteratur und Sprache, so kann man die große Veränderung, welche durch die von Richelieu gestiftete Akademie, in beyden bewirkt wurde, im Ganzen nicht anders als nothwendig und wohlthätig in ihren Wirkungen finden. Indessen war es allerdings, wie in dem politischen Zustande unter Richelieu, eben so auch hier ein eisernes Joch, wodurch der Anarchie auch in der Sprache und Litteratur ein Ziel gesetzt wurde. Für ihren nächsten Zweck, die allgemeine Sprachbildung, war dieß Unternehmen mit dem vollkommensten Gelingen und dem glänzendsten Erfolge gekrönt. In der Prosa zeigt sich dieß ganz allgemein; nicht bloß die ersten und berühmten Schriftsteller in der letzten Zeit des siebzehnten Jahrhunderts, man könnte fast sagen, alle zeichnen sich aus durch ein eigenthümliches Gepräge von edlem Styl. Man denke nur an so viele Briefe, Memoiren auch von Frauen, Geschäfts- oder andere Schriften, die gar nicht für den Druck bestimmt waren, und nicht von eigentlichen Schriftstellern herrühren; sie zeichnen sich alle aus durch dieses eigene Gepräge von edlem Geschmack, welcher im achtzehnten Jahrhundert fast ganz verlohren ging. Unter den Dich-

tern aber erreichte Racine in Sprach- und Verskunst eine harmonische Vollendung, wie sie nach meinem Gefühl weder Milton im Englischen, noch auch Virgil im Römischen haben, und die nachher in der französischen Sprache nie wieder erreicht worden ist. Für das Ganze der Poesie hätte man wohl wünschen mögen, daß für die Dichtersprache besonders, neben dieser kunstreichen Vollendung, auch etwas mehr Freyheit übrig gelassen wäre; daß man die altfranzösische Poesie der Ritterzeit, die doch so vieles Schöne und Liebliche in Erfindung und Sprache hervorgebracht, nicht so ganz unbedingt und ohne Ausnahme verworfen, verachtet und vergessen hätte. Man hätte immer, wie ja auch von den Italiänern und andern Nationen geschehen war, einen kunstreichern und ernstern Styl mit dem dichterischen Geist der Ritterzeit verbinden können. Die französische Poesie und die Sprache würden dann wieder mehr von jenem romantischen Schwunge und jener alten Dichterfreyheit erhalten haben, die ihr Voltaire so oft zurück wünscht, und die er ihr auch obwohl zu spät und nur mit halbem Gelingen zum Theil wieder zu geben suchte. Doch ein solches Vergessen und gänzliches Verwerfen alles Vorigen, ist von einer jeden großen und alles umfassenden Veränderung auch in der Litteratur fast unzertrennlich. Es war eine Revolution; eben daher blieben auch gleich von Anfang manche innere Widersprüche zurück, und eine stille Opposition gegen die harte Herrschaft, die bald deutlicher hervortrat, als man unter dem Regenten und Ludwig dem Funfzehnten immer mehr nach den verbothenen Früchten der engländischen Freyheit auch in der Litteratur und Sprache zu gelüsten anfing. Durch die un-

regelmäßige und zum Theil zweckwidrige Art, wie dieſes Gelüſten befriedigt und das Ausländiſche eingeführt und herrſchend gemacht wurde, entſtand jene Entartung des Geſchmacks unter den genannten Herrſchern, die immer höher ſtieg, bis ſie endlich, und zwar noch vor der Revolution, in die wildeſte Anarchie ausbrach, die man erſt eben jetzt in das gewohnte Gleis zurück gelenkt, und nicht ohne Mühe wieder unter das Joch des alten Gehorſams gebracht hat.

Für die franzöſiſche Poeſie iſt die letzte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, das eigentliche blühende und claſſiſche Zeitalter. Ronſard im ſechszehnten Jahrhundert iſt nur der entfernte Vorläufer jener großen Dichter, unter Ludwig dem XIV.; Voltaire im achtzehnten ihr, ihnen nicht mehr ganz gleicher Nachfolger, der, was in der Poeſie jenes Zeitalters noch zu fehlen ſchien, zu ergänzen verſuchte, obwohl nicht immer mit gleichem Glück. Der weſentliche Mangel, welcher die franzöſiſche Dichtkunſt am meiſten drückt, iſt, daß kein wahrhaft claſſiſches, und vollkommen gelungenes, epiſches Nationalgedicht bey ihnen, der Ausbildung der andern Gattungen voranging. Ronſard verſuchte ein ſolches, er iſt auch nicht ohne Feuer und Schwung, aber im Styl iſt er voll von falſchem Schwulſt, wie es oft geht, wenn man ſich zuerſt und mit einemmahle aus der Barbarey herausarbeiten will, daß man in den entgegengeſetzten Fehler des all zu Geſuchten, Gelehrten und Gekünſtelten, verfällt. Unter allen Dichtern, welche bey den Italiänern oder ſonſt, ihre Sprache ganz antikiſch haben bilden wollen, iſt Ronſard wohl am meiſten mit dieſem Fehler bela-

den. Auch die Wahl des Gegenstandes in seiner Franciade, kann nicht anders als verfehlt erscheinen. Hätte ein französischer Dichter einen historischen Gegenstand der ältern Nationalgeschichte für ein episches Gedicht erwählt, so hätte dann jene fabelhafte, im Mittelalter aber allgemein verbreitete Herleitung der Franken von den Trojanischen Helden, als Episode in einem solchen historischen Rittergedichte immer eine Stelle finden mögen. Diese veraltete Sage aber, an und für sich zu einer Epopöe ausdehnen zu wollen, war ein ganz unglücklicher Gedanke. Die Thaten und Schicksale des heiligen Ludwig möchten in mancher Hinsicht, als der günstigste Gegenstand für ein evisches Gedicht des ältern Frankreichs erscheinen, da sie mit allem Romantischen in Beziehung standen, und hier mit dem Ernst der Wahrheit und der Würde eines für das religiöse und National-Gefühl gleich sehr geheiligten Helden, zugleich auch der Fantasie ein freyer Spielraum eroffnet ward. Nur bliebe es eine Schwierigkeit, daß Ludwigs Kreuzzüge durchaus nicht glücklich ausgefallen waren. Bey der Jungfrau von Orleans, welche Chapelain zum Gegenstande wählte, lag die Schwierigkeit darin, daß die Heldinn, welche Frankreich gerettet, von ihren eigenen Landsleuten, nachher aus Neid und Überdruß, nachdem sie dieselbe erst vergottert hatten, verrathen, den Feinden und einem schmählichen Tode hingegeben war. Eben so, wie es oft in der Geschichte französischen Helden, ergieng es auch in der Litteratur dem Ronsard. Denn grenzenlos wurde er zu seiner Zeit als Dichter verehrt, und bis in den Himmel erhoben, bald nachher aber ganz zu Boden geworfen, und eben so unbedingt verachtet. In-

dessen darf doch Ronsard in der Geschichte der französischen Dichtkunst nicht ganz übergangen werden; denn es ist unverkennbar, daß der große Corneille, der Freund und Verehrer des Chapelain, sich in der Sprache besonders noch einigermaßen an jene ältere Schule des Ronsard anschließt, wenigstens hie und da daran erinnert.

Das Trauerspiel der Franzosen ist eigentlich der glänzendste Theil ihrer poetischen Litteratur und derjenige, welcher auch mit Recht immer die Aufmerksamkeit der andern Nationen am meisten auf sich gezogen hat. Ihre Tragödie entspricht so ganz dem Bedürfniß ihres Nationalcharakters und ihrer eigenthümlichen Gefühlsweise, daß der hohe Werth, welchen sie darauf legen, sehr begreiflich ist, ungeachtet die ältere französische Tragödie fast nie Gegenstände aus der einheimischen Nationalgeschichte darstellte. Zwar ist nicht zu läugnen, daß alle diese Griechen, Römer, Spanier und Türken, welche sie uns darstellt, mit der Sprache auch manche andere Eigenschaft der Franzosen angenommen haben. An sich ist auch diese Verwandlung und Aneignung des Ausländischen in der Poesie gar nicht zu tadeln; doch auffallend bleibt es immer, daß die französische Tragödie immer nur fremde, und fast nie französische Helden darstellt. Es ist dieses zu erklären aus dem Mangel eines durchaus gelungenen und allgemein verbreiteten epischen Gedichts. Auch wären die meisten tragischen Gegenstände der altfranzösischen Geschichte auf einer Bühne, die zunächst den Hof im Auge hatte, wegen gehäßiger Erinnerungen oder Vergleichungen wohl nicht gut angebracht gewesen. Ein Mangel blieb es im-

mer, da die Beziehung auf das Nationalgefühl von keiner Gattung der ernſten Poeſie, am wenigſten vom Trauerſpiel ganz ausgeſchloſſen bleiben ſollte. Als einen ſolchen erkannte es auch Voltaire, und ſuchte dem Uebel abzuhelfen, indem er Gegenſtände aus der franzöſiſchen Geſchichte, überhaupt aber aus der romantiſchen Ritterzeit auf die Bühne brachte. Das erſte hat damahls keinen rechten Erfolg gehabt, und erſt in neuerer Zeit mehr Nachfolge gefunden; glücklicher iſt ihm vor andern Franzoſen der Verſuch eines romantiſchen Trauerſpiels gelungen.

Ungeachtet nun die Gegenſtände des franzöſiſchen Trauerſpiels mit geringer Ausnahme nicht national ſind, ſo iſt doch die ganze Gattung durch die herrſchende Richtung und Gefühlsweiſe dem franzöſiſchen Geiſt und Charakter im höchſten Grade entſprechend, und als eine ſolche durchaus nationale, in ihrer Art höchſt vollkommene und eigenthümliche Dichtungsart, erkenne ich auch das franzöſiſche Trauerſpiel gern an, ſo wenig ich mich überreden kann, daß es für die Bühne irgend einer andern Nation als Norm und Regel gelten ſollte, die ſich meiner Überzeugung nach, jede Nation für ihre Bühne ſelbſt auffinden und geben muß.

Wenn gleichwohl die Form des franzöſiſchen Trauerſpiels von den meiſten als eine Nachbildung des griechiſchen angeſehen, und aus dieſem Standpunkte beurtheilt wird, ſo haben es die franzöſiſchen Dichter zuerſt veranlaßt, indem ſie uns in den Vorreden zu ihren Trauerſpielen ſelbſt auf dieſes Ziel hinlenken. Racine erſcheint auch hier am vortheilhafteſten; er ſpricht mit einer gefühlten Kenntniß von den Griechen, wie man ſie bey an-

dern französischen Schriftstellern nicht leicht so finden möchte, und leistet uns sein Urtheil jetzt, nachdem die Griechen seit ihm noch weit mehr Hauptgegenstand aller Untersuchungen geworden sind, auch nicht immer Genüge, so redet er doch überall mit der gefühlten Würde von der Kunst und von den Dichtern, wie einer, der es selbst ist. Corneille schlägt sich in den Vorreden meistens mit dem Aristoteles und seinen Commentatoren herum, die ihm nicht selten sehr im Wege stehen, bis es ihm gelingt auf irgend eine Art zu capituliren, oder einen leidlichen Frieden mit diesen fatalen Gegnern der Dichterfreyheit abzuschließen. Man kann hier oft nicht umhin zu bedauern, daß dieses mächtige Genie sich in so engen, meistens unnützen, ihm gar nicht angemessenen Fesseln bewegen mußte. Voltaire's Vorreden und Anmerkungen gehen immer auf dasselbe hinaus; daß nähmlich die französische Nation, und besonders die französische Bühne, die erste in dem gesammten ehemahligen und gegenwärtigen Universum seyen, daß gleichwohl Corneille und Racine, ungeachtet aller hohen Vortrefflichkeit, noch vieles zu wünschen übrig lassen. Wer nun derjenige ist, welcher dieses noch fehlende zur höchsten Vollkommenheit hinzufügen, und dadurch jene beyden Dichter noch weit übertreffen soll, das wird dem Leser meistens auch nicht sehr schwer gemacht, zu errathen.

Daß die Form des griechischen Trauerspiels, daß die bekannte Schrift des Aristoteles, so wie sie dieselbe verstanden, die französischen Dichter in manchen Stücken zu sehr beschränkt hat, daß vieles in dem Gesetz von den drey Einheiten, besonders der Zeit und des Orts auf bloßem Mißverständniß beruht, und so wie es gefordert wird,

gar nicht ausführbar, auch nie geleiſtet worden iſt, und mit dem Weſen der Poeſie im Widerſtreit ſteht, der man niemahls die phyſiſche Möglichkeit mit arithmetiſcher Strenge nachrechnen, ſondern ihre Wahrſcheinlichkeit, die keine geſchichtliche, ſondern eine poetiſche ſeyn ſoll, nach dem Eindruck auf die Fantaſie beurtheilen muß; das alles iſt ſeit Leſſing ſchon ſo oft abgehandelt worden, daß es unnütz ſeyn würde, einen ſo alten Streit noch einmahl durchzufechten. Nur eine hiſtoriſche Bemerkung erlaube ich mir noch hinzuzuſetzen; der eigentlich beſchränkende Geiſt unter jenen, welche damahls viel Einfluß hatten, war Boileau. Wie ſchädlich er auf die franzöſiſche Dichtkunſt eingewirkt, läßt ſich wohl aus der einzigen Thatſache ſchließen, daß er nahe daran war, den Corneille eben ſo zu mißhandeln, wie den Chapelain. Was den Mann am beſten ſchildert, ſcheint mir die von ihm gegebene Vorſchrift, daß man von zwey reimenden Verſen den letzten, wo möglich, immer zuerſt machen ſolle und der hohe Werth, welchen er auf dieſen groben, mechaniſchen Handgriff legt. Statt des wahren Urtheils und Kunſtgefühls, galt ihm ein Spott, der bisweilen nicht der feinſte iſt, und ſtatt der Poeſie ein recht voll zuſchlagender Reim. So kann ich denn nicht umhin dem Racine beyzuſtimmen, wenn er von Boileau, der übrigens ſein Freund war, an ſeinen Sohn ſchreibt: „Boileau ſey ein recht biederer Mann, von der Poeſie verſtehe er herzlich wenig."

Ein anderes Hauptgeſetz dieſes Kunſtrichters war jenes bekannte, von Horaz entlehnte, daß ein Geiſteswerk, wenn es in gehöriger Reife an das Licht der Welt treten ſoll, gerade ſo vieler Jahre bedarf, als zu einer natür-

lichen Geburt Monathe erfordert werden. Aber ungeachtet dieser Regel des anmaßlichen Gesetzgebers, dürfen wir wohl nicht bezweifeln, daß die Athalia von Racine, und der Cid von Corneille, nach meinem Gefühl die beyden herrlichsten Dichterwerke der französischen Poesie, nicht so langsam herausgekünstelt, sondern schnell in Einer Begeisterung und wie in Einen Guß hervorgebracht wurden. Diese beyden Schöpfungen, die größten vielleicht, welche die französische Bühne besitzt, können am besten bezeichnen, welche Höhe dieselbe erreicht hat, und wo sie auf ihrem Wege in der Nachahmung des alten Trauerspiels stehen geblieben ist.

Wie wenig auch die neuern Erklärer des Aristoteles dieses wahrgenommen haben mögen, denn in ihm selbst ist es allerdings deutlich anerkannt, der lyrische Bestandtheil, und der Chor ist das Wesentlichste im Trauerspiel der Alten, wovon das Ganze getragen und gehalten wird; so, daß wer diese Form sich zum Ziele setzt, nothwendig vorzüglich darauf sein Auge richten muß. Der Cid des Corneille geht überall in das Lyrische über, und dieser Schwung der Begeisterung giebt ihm jene hinreißende Kraft, gegen welche Neid und Kritik nichts vermochten. Den Chor der Alten aber hat Racine in seiner Athalie, obwohl mit Änderung und selbstständiger Aneignung, aber wie mir es scheint, für diesen Zweck sehr glücklich, und mit hoher Poesie wieder eingeführt. Wäre das französische Trauerspiel auf diesem Wege, welchen die beyden ersten Dichter in den Werken ihrer höchsten Begeisterung bezeichnet, weiter fortgegangen, so würde es dem der Alten viel ähnlicher an Schwungkraft und Hoheit geworden

seyn; viele der engen Fesseln, welche aus bloß prosaischem Mißverstand hervorgegangen waren, würden von selbst weggefallen seyn, und freyer würde es sich in einer freylich dann ganz anders gestalteten Form bewegt haben.

Da es aber im Allgemeinen herrschender dramatischer Gebrauch wurde, den lyrischen Bestandtheil aus der Anlage des alten Trauerspiels wegzulassen; so entstand daraus ein großes Mißverhältniß, besonders bey solchen mythologischen Gegenständen, die auch bey den Alten behandelt worden waren, und wie sie ungefähr ein Trauerspiel ausgefüllt hatten. Fiel der lyrische Bestandtheil weg, so war nun die Handlung nicht reichhaltig genug; da ergriff man dann jene Mittel, um den leeren Raum auszufüllen, die auch schon bey den Alten zur Zeit des Verfalls der tragischen Dichtkunst zu gleichem Zwecke gedient hatten. Man machte die Handlung verwickelter durch hineingelegte Intriguen, welche der Würde und dem Wesen des Trauerspiels ganz zuwider sind, oder man setzte alles in die Rhetorik der Leidenschaften, wozu in jedem tragischen Stoff leicht die mannigfaltigste Veranlassung sich findet. Dieß ist nun eigentlich die glänzende Seite des französischen Trauerspiels, darin hat es eine hohe und fast unvergleichliche Stärke, und dadurch entspricht es so ganz dem Charakter und dem Geist der Nation, bey welcher die Rhetorik in allen Verhältnissen einen herrschenden Einfluß behauptet hat, und auch noch behauptet, und welche selbst im Privatleben zu einer solchen Rhetorik der Leidenschaften sich hinneigt. Es ist diese allerdings auch in einem gewissen Maaße ein nothwendiges und unentbehr-

Element der dramatiſchen Darſtellung. So ausſchließend herrſchend aber, wie im franzöſiſchen Trauerſpiele, darf dieſes einzelne Element nicht ſeyn; zweckwidrig wenigſtens wäre es, was ſich bloß auf die franzöſiſche National-Eigenthümlichkeit gründet, als Regel auch für andre Nationen aufſtellen zu wollen, die vielleicht mehr Sinn für die Poeſie, als angebohrnes Talent zur Rhetorik haben.

Die Vorliebe für dieſen rhetoriſchen Theil des Trauerſpiels iſt bey den Franzoſen ſo groß, daß ihre Bewunderung und Beurtheilung eben daher weit mehr auf einzelne Stellen gerichtet iſt, als auf das Ganze. Sehen wir aber auf dieſes, und ſehen wir auf diejenigen Stücke, welche eine wahrhafte und poetiſche Auflöſung haben, ſo werden wir finden, daß in dieſer Hinſicht das franzöſiſche Trauerſpiel ſich mehr an das Alterthum anſchließt, und meiſtens mit einem vollkommenen Untergang endet, ohne alle Milderung oder mit einer noch halbſchmerzlichen Verſöhnung; ſeltner aber, wie doch der chriſtliche Dichter vorzüglich dahin ſtreben ſollte, auf den Kampf, wie in der Athalia des Racine, Sieg folgen, oder aus Tod und Leiden ein neues Leben in höherer Verklärung hervorgehen läßt, wie in der Alzire von Voltaire, meinem Gefühle nach ſeinem Meiſterwerk, worin er als wahrer Dichter und ſeiner beyden Vorgänger ganz würdig erſcheint.

Dreyzehnte Vorlesung.

Philosophie des siebzehnten Jahehundeets. Baco, Hugo Geotius, Descartes, Bossuet, Pascal. Verändeeung dee Denkaet, Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Schildeeung des französischen Atheismus und Revolutionsgeistes.

Das siebzehnte Jahrhundert war reich an ausgezeichneten und großen Schriftstellern, nicht bloß in dem Gebiete der schönen Litteratur, Dichtkunst und Beredsamkeit, sondern auch in den Wissenschaften und in der Philosophie. Jene Philosophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts, welche während desselben sich über alle Theile der Litteratur verbreitete, ja selbst auf die Schicksale der Menschheit und der Nationen einen so entscheidenden Einfluß gewonnen hat, ist von einigen großen Denkern im siebzehnten Jahrhundert veranlaßt worden; obgleich man zum Theil sehr weit von dem Geiste und der ursprünglichen Absicht und Meinung der ersten gepriesenen Erfinder und Stifter dieser neuen Denkart abgewichen ist. Es ist nothwendig, den Baco, Descartes, Locke und einige andere von den Heroen des siebzehnten Jahrhunderts wenigstens in Erinnerung zu bringen durch eine kurze Charakteristik, um alle die geistigen und sittlichen Wirkungen, welche Voltaire und Rousseau nicht bloß auf Frankreich, sondern auf ganz Europa gehabt haben, und überhaupt den Geist des

achtzehnten Jahrhunderts, richtig ſchildern und verſtehen zu können.

Das ſechszehnte Jahrhundert war das Zeitalter des noch gährenden Kampfes, und erſt gegen das Ende deſſelben fing der menſchliche Geiſt an, ſich von der gewaltſamen Erſchütterung zu erhohlen und zu ſammeln. Erſt mit dem ſiebzehnten begannen jene neue Wege des Nachdenkens und des Forſchens, welchen jetzt die Bahn geöffnet war, nach der geſchehenen Wiederherſtellung der alten Litteratur, der erweiterten Natur- und Erdkunde, und der durch den Proteſtantismus verurſachten allgemeinen Erſchütterung und Trennung des Glaubens. Derjenige, welcher hier vor allen andern zuerſt genannt werden muß, iſt Baco. Dadurch daß er die Wißbegierde und den Unterſuchungsgeiſt aus den leeren Wortſtreitigkeiten der erſtorbenen Schulen in die Welt, in die Erfahrung und vor allem in die lebendige Natur zurückführte, iſt er der Vater der neuen Phyſik geworden; viele und richtige Entdeckungen hat er ſelbſt gemacht, und vollendet, unzählige andre veranlaßt oder geahndet und zur Hälfte errathen. Durch dieſen reichen und thätigen Geiſt befruchtet, ſind alle Erfahrungswiſſenſchaften unermeßlich erweitert, und ganz verändert worden, und eben dadurch hat ſelbſt die allgemeine Geiſtesbildung, ja man darf ſagen, die geſammte Lebenseinrichtung des neuern Europa, eine ganz andre Geſtalt gewonnen, die zum großen Theil von dieſem Manne, als erſtem Urheber, ausgegangen iſt. Zu tadeln, gefährlich, ja fürchterlich in den letzten und äußerſten Wirkungen und Folgen war es freylich, wenn Baco's Nachfolger und Vergötterer im achtzehnten Jahr-

hundert, nun auch das aus der Erfahrung und Sinnenwelt hernehmen wollten, was ſie nie enthalten können; das Geſetz des Lebens und des Handelns, und den Inbegriff des Glaubens und des Hoffens; und wenn ſie jede Hoffnung und jede Liebe, welche die gemeine ſinnliche Erfahrung nicht ſogleich zu beſtätigen ſcheint, als Schwärmerey, mit ſchnöder Verachtung von ſich warfen. Alles dieß war aber ganz gegen den Geiſt, gegen die Abſicht und Denkart des Urhebers. Ich erinnere hier nur an den einen bekannten Ausſpruch von ihm, der auch jetzt noch nicht veraltet iſt: „daß die Philoſophie nur an der Oberfläche berührt und gekoſtet, zum Unglauben und zum Atheismus führe; tiefer geſchöpft aber, die Verehrung der Gottheit, und den feſten Glauben an ſie, über alles bekräftige und ſtark mache.“ Nicht bloß in der Religion, auch in der Naturwiſſenſchaft ſelbſt, glaubte dieſer große Denker an vieles, was ſeinen Anhängern und Bewunderern der ſpätern Zeit durchaus nur für Aberglauben gegolten haben würde. Man darf auch nicht wähnen, daß dieß bloß ein todter Gewohnheits-Glauben, oder noch nicht überwundenes Vorurtheil der Erziehung und ſeines Zeitalters geweſen ſey. Denn gerade ſeine Äußerungen über ſolche Gegenſtände der überſinnlichen Welt tragen am meiſten das originelle Gepräge ſeines hellſchauenden und durchaus eigenthümlichen Geiſtes. Er war eben ſo empfänglich als erfinderiſch, und weil ſich ihm die Welt der Erfahrung in einem ganz neuen Lichte gezeigt hatte, ſo war ihm doch keineswegs jene höhere und göttliche Region der geiſtigen Welt, die weit über die gemeine, ſinnliche Erfahrung hinaus gelegen iſt, deßhalb verſchwunden oder

unſichtbar geworden. Wie wenig er ſelbſt Antheil hatte, ich will nicht ſagen an dem rohen Materialismus ſeiner Nachfolger, ſondern ſelbſt an der geiſtigen Naturvergötterung, welche aus der ſo reich und vielfach erweiterten Naturwiſſenſchaft, im achtzehnten Jahrhundert, vorzüglich in Frankreich und auch in Deutſchland hier und da hervorging, das mag folgender Ausſpruch von ihm über das eigentliche Weſen einer richtigen philoſophiſchen Naturanſicht beſtätigen. An der Naturphiloſophie der Alten, meint er, ſey das zu tadeln, daß ſie die Natur für ein Bild der Gottheit hielten; da doch der Wahrheit gemäß, womit auch die chriſtliche Lehre übereinſtimme, nur der Menſch, ein Bild und Ebenbild Gottes genannt werden konnen, die Natur aber kein Spiegel, Gleichniß und Abbild deſſelben, ſondern das Werk ſeiner Hände ſey. Baco meint hier unter der Naturphiloſophie der Alten, wie man ſelbſt aus dem ihr zugeſchriebenen, allgemeinen Reſultate ſieht, nicht irgend ein einzelnes Syſtem, ſondern überhaupt alles das Beſte und Vortrefflichſte, was die Alten von der Naturphiloſophie wußten und dachten, wobey er vielleicht nicht bloß die eigentliche Naturwiſſenſchaft, ſondern ſelbſt ihre Mythologie und Natur-Religion mit im Sinne hatte. Wenn Baco nach der chriſtlichen Lehre dem Menſchen allein das Vorrecht beylegt, ein Bild der Gottheit zu ſeyn, ſo iſt dieß nicht zu verſtehen, als ob dem Menſchen dieſe hohe Würde und Eigenſchaft deßhalb zukäme, weil er der höchſte Gipfel, die rechte Blüthe und der mannichfaltigſte, geiſtige Inbegriff der Natur iſt; ſondern unmittelbar iſt ihm nach jener Anſicht, dieſe Ähnlichkeit und Ebenbildniß durch göttli-

chen Anhauch und göttliche Liebe zugetheilt worden. In dem bildlichen Ausdruck, die Natur sey nicht ein Spiegel und Gleichniß Gottes, sondern das Werk seiner Hände, liegt, wenn er nach seiner ganzen Tiefe verstanden wird, der vollkommne Aufschluß über das wahre Verhältniß der sinnlichen und der übersinnlichen Welt, der Natur und der Gottheit. Es liegt darin vor allem, daß die Natur nicht selbstständig, sondern von Gott zu einem bestimmten Endzweck hervorgebracht worden; und es ist überhaupt jener einfache Ausspruch Baco's über die Naturphilosophie der Alten, und über seine eigne und die christliche, eine leicht verständliche und klar ausgedrückte Richtschnur, um das rechte Mittel zu treffen zwischen einer gottvergessenen Naturanbethung, und dem finstern Naturhaß, worin eine einseitige Vernunft nicht selten verfällt, die bloß auf das Sittliche gerichtet, sich die Natur nicht zu erklären vermag, daher auch das Göttliche nur sehr unvollkommen versteht. Die richtige Unterscheidung und das wahre Verhältniß zwischen der Natur und der Gottheit, ist der Hauptpunkt nicht bloß für das Denken und Glauben, sondern auch für das Handeln und Leben. Es durfte dieser Gegenstand, und der Ausspruch Baco's, der das eigentliche Resultat seiner ganzen Denkart über die Natur enthält, wohl um so eher hier berührt werden, da noch zu unsrer Zeit die Philosophie meistens nur zwischen jenen zwey Extremen getheilt ist; dem einer verwerflichen Naturvergötterung, welche den Schöpfer nicht von seinen Werken, Gott nicht von der Welt unterscheidet, oder auf der andern Seite, dem Haß und der Abläugnung solcher Naturverächter, deren Vernunft ganz in ihrer Ichheit befangen ist. Der

rechte Mittelweg zwiſchen dieſen beyden Irrthümern von entgegengeſetzter Art, oder die wahre Anerkennung der Natur äußert ſich zunächſt wohl in dem Gefühl unſrer innigen Verwandtſchaft mit ihr, zugleich aber auch des unermeßlich weiten Abſtandes, der uns von ihr trennt, und uns über ſie erhebt, und dann in der ehrfurchtsvollen Erforſchung und Bewunderung alles deſſen in der Natur, was noch auf etwas anderes und höheres deutet, als ſie ſelbſt, allein und an ſich iſt; alle jene Spuren, welche liebevoll oder furchtbar, wie ein ſtummes Geſetzbuch oder weiſſagende Verkündigung die Hand verrathen, welche ſie bildete, oder die Abſicht, der ſie dienen ſollen.

Nicht mindern Einfluß als Baco auf die Philoſophie und allgemeine Denkart, hatte im ſiebzehnten und im größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts, Hugo Grotius auf die praktiſche und politiſche Welt, und auf die Sittenlehre der Nationen in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen. Und zwar einen ſehr glücklichen und heilſamen Einfluß; denn da das religiöſe Band, welches ehedem die Nationen des Abendlandes zu einem Staatenſyſtem vereinte, jetzt getrennt war, ſeit Machiavells, die Gerechtigkeit und alles was heilig iſt, nicht achtende Staatskunſt, immer mehr und immer allgemeiner die Richtſchnur wurde, wornach man handelte, ſo war es die größte Wohlthat, dem in Bürgerkrieg ſich ſelbſt zerſtörenden Europa wieder ein Recht zu geben, welches ein allgemeines wäre, für die im Glauben getrennten, in Leidenſchaft entbrannten, durch eine unredliche Staatskunſt irre geleiteten und mißbrauchten Völker. Als eine ſolche Richtſchnur wurde die Lehre des Grotius auch anerkannt. Es iſt ein erhebender Ge-

danke, daß ein Gelehrter, ein Denker, ohne eine andre Macht als die ſeines Geiſtes und ſeines redlichen Willens, der eigentliche Stifter eines ſolchen neuen Völkerrechts zu ſeyn vermochte; und wie er dadurch die Verehrung ſeines Zeitalters gewann, ſo verdient er nicht minder die Achtung und den Dank der Nachwelt. Als Syſtem betrachtet, mag das von Hugo Grotius und ſeinen Nachfolgern begründete und eingeführte Völkerrecht ſehr mangelhaft erſcheinen, und dürfte ſchwerlich die Probe aller dagegen zu machenden Einwürfe eines Skeptikers beſtehen. Das religiöſe Band des ältern Staatenvereins war eigentlich unerſetzlich. In Ermanglung jenes jetzt getrennten Bandes wurde die Gerechtigkeit nun vorzüglich nur auf die, dem Menſchen angebohrne, ihm weſentlich und nothwendig zukommende, geſellſchaftliche Anlage und Beſtimmung gegründet. Je mehr das allgemeine Recht bey den Nachfolgern des Grotius allein auf die Natur und die Vernunft gegründet, und aus dieſen abgeleiteten Quellen geſchöpft, je mehr dabey die Beziehung auf die erſte Quelle aller Gerechtigkeit bey Seite geſetzt wurde; je unvermeidlicher war es, daß ſich die Theorie und ſelbſt das praktiſche Völkerrecht auf der einen Seite in eine Menge unnützer und zum Theil unauflöslicher Spitzfindigkeiten und Streitigkeiten verwirrte, auf der andern Seite auch in ganz wilde und irrige Folgerungen ausartete. Was iſt nicht endlich aus dem Naturrecht, und dem Vernunftſtaate in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geworden, in der Meinung wie in der Ausführung? Indeſſen blieb es eine große Wohlthat, daß durch jenes, ſeit Grotius von neuem verbreitete und anerkannte Völkerrecht dem her-

einbrechenden Strome der Zerstörung wenigstens ein volles Jahrhundert lang und darüber, ein hinreichender Damm entgegengesetzt werden konnte. Auch von 1648 — 1740 sind wohl einzelne öffentliche und große Ungerechtigkeiten eines Staates oder einer Nation gegen die andere geschehen, aber es wurde doch jederzeit allgemein dagegen reclamirt; konnte man auch die Fakta nicht ändern, so wurden doch die Grundsätze nicht aufgegeben, sondern fortwährend behauptet; es war schon ein großer Gewinn, daß Gewalt und Habsucht an rechtliche Formalitäten vielfach gebunden war, und wenigstens den Schein der Gerechtigkeit zu behaupten suchen mußte. Selbst von 1740 — 1772 fanden diese wohlthätigen Wirkungen noch Statt; in geringerm Maaße selbst noch seit jener Epoche, wo die europäische Gerechtigkeit die zweyte große und allgemeine Verletzung erlitt, bis auf die neuern Zeiten, wo die Verhältnisse der Staaten und Völker von Grund aus verändert, und damit auch die alten Formen und bisherigen Regeln als nicht mehr anwendbar, befunden worden sind. Dieses hat Europa in der neuesten Zeit, während der funfzehnjährigen Epoche einer beyspiellosen Unterdrückung, wohl erfahren, da alle jene alten Grundsätze mit Füßen getreten wurden, und wie morsche Scherben vor dem gewaltigen Eisen des Eroberers zerbrachen. Nachdem aber jene ungeheure Tyranney bald von ihrem Gericht ereilt zusammenstürzte, und schnell wie ein Meteor vorübergegangen ist, und nun durch göttliche Fügung alles wieder zum Guten eingelenkt wurde, ist es denen, welche der Leitung der Weltbegebenheiten am nächsten stehen, wohl klar und fühlbar geworden, daß die gegenseitigen Verhält-

niſſe der chriſtlichen Staaten und Völker nicht mehr auf jenen flachen Grundſätzen eines allgemeinen Naturrechts oder eines bloßen Vernunftrechts, wie nach dem alten Syſtem, fernerhin beruhen können, ſondern daß ſie nach den höhern Forderungen und dem größeren Maßſtabe einer chriſtlichen Gerechtigkeit und Liebe geordnet und dem gemeinſamen Ziele entgegen geführt werden ſollen.

Unter den Schriftſtellern, welche auf die praktiſche Welt, und auf die politiſchen Verhältniſſe von Europa den größten und allgemeinſten Einfluß gehabt haben, iſt der des Grotius entſchieden der heilſamſte geweſen, wir mögen ihn nun mit dem des Machiavell vor ihm, oder Rouſſeau's nach ihm vergleichen.

Außer ſeinen Bemühungen für die Wiederherſtellung und Anerkennung der Gerechtigkeit und ihrer Theorie, bewährte ſich der redliche Wille des Hugo Grotius auch in dem Verſuch, die Wahrheit der Religion in der Geſtalt eines förmlichen, und ſo zu ſagen rechtlichen Beweiſes aufzuſtellen. Es war eine von den indirekten Wirkungen des Proteſtantismus, daß die Religion fortdauernd der Gegenſtand eines Streits, und daher immer mehr als Verſtandesſache behandelt ward, was allerdings auch ſchon urſprünglich in dem Geiſte des Stifters der zweyten Hauptparthey unter den Proteſtanten, des Calvin lag. Grotius hat in jenem Verſuch, der immer mehr Bedürfniß ſchien, viele Nachfolger gefunden, und ſeine Abſicht dabey war unſtreitig die lobenswertheſte. An und für ſich könnte es eher als ein Beweis angeſehen werden, daß der religiöſe Sinn ſchon ſehr abgenommen haben muß, wo man das, was ſeiner Natur nach bloß Sache des innigſten Gefühls und le-

bendigen Glaubens seyn kann, anfängt immer mehr als eine Sache des Verstandes, und als Gegenstand einer gelehrten Streitigkeit zu betrachten, und endlich wohl gar die Wahrheit der Religion, wie eine bürgerliche Proceßsache entscheiden, oder wie es später Pascal im Sinne hatte, gleich einer geometrischen Aufgabe zur glücklichen Auflösung bringen will.

Nicht so groß und verdienstlich als die philosophische Denkart und Bestrebungen jener beyden Männer kann ich die des Descartes finden, dessen Einfluß auf sein Zeitalter wie auf das nachfolgende eher schädlich und irre leitend war, als heilsam und wahrhaft erweiternd. Überhaupt scheint mir Descartes ein Beweis zu seyn, daß man wenigstens auf dem bisher betretenen, und üblichen Wege dieser Wissenschaft, ein großer Mathematiker seyn kann, was Descartes für sein Zeitalter anerkannt war, ohne deshalb ein glücklicher Philosoph zu seyn. Zwar sind die Hypothesen und Wirbel, aus denen Descartes in der Physik nicht bloß alles Einzelne, sondern auch die Entstehung der Welt herleiten wollte, längst vergessen. Sein System überhaupt hat nur kurze Zeit eine vorübergehende Herrschaft genossen, und hat sich außerhalb Frankreich nicht sehr allgemein verbreitet; indessen sind doch auch seine philosophischen Hypothesen und Wirbel nicht ohne bedeutende Einwirkung und Nachwirkung, auf den Geist des siebzehnten und dadurch selbst des achtzehnten Jahrhunderts geblieben. Besonders seine Methode, wie er es nennt, oder die Art und Weise, wie er die Philosophie anfing, hat viele Nachfolger gefunden. Er wollte schlechthin und ganz durchaus ein Selbstdenker im strengsten und

vollkommenſten Sinne des Worts ſeyn. Zu dieſem Endzweck nahm er ſich vor, alles was er bisher gewußt, geglaubt und gedacht hatte, völlig zu vergeſſen, und ein für allemahl ganz von vorn anzufangen. Daß dabey die vor ihm geweſenen Philoſophen und Forſcher von dem angehenden Selbſtdenker nicht geſchont, daß ihr Anſehen gänzlich verworfen, und ihre Bemühungen als nicht vorhanden betrachtet wurden, verſteht ſich von ſelbſt. Wenn es möglich wäre, den Faden des überlieferten Denkens, woran wir ſchon durch die Sprache ganz unauflöslich gekettet ſind, mit einem Mahle nach Willkühr, wirklich und in der That abzureiſſen, ſo würden die Folgen davon doch nicht anders als zerſtörend ſeyn können. Es iſt grade wie wenn man in der politiſchen Welt das Rad des öffentlichen Lebens glaubt eine Weile anhalten und hemmen zu können, um ſtatt der Verfaſſung, wie die Nation ſelbſt im Lauf und Kampf der Zeiten ſie ſich angebildet hat, ſchnell eine andre, ein beſſeres Räderwerk, oder etwa eine vollkommene Conſtitution aus dem reinen Vernunftſtaate hinein zu werfen. Daß die Wahrheit eben ſo wenig als eine rechte Verfaſſung durch ein ſolches plötzliches Vergeſſen und Verwerfen alles Vergangnen erreicht werden kann, iſt durch die Geſchichte der Philoſophie ſeit mehr als zwey Jahrtauſenden wohl hinreichend bewährt, wo ſich Beyſpiele im Überfluß finden von einer ſolchen ſeynſollenden Selbſtdenkerey und ihren Früchten. Die natürlichſten Folgen derſelben ſind, daß man die erſten und gewöhnlichſten Fehltritte in welche die menſchliche Vernunft bey dem Verſuch, die Wahrheit durch eigne Kraft allein zu erforſchen, zu gerathen pflegt, nicht kennt und nicht vermeidet; Irr-

thümer also unnütz wiederhohlt, und wohl gar für Entdeckungen hält, die schon unzähligemahl vor uns aus dem gleichen Grunde begangen und auch wiederlegt und verbessert wurden. Was das gänzliche Vergessen alles dessen betrifft, was die Vorgänger gethan oder versucht hatten; so ist es so wenig möglich, dieses Gelübde der Selbstständigkeit und einer vollkommenen Denkfreyheit und Denkeigenheit streng zu halten, daß Descartes nicht der einzige unter diesen alles Andre und Alte verachtenden Selbstdenkern ist, dessen originellste Meinungen und angebliche Erfindungen doch nur von den Vorgängern entlehnt sind, wenn gleich in andre Worte und Formen eingekleidet; freylich oft nur aus unbestimmter Erinnerung entlehnt, mit einer halben Selbsttäuschung, und wenigstens nicht mit einem vollkommen deutlichen Bewußtseyn der Entlehnung. Man rechnet es dem Descartes zu einem großen Verdienst an, Geist und Materie auf das strengste gesondert zu haben. Es muß schon auffallend und sonderbar scheinen, daß man den Unterschied zwischen dem Gedanken und dem Körper anzuerkennen und festzustellen, als etwas so neues und eignes betrachten konnte. So unbefriedigend aber und bloß mathematisch, wie Descartes diesen Unterschied auffaßte, war nicht einmahl etwas dadurch gewonnen, indem man sich nun in unauflösliche Schwierigkeiten verwickelte, über den Zusammenhang zwischen Leib und Seele, und wie eine gegenseitige Einwirkung zwischen beyden möglich sey. Überhaupt blieb es von Descartes an, der Philosophie eigen, nur immer hin und her zu schwanken zwischen dem eignen Ich, und der äußern Sinnenwelt; bald wollte man alles aus dem Ich heraus grübeln, bald

warf man ſich ganz in die Sinnenwelt, um alle Wahrheit aus ihr abzunehmen oder hervorzukünſteln und zu experimentiren, auch jene ſittliche und göttliche, welche ſie nie enthalten kann. In jedem Falle aber blieb der Zuſammenhang zwiſchen dem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt völlig unbegreiflich, weil man die höhere göttliche Region ganz verlohren hatte, auf deren Boden beyde ruhen, und aus deren Lichte beyde erſt erhellt und erklärt werden können. Es fehlte das Mittelglied der Seele, um den Geiſt zur Erkenntniß, und um in die äußre Welt, als Werk des Schöpfers, ein Verſtändniß zu bringen. Die damalige Philoſophie war überhaupt durchaus befangen in dem abſtracten Bewußtſeyn des dialektiſchen Denkens, in deſſen Gebiet die Wahrheit nie gefunden werden, und wenn ſie auch ſchon anders woher gefunden und gegeben wäre, doch nicht rein bewahrt werden kann. Das höhere Licht der geiſtigen Erkenntniß, obwohl in der Religion einheimiſch, war in der Wiſſenſchaft nie vollſtändig zu Tage gekommen, ſondern nur einzeln, unterbrochen, und wie verſtohlen aus der Unterdrückung hervorgetreten, in welche alles lebendige Wiſſen unter der ſeit Jahrhunderten feſtgeſetzten Herrſchaft des Rationalismus gerathen war. Man rechnet es dem Descartes noch zum Verdienſte an, das Daſeyn Gottes aus der Vernunft, ſtreng wie einen geometriſchen Satz erwieſen zu haben. Dieſes Verdienſt, wenn es anders für ein ſolches gelten kann, iſt wenigſtens nicht das ſeinige; denn es iſt dieſes durchaus entlehnt von den ältern Philoſophen des Mittelalters, die von Descartes und von ſeinem Zeitalter ſonſt ſo ſehr herabgeſetzt wurden. Aber freylich war dieſes von ihnen in ei-

nem ganz andern Sinne und Geiſte geſchehen, als beym Descartes und in der nachfolgenden Zeit. Die höchſte aller Wahrheiten von der man ohnehin und auf ganz anderm Wege auf das gewiſſeſte und unerſchütterlichſte überzeugt, und welche der innerſte Lebensgeiſt und Mittelpunkt aller andern Überzeugungen und Gedanken, ja auch aller thätigen Zwecke und Einrichtungen des Lebens geworden war, auch noch durch dieſen, wie zum Überfluß hinzugefügten Beweis aus der Vernunft zu beſtätigen, das war die Meinung jener Ältern. Wie jedes Geſchöpf oder Naturweſen auf eine oder andre Art die unerforſchliche Größe des Werkmeiſters unwillkührlich verkündet, ſo ſollte auch die menſchliche Vernunft, ſonſt ſo eitel auf ſich und ihre eigne Kraft und Geſchicklichkeit, in den allgemeinen Chor zur Verherrlichung Gottes mit einſtimmen. Oder auch ſo wie man in menſchlichen Angelegenheiten es als den höchſten Triumph einer guten und gerechten Sache anſieht, wenn ſelbſt der Feind und Gegner gezwungen wird, die Gerechtigkeit und Wahrheit derſelben nothgedrungen, und ungern einzugeſtehen, ſo ſollte auch die Vernunft des Menſchen ein Zeugniß ablegen für die göttliche Wahrheit. Wird aber das Daſeyn Gottes, welches wir zunächſt durch innere Wahrnehmung kennen lernen, wie beym Descartes vorzüglich, ausſchließend und allein aus der Vernunft erwieſen, ſo wird Gott dadurch in einem gewiſſen Sinne von der Vernunft abhängig gemacht, oder wohl gar mit ihr gleichgeſtellt und identificirt; und das Weſen der ewigen Liebe auf dieſe Weiſe in das niedre Gebiet der abſtracten Begriffe und in den Schein des Abſoluten her-

abgezogen. Auch hat es nie gelingen wollen, und wird nie gelingen, da wo jene innere Wahrnehmung fehlt, oder das Gewiſſen und andere Organe derſelben erloſchen ſind, das Daſeyn Gottes denen, die es nicht fühlen und glauben, anzudemonſtriren.

Die Nachfolger und Anhänger des Descartes bildeten in Frankreich eine eigentliche Secte, die auf kurze Zeit herrſchend ward. Doch erhielten ſich einzelne Geiſter unabhängig und blieben feſt in ihrer religiöſen Geſinnung, wenn ſie auch jenes Syſtem zum Theil annahmen, ſo weit es ihnen damit vereinbar ſchien. Dieß gilt von Malebranche, der ſich jedoch von den unauflöslichen Schwierigkeiten, die einmahl in Descartes Anſicht lagen, beſonders über das Verhältniß zwiſchen dem Gedanken und deſſen äußern Gegenſtand, über den Zuſammenhang zwiſchen Geiſt und Materie, nicht heraus wickeln konnte. Als Gegner des Descartes, als kritiſcher zweifelnder Philoſoph und Vertheidiger der Offenbarung ward Huet berühmt, und ganz unabhängig von jenem eigentlich philoſophiſchen und metaphyſiſchen Streit und Gebieth, ſchrieb Fenelon in der ſchönſten Sprache jenes Zeitalters, was ihm ſein liebevolles Gemüth eingab. Mehr als alle dieſe, wirkte, um die religiöſe Denkart allgemein aufrecht zu erhalten, ein anderer Mann, welchen zu erwähnen ich abſichtlich bis hieher aufgeſchoben habe. Es iſt Boſſuet, als Schriftſteller, in Beredſamkeit und Sprache anerkannt einer der Erſten, die Frankreich jemahls hervorgebracht hat. Man dürfte zwar vielleicht Zweifel hegen, ob der Glanz einer ſolchen Beredſamkeit den Wahrheiten der Religion angemeſſen und ob nicht für die Einfalt des Chriſtenthums ein ganz kunſtloſer

und bloß herzlicher Vortrag der beste sey. Wenn dem aber auch an und für sich so wäre; für jene, wie für jede Zeit der kämpfenden und im Streit befangenen Religion, der noch angefochtnen, noch nicht ganz triumphirenden Wahrheit, war ein Redner wie dieser, ausgerüstet mit solcher Kraft eines gesunden umfassenden Verstandes, und der herrlichsten Rede, eine hohe Wohlthat. Auch muß man in Erwägung ziehen, daß Bossuets Beredsamkeit ja nicht bloß auf den eigentlich theologischen Inhalt beschränkt war; indem alles was nur immer im Leben und in der Sittenlehre, in der Kirche und im Staat, in der Politik und Geschichte, und überhaupt in der Welt zu ernsten Betrachtungen auffordern, und einladen kann, bey diesem würdigen Manne in Beziehung stand auf seine religiöse Ansicht, und mit in den Umkreis der Gegenstände gehört, denen er sich widmet.

Ist es erlaubt in Darstellung und Sprache einen Redner mit Dichtern zu vergleichen, so möchte ich im Bossuet etwas finden, was ihn sogar noch um eine Stufe höher stellt, als die größten unter den französischen Dichtern, welche seine Zeitgenossen waren. — Das Vollendete und Vollkommene in der Kunst und im Styl ist eingeschlossen in einer bestimmten Sphäre, welche in der Mitte liegt zwischen dem Erhabenen und Großen, und zwischen dem was in der Form ganz ausgebildet, zugleich für die Seele anziehend ist, und eben dadurch Anmuth mit der Feinheit im Ausdruck verbindet. Von beyden Seiten sind die Abweichungen leicht, und werden häufig gefunden. Es giebt Dichter und Schriftsteller, die groß sind und erhaben, aber ohne gleichförmig ausgebildet und vollen-

det, oder überall harmoniſch zu ſeyn. Andere neigen ſich bey einer ſolchen vollendeten Gleichförmigkeit ſchon etwas zum allzu Sorgfaltigen und Weichlichen, oder es fehlt ihnen die Kraft des Erhabenen; ſie ſind edel und fein, aber ohne Größe. Voltaire hat dieß wohl im Auge gehabt, da wo er die Fehler ſeiner beyden Vorgänger in der Tragödie ſeiner Nation aufdeckt, welche zu übertreffen ſein höchſter Ehrgeiz war. Leicht wird es ihm im Corneille einzelne Stellen aufzufinden, wo er die Sprache als veraltet, noch rauh, oder durch Übertreibung und falſchen Schwulſt auch wirklich tadelhaft darſtellen kann. Mir ſcheint es faſt, er habe den Corneille, eben weil er ſeiner Natur verwandter war, mehr gefürchtet, und ſich wohl getraut im Schwung der Leidenſchaft und durch das ihm eigene Feuer, den Racine zu übertreffen, an dem er jenes Erhabene, und die höchſte feurige Kraft vermißte. Allerdings mag dieſe ſeine Anſicht von Racine im Ganzen ungerecht gefunden werden; ſieht man auch nur bloß auf die Rhetorik der Leidenſchaft, ſo kommt unter ſo vielen andern franzöſiſchen Tragödien, die nach eben dieſem Ziele ſtreben, ſchwerlich eine der Phädra ganz gleich; der Schwung einer andern, viel höhern Begeiſterung athmet in der Athalia. Iſt in andern Stücken, wie Berenice, mehr bloß eine harmoniſche Ruhe der Darſtellung, und Feinheit der Charakteriſtik hervortretend, ſo brachte es die Natur des Gegenſtandes ſo mit ſich. Doch ſo viel wird man dem Voltaire zugeben können, daß Racine als Dichter noch größer und vollkommener ſeyn würde, wenn er bey der harmoniſchen Vollendung in der Sprache und Verskunſt, die er beſitzt, bey dieſem edlen, feinem Gepräge, was ſeine Dar-

ſtellung und Geſinnung ſo eigen auszeichnet, hie und da etwas mehr noch beſäße von jenem erhabenen Aufſchwunge, der bey Corneille oft faſt verſchwendet, und durch den Überfluß weniger wirkſam wird. Dieſe Vereinigung aber findet ſich, was Sprache und Darſtellung betrifft, im Boſſuet, ſo weit ein Redner dieſe Vergleichung zuläßt. Bey der ſtrengſten Reinheit und Ausbildung, einem nie verletzten Adel in der Sprache, iſt er durchgehends, wo es der Gegenſtand erlaubt, groß und erhaben, ohne doch je ins Schwülſtige zu fallen. Gern ſtimme ich daher den ſtrengen franzöſiſchen Kritikern bey, in ihrem Urtheil von der hohen Vortrefflichkeit dieſes Mannes und ſeiner Schriften, um ſo mehr da ſie nicht bloß ein Vorbild des vollkommenen Styls und Ausdrucks, ſondern auch eine reiche Quelle und Vorrathskammer der heilſamſten, erhabenſten Wahrheiten ſind.

Noch von einer andern Seite ließe ſich der Vorzug ins Licht ſtellen, welchen Boſſuet als Schriftſteller und Redner, ſelbſt vor den großen Dichtern ſeiner Nation und ſeiner Zeit behauptet. Die franzöſiſche Litteratur iſt in vielen weſentlichen Beziehungen eine den früher gebildeten Nationen des Alterthums nachgebildete, zum Theil auf dieſe Nachahmung gegründete Litteratur, eben ſo wie es auch die römiſche im Verhältniß zu der griechiſchen war. Dieſes iſt an ſich kein Tadel, es iſt in einem gewiſſen Maaße unvermeidlich, für alle ſpäter emporgekommenen und ausgebildeten Völker, beſonders ſolche, deren Geiſt, wie der der Römer und Franzoſen, mehr auf das äußere praktiſche Leben, als auf die innere geiſtige Thätigkeit gerichtet iſt. Es würde ganz verfehlt ſeyn, die römiſche Lit-

teratur von Seiten des erfinderischen Geistes der griechischen gleich stellen zu wollen; ich habe mich aber bemüht zu zeigen, wie sie, ungeachtet sie in der Poesie und eigentlichen Philosophie so weit nachstehen muß, doch gerade durch ihre römische Gesinnung, und die in allen Werken und Schriftstellern herrschende Idee von Rom, eine ihr ganz eigenthümliche Würde besitzt. Eine solche hohe, alles beherrschende Idee, giebt ein inneres Gegengewicht, giebt dem Geiste Festigkeit, Charakter und Würde. Eben dieses bewirkte im Bossuet die ihn beseelende, religiöse Überzeugung, die Idee der katholischen Kirche und aller von ihr auch über das Gebiet der Geschichte, der Staatskunst, und der weltlichen Wissenschaft ausstrahlenden Erleuchtung; welches bey ihm nicht bloß ein Gewohnheits-Glauben, sondern der Geist seines Lebens, ihm gleichsam zur andern Natur und eine alles, was in seinem Kreise lag, in klarer Anschauung umfassende Weltansicht geworden war. Eben dadurch ist er so selbstständig in seiner Art, und bewegt sich auch den Alten gegenüber so frey und unabhängig, die doch in Styl und Redekunst auch seine Vorbilder, in der Geschichte seine Lehrer und Quellen waren. Was den Römern auch als Schriftstellern die Idee ihres Vaterlandes und der großen Roma war, und was diese Idee ihnen gab, das hätte in dem katholischen Frankreich, wenn Bossuets Geist der allgemein herrschende gewesen wäre, die Religion, das Christenthum, jene Idee einer christlichen Lebens- und Staateneinrichtung und einer katholischen Wissenschaft, in viel höherm Maaße seyn, und ein starkes Gegengewicht der geistigen Freyheit gegen das oft niederdrückende und been-

gende Vorbild des Alterthums gewähren können. Dieß war aber so wenig allgemein der Fall, daß der vortrefflichste Dichter, welchen Frankreich jemahls hervorgebracht hat und der zugleich der religiöseste war, durch den Zwiespalt seiner innern Überzeugung und der dramatischen Kunst, die er nach dem Vorbilde der Alten übte, mitten in der Laufbahn zu einer höhern Vollendung aufgehalten wurde. Es ist bekannt wie Racine, der den jansenistischen Meinungen zugethan war, durch eine gewisse falsche Strenge und Frömmeley an seiner Kunst irre ward, und lange für das Theater, das ihm schlechthin verwerflich schien, nicht arbeiten wollte. Man kann diese übertriebene sittliche Ängstlichkeit des Dichters an dem Menschen liebenswürdig finden, wie dann auch in seinem Privatleben, und in seinen Briefen viele Spuren eines solchen ihn beseelenden tiefen Gefühls sich zeigen. War auch jene Ansicht von der unbedingten Verwerflichkeit des Theaters nicht die rechte, so war doch allerdings in der tragischen Kunst und Darstellung damahliger Zeit manches, was mit der christlichen Denkart und Sittenlehre wirklich nicht wohl übereinstimmte. Immer aber bleibt es ein Beweis von einer großen Disharmonie, und besser wäre es doch gewesen, Racine hätte seinen Glauben und seine Kunst in Übereinstimmung zu bringen gewußt, wozu er in der Athalia wenigstens den Anfang gemacht, und den Weg gezeigt hat. Wie weit steht aber auch in dieser Hinsicht die Dichtkunst der Spanier über der französischen! Bey jenem so durchaus katholischen Volke stand Religion und Dichtung, Wahrheit und Poesie nie in störendem Widerstreit, sondern in der schönsten Harmonie.

Die Parthey der Janseniſten hat Frankreich mehrere ſehr ausgezeichnete Schriftſteller gegeben, unter denen ich nur den Pascal nennen darf; im Ganzen aber haben dieſe Streitigkeiten einen entſchieden nachtheiligen Einfluß auf die franzöſiſche Litteratur gehabt. An den Gegenſtand, den es eigentlich betraf, wird es hinreichend ſeyn, nur mit wenigen Worten zu erinnern. Es war ein Streit, der ſo alt iſt als die menſchliche Vernunft und auf ihrem Gebiete auch durchaus unauflöslich; der Streit nähmlich über die Freyheit des Menſchen und wie dieſelbe mit der Nothwendigkeit der Natur, oder der Allmacht und Allwiſſenheit Gottes vereinbar ſey. Aber eben weil dieſer Streit ganz der Vernunft angehört, hätte er innerhalb der Religion eigentlich nie Statt finden ſollen. Daher haben auch die Stellvertreter und Vertheidiger derſelben nie einen andern als einen bloß negativen Antheil daran genommen, bloß zur Vermeidung der beyden gleich verwerflichen Extreme; und als im fünften und ſechsten Jahrhundert die Lehre von der Freyheit und dem eignen Verdienſt des Menſchen an ſeiner Tugend, ſo vorgetragen ward, als ob er ganz unabhängig von Gott, und ſeiner Hülfe und der höhern Einwirkung der Gnade nicht bedürftig ſey, ſo ward dieß von den Vertheidigern der Wahrheit beſtritten, wiederlegt und verworfen; eben ſo wie im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert der entgegengeſetzte Irrthum verworfen ward, als man dem Menſchen, um ſich zu retten und ſeine Beſtimmung zu erreichen, alle Mitwirkung, ja allen eignen und freyen Willen abſprach, und ihn einer unbedingten Vorherbeſtimmung unterwarf, wie nach der Lehre der Alten von einem unerbittlichen dunkeln

Schickſal, oder nach dem Glauben der Mahomedaner an ein alles vorher beſtimmendes Fatum. Beſonders ſchädlich ward dieſer Streit auch noch durch die Art, wie er geführt ward. Pascals Provinzial-Briefe ſind durch reichen Witz und durch die Vortrefflichkeit der Sprache claſſiſch in der franzöſiſchen Litteratur geworden; ſoll man ſie aber ihrem Inhalt und Geiſt nach bezeichnen, ſo ſind ſie nicht anders als ein Meiſterwerk der Sophiſtik zu nennen. Alle Künſte derſelben biethet er auf, ſeine Gegner, die Jeſuiten ſo verächtlich und gehäſſig als möglich zu ſchildern. Daß dabey der Wahrheit auf vielfältige Weiſe große Gewalt geſchehen, wird wohl keiner, der mit der Geſchichte dieſer Zeit und ihrer Meinungen bekannt iſt, jetzt noch abläugnen. Wäre aber auch von dieſem berühmten Schriftſteller, der an Geiſt, Witz und Sprache Voltaire's Vorgänger war, der Wahrheit im Einzelnen weniger oft zu nah geſchehen, als es doch wirklich der Fall iſt, welche nachtheilige Folgen mußte nicht dieſe ſtreitſüchtige Rechthaberey und bittere Spottſucht, auf dem Gebiete der Religion ſchon an und für ſich hervor bringen! Jetzt ward dieſelbe gegen die bloß anders denkenden, und ihm perſönlich verhaßten Jeſuiten von einem Manne wie Pascal ausgeübt, dem es im Allgemeinen doch Ernſt war mit der Religion, die er ſogar geometriſch erweiſen wollte. Wie bald konnten aber dieſe Waffen gegen die Religion ſelbſt gewandt werden! Und dieſes geſchah auch; die von Pascal mit ſo viel Witz und Kunſt in der gewandteſten Sprache ausgebildete und geſchärfte Sophiſtik ward ein gefährliches verwundendes Werkzeug, und ein ſchneidendes Meſſer in Voltaire's Hand, ſo wie er eine reiche Vorrathskammer im Bayle

fand, der ſchon vor ihm den ganzen Reichthum ſeiner litterariſchen Kenntniſſe benutzt hatte, um überall Zweifel, Einwendungen, Spott und Einfälle gegen die Religion anzubringen, und von allen Seiten wie ein kleines Gewehrfeuer gegen die noch unerſchütterte Burg des Glaubens zu richten.

Überhaupt neigte ſich die philoſophiſche Denkart in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts immer mehr zum Schlechtern. Wie nah, ohne des großen Mannes eigentliche Schuld, von Bako's neuem Geiſtesweg, der Übergang lag zum entſchiedenſten Unglauben und Materialismus, lehrt das Beyſpiel von Hobbes. Indeſſen für die Lehre von dem unbedingten Recht des Stärkern, zu der er ſich ganz ohne Rückhalt bekannte, war das Zeitalter damahls noch nicht reif genug. Mit einer ſolchen eigentlich atheiſtiſchen Anſicht von der politiſchen wie von der phyſiſchen Welt, hätte er ein Jahrhundert oder anderthalb Jahrhunderte ſpäter kommen müſſen. Allgemeinern Eingang fand dagegen Locke, eben weil ſeine Denkart mit den anerkannten ſittlichen Grundſätzen und Gefühlen ſeiner Zeit nicht ſo im Widerſtreit, und ſein Vortrag, obwohl etwas weitſchweifig, doch leicht faßlich war, oder wenigſtens ſchien. Im Weſentlichſten war es doch dasſelbe, ja es war um ſo ſchädlicher, da der Irrthum unter dieſer gemäßigten Form deſto mehr Raum gewann. Daß keine Art von Glauben oder höherer Hoffnung eigentlich Stand halten kann, wenn alle Wahrheit in dem engen Umkreis unſrer Sinne und der ſinnlichen Erfahrung beſchloſſen liegt, das iſt wohl einleuchtend. Bey Locke ſelbſt vertrug ſich der Glauben an eine Gottheit noch mit

seiner übrigen Denkart, weil es sehr häufig geschieht, daß gerade der, welcher einen neuen Geistesweg zuerst bahnt und betritt, die Folgen, die ganz unmittelbar daraus hervorgehen, nicht sieht, oder doch sich nicht eingesteht. Man muß bey dieser Ansicht streng genommen allem weitern Denken entsagen, sich bloß an die Empfindung, an die Sinnenerfahrung, und den Sinnengenuß halten; und so haben denn auch viele auf Locke's Nahmen und Rechnung gelebt, wobey sie sich noch für vorurtheilsfreye Selbstdenker hielten. Wenn man aber weiter nachdenkt über das, was denn nun eigentlich der Gegenstand dieser sinnlichen Erfahrung ist und dann über die Kraft, welche dieselbe in sich aufnimmt, oder aus ihrer Mischung entsteht und hervorgeht, so entstehen eine Menge von Zweifeln und zum Theil sonderbare Vorstellungsarten, wie dieß besonders in England der Fall war. Die Frage nach dem was im Hintergrunde dieses lebhaften Gemähldes der Sinnenwelt eigentlich ist und vorgeht, läßt sich nun einmahl nicht abweisen, wenn man noch so oft vorgibt, das man ihr entsagen wolle; und so ist die Anfangs so bescheiden auftretende Lehre, daß es keine andere Erkenntniß gebe, als die aus den Sinnen und der Erfahrung geschöpfte, gewöhnlich nur ein entschiedener, obwohl nicht in den Worten deutlich anerkannter, sondern verschleyerter Materialismus, wie es in Frankreich diese Wendung nahm, wo derselbe aber bald den Schleyer abwarf.

Indirect, obwohl ganz gegen seine Absicht, hat auch Newton zu der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts beytragen müssen; indem die Anhänger der neuen Denkart sich auf seine große Autorität beriefen, und nach sol-

chen Entdeckungen in der Physik alles auch ohne Religion, durch jene zu leisten und aus ihr allein zu erklären möglich schien. Aber sowohl Newton als Bako würden sich mit Befremden und Unwillen von denen weggewandt haben, welche sie im achtzehnten Jahrhundert vergötterten. Dem ersten ist auch bey aller übrigen Bewunderung von seinen philosophischen Nachfolgern, die Anhänglichkeit an das Christenthum und an die Bibel als eine besondere Geistesschwäche, an einem sonst so großen Manne, oft genug vorgeworfen worden. In vielen von seinen Aussprüchen über die Gottheit und ihr Verhältniß zur Natur, oder auch über den sternbesäten Himmelsraum, als Träger, Werkstätte und Spiegel der göttlichen Herrlichkeit, spricht nicht bloß ein begeistertes Gefühl, sondern es ist auch ein tiefer Sinn darin, und jenes eigenthümliche Gepräge, welches beweist, daß er selbst über den höchsten Gegenstand des Nachdenkens viel und auf eigenem Wege nachgedacht hatte, wenn er auch nicht eigentlich Philosoph war, und von der Metaphysik nichts wissen wollte.

Im achtzehnten Jahrhundert waren die Engländer überhaupt vor allen andern Europäern, das herrschende Volk auch in der litterarischen Welt. Die ganze neuere französische Philosophie ist ausgegangen von der des Baco, Locke und andrer Engländer, doch entlehnten sie nur das System selbst in seinen ersten Grundzügen von diesen; es nahm aber bald in Frankreich eine ganz andre Gestalt an, als in England selbst. In Deutschland dagegen hat der neue Aufschwung der Litteratur in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zunächst durch die Poesie und Kritik

der Engländer den erſten Anſtoß und ſeine herrſchende Richtung erhalten.

Voltaire war es vorzüglich, welcher die Philoſophie des Locke und Newton zuerſt in Frankreich einführte. Sonderbar iſt es, wie er die wundervolle Größe der Natur, ſo wie dieſelbe ſich jetzt von der Wiſſenſchaft mehr und mehr enthüllt zeigte, ſo ſelten zur Verherrlichung des Werkmeiſters, und faſt immer nur zur Erniedrigung des Menſchen anwendet, und um dieſen, als einen unbedeutenden Erdwurm, herabzuſetzen gegen die Unermeßlichkeit aller dieſer Sonnenwelten und Sternenheere. Als ob der Geiſt, als ob ein Gedanke, der eben dieſe ganze Sonnen- und Sternenwelt umfaßt, nicht etwas andres und größeres wäre, als ſie; als ob Gott wäre wie ein irdiſcher Monarch, der unter den Millionen die er beherrſcht, vielleicht die ihm nie zu Geſicht gekommenen Bewohner eines kleinen Dorfs, an der Grenze ſeines weitläuftigen Reichs zu vergeſſen, in Gefahr ſeyn könnte. Es hat überhaupt das achtzehnte Jahrhundert von der erweiterten Naturkunde, die es als ein herrliches Erbtheil von dem ſiebzehnten empfing, faſt durchgehends nur einen die höhere Wahrheit zerſtörenden Gebrauch gemacht. Ein eigentliches Syſtem des Unglaubens, überhaupt feſte Grundſätze, eine beſtimmte philoſophiſche Meinung, oder auch nur eine beſtimmte Form des philoſophiſchen Zweifels finden ſich bey Voltaire nicht. Wie die Sophiſten des Alterthums, die Gewandheit und die Kunſt ihres Geiſtes darin bewährten, daß ſie zuerſt die eine, dann die andre der erſten grade entgegengeſetzte Meinung mit aller Beredſamkeit aufſtellten und vortrugen, ſo ſchreibt auch Voltaire ein Buch ge-

gen die Vorsehung, und ein andres dafür. Doch ist er hier in so weit redlich, daß man leicht gewahr wird, an welchem von beyden Werken er am meisten mit Liebe gearbeitet. Überhaupt überließ er sich nach Laune und Gelegenheit in unzähligen einzelnen Angriffen und Einfällen seinem Witz und seiner Abneigung gegen das Christenthum, zum Theil auch gegen alle Religion. In dieser Hinsicht wirkte sein Geist wie ein ätzendes und zerstörendes Mittel zur Auflösung aller ernstern, moralischen und religiösen Denkart. Doch scheint es mir, daß Voltaire mehr noch als durch seine Religionsspöttereyen durch den Geist und die Ansicht geschadet habe, welche er über die Geschichte verbreitet hat. Wie in der Poesie so fühlte er auch hier wohl, woran es der Litteratur seiner Nation fehle. Seit dem Cardinal Retz hatte sich der Reichthum an historischen Denkwürdigkeiten, die lebhaft geschrieben, auch durch ihren Inhalt anziehend und merkwürdig wären, so sehr vermehrt, daß sie fast eine eigene Litteratur für sich bilden, und es ist dieß unstreitig eine der glänzendsten Seiten der gesammten französischen Litteratur überhaupt. Freylich fällt die Geschichte dadurch zu sehr in den Conversationston, sie zersplittert sich ins Einzelne, und löst sich endlich auch zum großen Nachtheil der historischen Wahrheit ganz auf in eine zahllose Menge von Anekdoten. Wenn aber auch diese Fehler vermieden werden, wenn die Behandlung noch so geistreich ist, so ist es am Ende doch nur eine Gattung, es sind nur Vorarbeiten und Materialien zu einer Geschichte, nicht diese selbst in der vollen Bedeutung des Worts. Wenigstens ist von den geistvollsten Denkwürdigkeiten, noch ein großer Abstand bis zu der Kunst der Geschichtschreibung, so wie die

Alten sie geübt, oder unter den Neuern Machiavell. Einige lebhafte Erzähler, einige gut gesammelte und zusammengestellte, auch in der Schreibart lobenswerthe Bearbeitungen der ältern Geschichte hatte die französische Litteratur aufzuweisen; eine wahrhaft classische Nationalgeschichte, ein großes historisches Originalwerk besaß sie nicht. Auch diesen Mangel der Litteratur seiner Nation fühlte Voltaire, und wollte ihn nach dem ihm eigenen, alle Fächer umfassenden Ehrgeiz selbst ersetzen. Daß ihm dieß selbst von Seiten der Kunst durchaus nicht gelungen, daß er als Geschichtschreiber und selbst in der Darstellung und Schreibart, wie sie der Geschichte angemessen ist, ich will nicht sagen, mit den Alten, sondern auch mit den besten Engländern, mit Hume und Robertson, die Vergleichung gar nicht aushalten kann, das wird jetzt selbst in Frankreich allgemein anerkannt. Desto allgemeiner hat sein Geist auf die Ansicht von der Geschichte überhaupt gewirkt, auch auf die Engländer, besonders auf Gibbon, und ist fast herrschende historische Denkart des achtzehnten Jahrhunderts geworden. Das Wesentliche dieser von Voltairen ausgegangenen historischen Denkart besteht, in dem überall und bey jeder Gelegenheit und in allen möglichen Formen hervorbrechenden Haß, gegen die Geistlichen und Priester, gegen das Christenthum und alle Religion. In der politischen Ansicht herrscht eine wenigstens einseitige und für das neuere Europa oft gar nicht anwendbare Vorliebe für alles Republikanische, oft mit einer ganz unrichtigen Beurtheilung oder mangelhaften Kenntniß des wahren republikanischen Wesens und Geistes. Bey den Nachfolgern ging es bis zum entschiedenen Haß gegen alles

Königthum und den Adel, überhaupt also gegen die ältere Staats- und Lebens-Einrichtung, die unter dem Nahmen Feudal-Verfassung jetzt unbedingt herabgewürdigt ward, ungeachtet doch Montesquieu noch ihren Werth historisch anerkannt, und ihre Eigenthümlichkeit mit Geist charakterisirt hatte. Wie sehr dadurch vieles in ein falsches Licht gestellt, wie sehr die geschichtliche Wahrheit darunter leiden, und die ganze Vergangenheit verkannt werden mußte, das fängt man seit den letzten Jahrzehnden durch die Fortschritte einer gründlicheren Geschichtsforschung an einzusehen. Denn nachdem die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts sich in sich selbst vollkommen vernichtet hatte, und die Religion, welche sie zerstören wollte, siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, ist auch in der Geschichte und Vergangenheit alles mehr und mehr in sein natürliches Licht getreten. Doch bleiben noch viele Verfälschungen, historische Irrthümer und Vorurtheile über die Vergangenheit zu berichtigen übrig; in keinem andern Gebiet ist es der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in dem Maaße gelungen, ihren Geist zu dem ganz allgemein herrschenden zu machen, und sich tief bis in das Innerste fest zu wurzeln, als grade in dem der Geschichte, wo die Absicht und das Falsche, dem der nicht selbst forscht, weniger in die Augen fällt, als wenn jener Geist unverhohlen als philosophische Lehre und Meinung auftritt.

Bey Voltaire kommt nun noch etwas Persönliches hinzu, was seine historische Ansicht auch auf andere Weise beengt und unrichtig macht. Er geht nicht undeutlich darauf aus, alle andern Zeiten vor Ludwig dem Vierzehnten als Zeiten der Finsterniß, und alle andern Nationen

außer der seinigen, als einen Haufen von Barbaren darzustellen. Jener vielgepriesene Monarch erhält dadurch in den Dramen der Voltairischen Welt- und Geistesgeschichte des Menschen die große Rolle, daß er zuerst über jenes Chaos von Barbarey, das auf den Ruin aller andern Zeiten und Nationen gegründet ist, sein schöpferisches: Es werde Licht, aussprechen muß. Doch werden die großen Schriftsteller unter Ludwig, und auch Locke und Newton im Grunde nur noch als die ersten ankündigenden Strahlen der anbrechenden Morgenröthe gepriesen. Die vollkommene Mittagssonne, diese ganze Lichtüberschwemmung der Aufklärung und Denkfreyheit war unstreitig nach Voltaire's Meinung einer etwas spätern und ihm näher liegenden Zeit vorbehalten. So sehr er indessen geneigt war, der Eitelkeit seiner Nation zu huldigen, so hatte er doch manchmahl Augenblicke von Laune oder Unzufriedenheit, wo er sich unverhohlner mit Bitterkeit über sie äußerte, wie in dem bekannten Ausspruch, daß ihr Charakter aus dem des Tiegers und des Affen zusammengesetzt sey; was man leicht versucht werden könnte, auf ihn selbst anzuwenden. So ganz unmöglich war es diesem corrosiven Geiste, irgend einen Gegenstand, oder irgend ein Verhältniß mit ehrender Achtung, und ausdauerndem Ernst zu behandeln! Seiner Nation hat er dadurch, daß er ihre Eitelkeit so übermäßig nährte, auf lange Zeit hinaus eine falsche Richtuug gegeben; wovon die üblen Folgen sich erst jetzt allmählig wieder zu verliehren anfangen, nachdem die französische Nation gegen die andern Nationen wieder in eine natürliche und gerechte Stellung gekommen ist, und auch im intellektuellen Gebiet mehr

und mehr mit ihnen in eine gegenseitige Berührung tritt.

Zu der Entwicklung der Philosophie und Denkart des achtzehnten Jahrhunderts hat Montesquieu vorzüglich wohl in so fern beygetragen, als er zu allen diesen im Einzelnen oft so vortrefflichen sinn- und lehrreichen politischen Bemerkungen und Gedanken seinen Lesern keinen festen Maaßstab und Mittelpunkt der Einheit gab, der freylich in den meisten Gebieten des menschlichen Thuns und Denkens damahls schon verlohren war. So ward denn allerdings auch durch diesen an Kenntniß, Geist und Denkkraft ausgezeichneten und großen Schriftsteller die allgemeine Erschütterung aller Grundsätze nur vermehrt, indem ohne einen solchen leitenden Hauptpunkt, der Geist des Zeitalters auf dem weiten Meere aller dieser politischen Kenntnisse und Einfälle doch nur umher geworfen ward, wie ein Schiff auf den Wogen ohne Compaß und Anker.

Die Veranlassung zu erhebenden Gedanken und Gesinnungen, selbst zu religiösen Gefühlen und Ansichten, sind in der Natur so vielfältig, und man möchte sagen, mit verschwenderischer Hand ausgestreut, daß es uns nicht befremden darf, wenn wir mehrere unter den eigentlichen großen Naturforschern Frankreichs, an der herrschenden irreligiösen Denkart keinen Antheil nehmen, oder sie doch weniger darin verstrickt, und wenigstens hie und da zu einer höhern und geistigern Ansicht sich aufschwingen sehen. So scheint mir Büffon, obwohl manche seiner Meinungen mit der positiven Religion nicht übereinstimmen, andre die Prüfung der Philosophie nicht bestehen mögen, so

wenig er ſelbſt ganz frey war von den materiellen Banden der damahls über alles ſich erſtreckenden durchaus phyſikaliſchen Anſicht der Welt und aller Dinge; dennoch in Beziehung auf die intellektuelle Geſinnung und das natürliche religiöſe Gefühl, wenigſtens vergleichungsweiſe zu den Beſſerdenkenden des achtzehnten Jahrhunderts zu gehören. Unter den Spätern darf ich nur an Bonnets tödlichen Eifer erinnern.

Die geſellſchaftliche Bildung und Lebenseinrichtung hatte ſich in dem neuern Europa und beſonders wohl in Frankreich allerdings in manchen Stücken ſo weit von der Natur entfernt, daß es vielleicht verzeihlich war, wenn ein raſtlos forſchender, unruhiger Geiſt jetzt gerade zu dem entgegengeſetzten Extrem überging. Wie wenig indeſſen die ausſchließende Naturverehrung und Bewunderung, auf den Menſchen angewandt, für das Leben ein ſicherer Leitfaden und Führer ſeyn könne, das kann Rouſſeaus Beyſpiel am beſten zeigen. In Rückſicht des Gefühls und des Eifers der ihn beſeelte, ſteht Rouſſeau als Denker nicht nur weit über Voltaire, ſondern auch wohl allen andern franzöſiſchen Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts voran, in dieſer Hinſicht ganz einzeln und abgeſondert von ihnen. Er hat demungeachtet auf ſeine Nation und ſein Zeitalter vielleicht noch nachtheiliger gewirkt. Erſt dann, wenn eine ſtarke Seele leidenſchaftlich nach der Wahrheit ſtrebt, ſie auf falſchem Wege ſuchend nicht finden kann, den Irrthum ſtatt der Wahrheit ergreift; erſt dann nimmt der Irrthum einen recht gefährlichen und furchtbaren Charakter an, und vermag auch die edlern Gemüther, wo es an Feſtigkeit in der allgemeinen Denkart fehlt,

mit fortzureißen. Dieſe Feſtigkeit in der Geſinnung, und die alten Grundſätze des Glaubens und des ſittlich geordneten Lebens zu erſchüttern und aufzulöſen, dazu hat Voltaire's Witz am meiſten gewirkt, und dadurch hat er Rouſſeau den Weg gebahnt, auch ſolche Gemüther durch ſeine begeiſternde Beredſamkeit mit in den Strudel des Zeitgeiſtes hinein zu reißen, welche durch die bloße Sophiſtik des Witzes ſich nie hätte irre machen laſſen. Zwar erregte Rouſſeau's Gemählde vom wilden Naturzuſtande, und ſeine Theorie von einem rein demokratiſchen Vernunftſtaate anfangs wohl mehr Erſtaunen als Überzeugung. Da es ihm aber gelang, in der Erziehung der Stifter einer ganz neuen Epoche und Methode zu werden, und dieſe nun nach ihm häufig auf eine ähnliche iſolirte Naturentwicklung des Einzelnen, ohne poſitiven Glauben, und ohne Rückſicht auf die Verkettung aller Einzelnen in ihrem bürgerlichen Zuſammenhange, angelegt und wirklich ausgeführt wurde, ſo darf es uns nicht befremden, daß ein Menſchenalter ſpäter auch die ſeltſamſten ſeiner politiſchen Natur-Ideen ausführbar ſchienen. So wie die erweiterte Naturkunde größtentheils nur zur Verderbung der ſittlichen Denkart, zu Angriffen gegen den Glauben, oder wohl gar zur entſchiedenen Gottesläugnung mißbraucht wurde, ſo ward auch von der ſo herrlich erweiterten Menſchen- und Völker-Kunde im achtzehnten Jahrhundert vielfältig eine ganz verkehrte Anwendung gemacht. Rouſſeau bewunderte und vergötterte am meiſten die Wilden, worin ihm viele folgten. Wie ſehr man aber auch die Schilderung der Reiſebeſchreiber von den amerikaniſchen oder andren Wilden verſchönern und ausſchmücken mochte, um das Ideal eines wahrhaft

unverkünstelten und ganz reinen Naturstandes herauszubringen; immer blieb die nicht bloß bey den Kannibalen, sondern auch bey den andern Wilden besonders in Amerika verbreitete Gewohnheit des Menschenfressens eine gewisse Störung für die Begeisterung der Bewunderer; bis endlich das Zeitalter, frey von allen Vorurtheilen, auf eine Höhe stieg, wo auch dieser an den gepriesenen Wilden noch haftende Fehler, neben den neuen Kannibalen, welche die Revolution ausgebohren hatte, nicht mehr so bedeutend scheinen mochte.

Bey Voltaire und auch sonst bey vielen andern französischen Schriftstellern nach ihm, ist eine fast eben so weitgehende Vorliebe für das andere Extrem sichtbar, was der wilden Freyheit in dem gesammten möglichen Menschen-Zustande der ganzen Völkerwelt, so weit sie uns bekannt ist, am meisten entgegensteht; für die Chinesen nähmlich, deren höchst policirte, und mit der regelmäßigsten Gleichförmigkeit durchgeführte Lebenseinrichtung ungefähr dem gleicht, was man späterhin mit einem eigenen Kunstworte, den Despotismus der Vernunft nannte. Einem Zeitalter, welches mehr und mehr eine wohleingerichtete Polizey an die Stelle der unnütz gewordenen Religion und sittlichen Begeisterung setzen wollte, und die Vervollkommnung einiger Fabriken als die einzige und höchste Bestimmuug der menschlichen Gesellschaft, als den Gipfel der Aufklärung aber die sogenannte reine Sittenlehre ansah, die ohne alle Schwärmerey, einzig zur Beobachtung aller Polizey-Gesetze, und zur allgemeinen Verbreitung eines wohlthätigen Fabrikenfleißes hinführt; einem solchen Zeitalter mußte eine Nation unaussprechlich gefallen, wel-

che eine ſolche reine Sittenlehre ohne Religion, der Angabe nach ſeit Jahrtauſenden beſitzt, und viele Jahrhunderte vor den Europäern gedruckte Zeitungen beſaß; eine Nation, welche in Porcellan die ſauberſten Arbeiten und Darſtellungen verfertigt, und das Papier, das große Vehikel des Zeitalters, noch ungleich dünner und feiner zubereitet als ſelbſt in Europa geſchieht. Zu beklagen indeſſen wäre das neuere Europa, wenn es, wie man erſt durch ein Experiment ſich überzeugt hat, daß die Nachahmung der Karaiben doch für das jetzige Zeitalter nicht recht ausführbar ſey, auch nur durch Erfahrung, wenn gleich eine vorübergehende, ſich ſollte überzeugen können, das jener Despotismus der Vernunft, daß die chineſiſche Einförmigkeit der Staats- und Lebenseinrichtung nicht durchaus wohlthätig wirkend, noch für den Menſchen angemeſſen, und an ſich die rechte ſey.

Voltaire und Rouſſeau haben die Denkart des achtzehnten Jahrhunderts am meiſten und zuerſt beſtimmt; andere haben ſehr mächtig mitgewirkt den Zeitgeiſt in der einmahl genommenen Richtung weiter fort zu bewegen, und die Philoſophie der Sinnlichkeit, welche Locke veranlaßt hatte, aber viel entſchiedener in den Grundſätzen und kühner in den Folgen, weiter zu entwickeln, und zur allgemein herrſchenden Denkart zu machen. Mit welchem Erfolge auch für das Leben, kann man an Helvetius ſehen. Denn als dieſer Eigennutz, Eitelkeit und Sinnengenuß als die wahren, alles beſtimmenden Triebfedern, das einzige Reelle im Leben, und die allein vernünftigen Zwecke eines aufgeklärten Menſchen darſtellte, ſo fand man bloß, daß er das allgemeine Geheimniß der ganzen Welt

verrathen habe. Nicht etwa der Geist, war diese Lehre, denn einen solchen außer der Materie gebe es nicht, unterscheide den Menschen vom Thier, sondern vorzüglich die Hände und Finger. Ein Vorzug, den allerdings der Affe noch einigermaßen mit dem Menschen zu theilen schien. Auch fing einigen Philosophen der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Affen jetzt in der That an, etwas zweifelhaft zu erscheinen, und man stritt darüber, ob nicht gewisse Stufenübergänge zwischen beyden möglich seyen, oder sonst Statt gefunden haben. Es wäre wohl zu wünschen, daß Rousseau, was er Anfangs im Sinne hatte, und nur aus persönlicher Rücksicht unterließ, gegen die Philosophie des Helvetius, um sie zu bekämpfen, öffentlich aufgetreten wäre. Nach seiner ganzen Art und Weise, würde der Streit ihn veranlaßt und angespornt haben, seine eigene Denkart und Philosophie viel bestimmter zu entwickeln, was gewiß sehr zum Vortheil von beyden gewesen seyn würde. Denn es lag neben allem Verderblichen, doch auch ein Keim und erster Grund zum Guten darin; und es fehlt nicht an einzelnen, richtigern Tiefblicken in seinen Schriften, welche von seinen jetzigen Gegnern und Tadlern häufiger benutzt als anerkannt werden. Jener damahls herrschenden Philosophie der Sinnlichkeit war er durchaus abgeneigt; er haßte die falsche Wissenschaft überhaupt von ganzer Seele, und obwohl er selbst die rechte nie hat finden können, sagt er doch in jener Beziehung manches, was damals paradox erschien, während es uns jetzt, grade aus dem religiösen Standpunkte, wie eine Stimme und ein Zeugniß des richtigen Gefühls der Wahrheit in damaliger Zeit auf-

fällt, mitten aus der Verwirrung des allgemeinen Irrthums heraus. Sein höheres intellektuelles Streben ist aber nie zu einer wahren Entwicklung und auf den rechten Weg gelangt, weil er zu sehr allein stand und weil ihn eine falsche Idee von blinder, absoluter Naturbewunderung, so wie er im Begriff war, die Spur der höhern Wahrheit zu betreten, immer wieder mit fortriß; wobey er doch, im Geiste ewig umher getrieben, nie zur innern Ruhe gelangen konnte, so daß er der einzige ist, unter allen jenen Irrenden, der uns ein tiefes Bedauern einflößt.

Die letzte Stufe in dem Gang der französischen Philosophie vor der Revolution, bezeichnet der genialische Diderot. Denn ich darf es wohl als bekannt voraussetzen, daß Diderot der eigentliche Mittelpunkt und Lebensgeist, nicht bloß der Encyklopädie, sondern auch des Systems der Natur, und vieler andern in einem ähnlichen Geiste geschriebenen, eigentlich atheistischen Werke gewesen sey. Er hat weit mehr im Verborgenen gewirkt als öffentlich; er stand darin über Voltaire und Rousseau, daß er freyer von schriftstellerischer Eitelkeit, und daß es ihm bloß um die Sache zu thun war. Was ihn beseelte, war ein wirklich fanatischer Haß, nicht bloß gegen das Christenthum, sondern gegen jede Art von Religion. Daß diese ohne Unterschied Aberglauben und bloß zufällig entstanden sey, aus dem Schrecken, welches die Naturrevolution, deren Spuren die Erde noch so deutlich zeigt, dem Überreste eines halb zerstörten Menschengeschlechts eingeprägt habe, ist die Lieblingsmeinung dieser Secte. In mehreren ihrer Schriften ist auch der Nahme des Atheismus nicht ver-

mieden, und es ist ganz unverschleyert ausgesprochen, daß der Atheismus um das Menschengeschlecht recht glücklich zu machen, allgemein herrschende Denkart werden müsse. Dieß hat sich nun in der Erfahrung, wo es theilweise versucht worden, durchaus nicht bestätigen wollen. Die wildeste Ausgeburth dieses atheistischen Systems, ist wohl jene bekannte mythologische Erklärung des Christenthums, nach welcher Christus bloß ein astronomisches Sinnbild, und historisch nie vorhanden war, die zwölf Apostel aber den Zeichen des Thierkreises entsprechen. Nachdem man aus der Naturwissenschaft ein vollständiges neues Heidenthum abgeleitet, die Menschen und Völkergeschichte aber in allen einzelnen Epochen aufs gründlichste verfälscht hatte, blieb nichts weiter übrig, als das alte Heidenthum und die Mythologie selbst herbeyzurufen, und ihr diese antichristliche Wendung und Anwendung zu geben, um auch der Weltgeschichte vollends ihren innersten Grundstein zu rauben, und ihren festen Mittelpunkt in eitle Fabel und ein bloßes symbolisches Spiel zu verwandeln. Die Denkart, welche aus diesem System für das Leben hervorging, löst sich auf in den bekannten, noch vor der Revolution schon deutlich genug ausgesprochenen Wunsch; daß man den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters möchte erwürgen können.

Vierzehnte Vorlesung.

Leichtere Geistesprodukte der Franzosen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Litteratur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rousseaus und Buffons Prosa; La Martine. Volkslieder in England, Scott und Byron. Neueres italiänisches Theater. Kritik und historische Kunst der Engländer. Skeptische Philosophie und moralischer Glauben. Rückkehr zu einer bessern und höhern Philosophie in Frankreich. Bonald und St. Martin, La Mennais und Graf Maistre. William Jones und Burke.

In allen leichtern Gattungen von Geisteswerken der Einbildungskraft und des Witzes ward die französische Sprache seit Ludwig dem Vierzehnten fortdauernd reich angebaut. Doch waren auch hierin die älteren Zeiten die glücklichern. Kein andrer Lustspieldichter nach ihm hat den Moliere erreicht; Lafontaine's eigne Anmuth in einer kunstvoll nachlässig poetischen Art von Erzählung blieb unnachahmlich. Voltaire, der als Philosoph durch seine Denkart ganz der neuen Zeit angehört, und ihr den Weg bahnte, schließt sich in der Poesie und Litteratur noch mehr an die ältere Epoche an, und bildet auf solche Weise den Übergang und Vereinigungspunkt zwischen beyden. Im Lustspiel gelang es ihm ungleich weniger als im Trauerspiel; an Mannichfaltigkeit aber in vermischten, witzigen und flüchtigen Poesien jeder Art, that er es allen andern zuvor. Diese Richtung nahm jetzt vorzüglich die Gattung der kleinern Gedichte und Lieder in Frankreich; der gesellschaftliche Witz

und Ton ward immer mehr darin herrschend, so wie hingegen in der lyrischen Poesie der Engländer der Gedanke, und ein oft in Beschreibungen übergehendes Naturgefühl. Je mehr die Poesie sich ganz auf die Gegenwart, und auf das gesellschaftliche Leben hinlenkt, je lokaler ist sie, und je mehr auch der Mode unterworfen. Viele Lustspiele, Romane oder sonst gesellschaftliche Gedichte, aus dem Ende des siebzehnten oder dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, die an sich geistvoll sind, und zu ihrer Zeit in Frankreich sehr berühmt waren, sind völlig veraltet mit den Sitten, dem Geist, der Zeit, die sie darstellten, und der sie dienten. Würde die Dichtkunst einer Nation sich ganz auf diese Gattungen und durchaus moderne Gegenständen beschränken; auf dramatische Sittengemählde ohne Dichtung, Erzählungen aus dem gesellschaftlichen Leben, und witzige Gelegenheitsgedichte, so würde es kaum möglich oder nöthig seyn, eine Geschichte oder Kritik von ihr zu geben, eben so wenig als man die Ephemeren eines Sommerabends zum Gegenstande anatomischer Untersuchungen machen kann. Sie hätte alsdann keinen andern Zweck, als die leeren Zwischenstunden des gesellschaftlichen Lebens und Vergnügens auszufüllen, und wenn auch, um diesen Zweck zu erreichen und Wiederhohlungen zu vermeiden, dabey bisweilen Gefühl und Leidenschaft angeregt, oder einige neue und geistvolle Gedanken ausgestreut würden; immer bliebe der Hauptzweck, ein bloßer Zeitvertreib zu seyn, derselbe, der auch ohne Poesie eben so gut und viel besser erreicht werden kann.

Allerdings giebt es in den gemischten und geringern

Gattungen der Poesie, Hervorbringungen, welche eben so sehr den Stempel des Genies an sich tragen, als die ernsten Werke der höhern Dichtkunst. Nur ist ihre Schönheit selten so allgemein; sie beruht oft fast ganz auf dem Ausdruck, und den Feinheiten desselben, die sich besser empfinden als beschreiben lassen. Ein Heldengedicht, ein Trauerspiel wird auch in einer fremden Sprache gefühlt, oft vielleicht mit sehr geringem Verlust, je vortrefflicher es an sich ist. Ich zweifle, daß jemahls ein Ausländer, wenn ihm auch die französische Sprache durch die vertrauteste Bekanntschaft ganz zur andern Natur geworden seyn sollte, in die gränzenlose Bewunderung mit seinem Gefühle ganz wird einstimmen können, mit welcher viele Franzosen den Lafontaine erheben; das Naive, eine gewisse eigne Anmuth, ein Gepräge von Genie, erkennt ein jeder in ihm an, aber ein Franzose fühlt, und findet, und bewundert immer noch mehr darin, und dieses liegt in der Sprache, die ein Fremder doch nie bis zum völligen Gefühl aller Eigenheiten inne hat. Selbst Moliere's berühmtesten Charakterstücke sind für die Bühne und lebendige Darstellung jetzt schon völlig veraltet, und werden nur noch im Lesen bewundert. So hoch man sie aber auch als einzelne Werke und vielleicht mit Recht in der französischen Dichtkunst stellen mag, als Gattung und als Beyspiel für die Nachfolger haben sie nicht glücklich gewirkt. Die Charaktere von La Bruyere oder Theophrast in dramatischer Einkleidung sind darum noch keine Poesie. Ist selbst die Rhetorik der Leidenschaften, wenn sie allein herrschend ist im Trauerspiel, der hohen Bestimmung desselben bey weitem nicht genügend; so ist die psychologische Zergliede-

rung der Charaktere und Leidenschaften im Lustspiel ein noch viel weniger glückliches Surrogat für Poesie und Witz. Dieser Hang zur psychologischen Zergliederung wird dem höheren französischen Lustspiel im achtzehnten Jahrhundert häufig vorgeworfen. Leicht war von da der Übergang zu den moralischen Abhandlungen in Form eines Lustspiels, welche Diderot zu unserm noch fortdauernden Unglück erfunden hat.

Der ursprüngliche französische Charakter ist wohl ganz so leicht und fröhlich, wie man ihn gewöhnlich schildert; in den litterarischen Hervorbringungen des achtzehnten Jahrhunderts kann ich diesen fröhlichen Charakter aber durchaus nicht finden, auch wohl da, wo er ganz an seiner Stelle gewesen wäre. Dieß ist dem immer mehr sich verbreitenden philosophischen und politischem Sectengeiste zuzuschreiben, indem aus dem Laufe der Begebenheiten selbst, es sich ganz natürlich erklärt, daß eine leidenschaftliche Rhetorik, durchaus das Übergewicht bekam, über jene altfranzösische fröhliche Poesie; wie sich denn unstreitig auch der Charakter der Nation im achtzehnten Jahrhundert wesentlich verändert hat. Zwar entsprach die herrschende Philosophie der Sinnlichkeit wohl der leichten scherzhaften Poesie einiger Dichter, aber sie führte manchen zu weit und über die Gränzen der Poesie hinaus. An und für sich ist der Materialismus der Dichtkunst ungünstig, und für die Fantasie ertödtend. Wer wirklich von der Lehre des Helvetius überzeugt ist, für den muß aller Zauber der Poesie verlohren gehen.

Auf der andern Seite standen die Freyheitsliebe und die Naturvergötterung, wie sie besonders bey Rousseaus

Nachfolgern aus der neuen Philosophie hervorgingen, sehr im Widerspruch mit der Regelmäßigkeit der ältern französischen Dichtkunst des siebzehnten Jahrhunderts. Daher entstand auch ein geheimer innerer Widerstreit und ein fortdauerndes Streben sich der strengen Herrschaft jener Regelmäßigkeit zu entziehen, was theilweise in eine förmliche Rebellion des Geschmacks ausbrach, und endlich eine völlige, wenn gleich nur vorübergehende litterarische Anarchie noch vor der politischen herbeyführte. Daher die Vorliebe für die englische Poesie. Schon Voltaire benutzte sie vielfältig im Einzelnen, oft insgeheim, während er sie im Allgemeinen, und öffentlich nicht selten verunglimpfte. Bey allen Bestrebungen der höheren Poesie besonders, ist dieser Einfluß der Engländer bis auf unsre Zeiten sichtbar. Die Versuche dem Trauerspiel mehr Freyheit der Bewegung, und mehr geschichtlichen Inhalt zu geben, ohne doch dabey das alte System ganz umzustossen, sind bis jetzt nur Versuche geblieben, und es ist noch nicht zu einem bestimmten Resultat gekommen. Die neuesten Werke der höhern Dichtkunst, die in der Sprache für classisch gelten, sind Naturbeschreibende Gedichte von jener Gattung, welche den Engländern angehört. Eben daher mußte der Roman die Lieblingsgattung besonders für solche werden, deren Naturbegeisterung in den alten Formen sich gar nicht aussprechen konnte; denn diese Form, wenn man sie so nennen kann, war frey von allen den Fesseln, denen man sonst in der eigentlichen Poesie unvermeidlich unterlag. Wenn Voltaire seinen Witz und seine Philosophie darin einkleiden, Rousseau seine Begeisterung und Beredsamkeit darin niederlegen, Di-

derot seinen Muthwillen darin auslassen wollte, so wurde aus dieser Form alles, was diesen Schriftstellern von Genie daraus zu machen einfiel. Den ersten beyden folgten andere, indem sie einen ähnlichen Geist nur in einer mehr regelmäßig erzählenden Darstellung aus dem jetzigen Leben einzukleiden suchten. Ich darf nicht erst an solche Romane erinnern, in denen Voltaires Geist athmet, so wie er etwa im Candide sich darstellt. Andre folgten mehr dem Rousseau; wenigstens von ähnlicher Naturbegeisterung erfüllt, flüchteten Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand ihre Einbildungskraft und Darstellung in die amerikanischen Wildnisse, wo sie nun von jenen unerbittlichen Tyrannen des französischen Mutterlandes, dem Aristoteles und Boileau nichts mehr fürchten durften.

Voltaire, Rousseau und Diderot bedienten sich also oft des Romans ganz willkührlich, bloß als einer Form, um gewisse eigenthümliche Ideen, die sich in keine andre Form so gut fügen wollten, nieder zu legen. Betrachtet man aber den Roman als eine eigne Gattung der Poesie, und als regelmäßig erzählende Darstellung in Prosa, von Begebenheiten aus dem jetzigen gesellschaftlichen Leben; so haben auch in dieser Gattung die französischen Schriftsteller nicht selten die Engländer zum Vorbilde nehmen müssen, und kommen ihnen wohl nicht darin gleich. Als Erfinder und Darsteller nimmt hier vielleicht Richardson die erste Stelle ein. Ist nun gleichwohl auch er veraltet, ist sein Streben nach dem Ideal und nach der höhern Dichtkunst überhaupt nicht sonderlich gelungen, wird seine allzu große Ausführlichkeit peinlich und beschwerlich, so ist es vielmehr ein Beweis, daß in der ganzen Gattung und in

dem Verſuch, die Poeſie ſo unmittelbar an die Wirklichkeit anzuknüpfen, und in Proſa darſtellen zu wollen, etwas nicht recht vollkommen Auflösbares, und etwas geradehin Verfehltes liegt. Unter den Nachahmern der Cervantes ſind Fielding und Smollet immer noch die geübteſten und ſelbſt in den kürzern und einfachern Erzählungen ganz nach dem Leben, den Miniaturſtücken dieſer Gattung, die ihr eigentlich auch am beſten gelingen, dürfte der Prieſter von Wakefield ſeinen Vorzug behaupten. Jene andere Art, die nicht mehr darſtellt, oder bloß nach Laune, und endlich ganz in ein Spiel dieſer Laune, der Empfindung und des Witzes ſich auflöst, hat Sterne erſt erſchaffen.

Soll man Geiſteswerke, die der Mode und dem täglichen Bedürfniß dienen, ſo wie andere Modewaaren beurtheilen, ſo ſcheinen mir auch in dieſer Hinſicht, was die ſaubre Arbeit betrifft, die gewöhnlichen engliſchen Romane vor den franzöſiſchen den Vorzug zu verdienen.

Ein anderer Vergleich, welcher den franzöſiſchen Romanen in ihrer eigenen Litteratur nachtheilig iſt, und unſtreitig auch der Entwicklung der Gattung ſehr im Wege ſteht, iſt der außerordentliche Reichthum an hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, Bekenntniſſen, anziehenden Anekdoten- oder Brief-Sammlungen, die alle mehr oder minder ſich der Natur des Romans etwas annähern. Mir iſt nicht bekannt, daß irgend eine Erzählung von Marmontel ein ſo allgemeines Intereſſe erregt hätte, als ſeine Denkwürdigkeiten; und welcher andere franzöſiſche Roman könnte wohl eine ſolche Wirkung hervorbringen wie Rouſſeau's Bekenntniſſe!

Überhaupt wurde die Poeſie im achtzehnten Jahr-

hundert in Frankreich von der Prosa verdrängt, die sich während desselben, wenn auch mit einzelnen großen Abweichungen und Verirrungen, doch sehr reich und in den ersten Schriftstellern mit der höchsten Kraft der Beredsamkeit entwickelt hat. Voltaire's Styl in Prosa ist geistreich und witzig wie er selbst; er ist ihm und seiner Art durchaus angemessen. Sonst wird er, so viel ich weiß, von den strengern französischen Beurtheilern in der Sprache nicht für nachahmungswürdig gehalten, in der geschichtlichen Schreibart ist er es gewiß nicht. Diderots Art und Styl hat für manche Deutsche etwas Anziehendes, weil er etwas von jenem ästhetischen Kunstgefühl für die Schönheiten der bildenden Kunst hat, was bey den andern französischen Schriftstellern ganz vermißt oder doch so äußerst selten gefunden wird; seine Sprache aber ist launenhaft und incorrect, und nicht von der reinen Anmuth, wie diese in den Werken des Witzes von den bessern französischen Schriftstellern erwartet wird. Am meisten werden im Styl mit Recht, Büffon und Rousseau als Darsteller und Redner bewundert. Kunstreicher im Einzelnen und auch im Periodenbau ist vielleicht der erste; nur wird es durch die Beschaffenheit seines Werkes herbeygeführt, daß er überall Episoden Raum giebt, um die Gedanken oder die Rhetorik die er im Vorrath hatte, auch da anzubringen, wo sie an sich nicht erfordert würden. Daß er in dem Artikel von den Tauben seine Theorie von der Liebe ausgeführt hat, mag natürlich scheinen. Weniger erwartet ist es aber, in dem Abschnitt von den Hasen eine ausführliche und auch an sich sehr rhetorische Betrachtung über die Völkerwanderung zu finden. Solche Freyheiten würde

ſich Ariſtoteles als Naturbeſchreiber nicht erlaubt haben; in der ſtrengen Angemeſſenheit bey der vollkommenen Klarheit der wiſſenſchaftlichen Schreibart hat der Grieche den Vorzug, mit welchem zu wetteifern Büffons Ehrgeiz war. Ich würde daher denjenigen beyſtimmen, welche Rouſſeau den Vorzug geben, eben weil die Kunſt im Einzelnen bey ihm weniger fühlbar iſt als bey Büffon, und weil in ſeinen Werken mehr Einheit, wenn auch keine ſtrenge Ordnung, doch ein eigner und ſehr redneriſcher Gang ſich findet. Eben dadurch reißt er mehr fort als durch einzelne Stellen. Wenn ich aber denen mit vollem Gefühl beyſtimme, welche Rouſſeau'n unter allen franzöſiſchen Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts für den Erſten an Kunſt und Kraft der Rede halten, ſo kann ich doch auch denen meine Beyſtimmung nicht verſagen, welche ſelbſt von dieſer hinreißenden Beredſamkeit bis zu Boſſuets Größe noch einen ſehr weiten Abſtand finden.

Sollte das jetzige Verhältniß ſich jemahls ändern, ſollte dieſes jetzt ſo herrſchende Übergewicht der Proſa in der franzöſiſchen Sprache und Litteratur ſich vermindern, oder wenigſtens doch daneben die Poeſie in künftigen Zeiten wieder aufblühen, ſo würde ich glauben, daß dieß nicht durch die Nachbildung der Engländer, wie man bisher verſucht hat, der ſinkenden franzöſiſchen Poeſie aufzuhelfen, noch durch die Nachahmung ſonſt einer andern Nation geſchehen wird, oder geſchehen kann; ſondern dadurch, daß man mehr zurückgeht im Geiſt, und die Poeſie mehr zurückführt in die ältere franzöſiſche Zeit. Die Nachahmung einer andern Nation führt nie zum Ziel, denn alles was dieſe in der Epoche ihrer vollendeten Entwicklung und auf

der Höhe der Kunſt hervorbringt, muß immer der nachbildenden fremd bleiben. Eine jede Nation darf aber nur zurückgehen auf ihre eigene urſprüngliche und älteſte Poeſie und Sage. Je näher der Quelle, je tiefer daraus geſchöpft wird, je mehr tritt dasjenige hervor, was allen Nationen gemeinſam iſt. Die Poeſie der Nationen, ſo wie dieſe ſelbſt, berühren ſich in ihrem Urſprung. Der reine Born der religiöſen Begeiſterung aber bildet für alle Gemüther eine nie verſiegende Quelle, aus deren Tiefe die Poeſie immer wieder neu hervorgeht, und die jeder Zeit gleich nah ſteht. Aus dieſer Quelle ſchöpfte La Martine ſeine Dichtungen, in denen der glückliche Anfang einer neuen Poeſie für Frankreich aufgeht.

In England neigte ſich die Poeſie im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch zum franzöſiſchen Geſchmack, der Einfluß deſſelben iſt in Pope's correcter Sorgfalt ſichtbar, wie in Addiſons Verſuch einer ſogenannten regelmäßigen Tragödie. Indeſſen zogen beyde den Shakſpeare und Milton wieder aus der Vergeſſenheit hervor; Pope's Überſetzung des Homer, ſo wenig ſie der Einfalt des alten Sängers entſprach, vermehrte doch die allgemeine Vorliebe für den großen Dichter der Natur und der Vorzeit, und iſt ſelbſt ein Beweis von dieſer Vorliebe. In Pope's eigenen Gedichten zeigt ſich ſchon jene überwiegende Hinneigung zum Gedanken, welche das Lehrgedicht zur Lieblingsgattung der Engländer machte, und eine ſo große Anzahl von Verſuchen in derſelben erzeugte. Daß dieſe Gattung an ſich etwas kaltes und unpoetiſches hat, iſt ſchon früher erinnert worden; daß ſie ſich bald erſchöpfen muß, lehrt das Beyſpiel der Engländer von neuem. In-

deſſen waren die Gedanken und Betrachtungen bey ihnen oft auch mit Leidenſchaft und Schwermuth gepaart, wie in des nächtlichen Young wilden Ergießungen. Gemäßigter und ſchöner ſprach Thomſon ſein Gefühl aus, in der den Engländern eigenen Gattung des naturbeſchreibenden Gedichts, die auch bey andern Nationen ſo viel Nachfolge gefunden hat. Die Liebe zur Natur war es vorzüglich, welche auch dem Oſſian ſo viele Freunde erwarb; und wenn auch nicht immer eine Oſſianiſche Schwermuth und Youngſche Nachtgedanken, ſo iſt doch allerdings wohl ein Geiſt der ernſten Betrachtung in den lyriſchen Gedichten der Engländer im achtzehnten Jahrhundert weit herrſchender, als in den franzöſiſchen. Früh ſchon erwachte durch Percy und mit der Liebe zum Shakſpeare, zugleich auch die Liebe zu den alten Balladen und Volksliedern; je größer nun der Reichthum derſelben iſt, den man aufgefunden hat, beſonders der ſchottiſchen, je mehr ſcheint das Gefallen daran jede andere Gattung von Poeſie verdrängt zu haben, den alltäglichen Hausbedarf von Romanen und Schauſpielen ausgenommen. So fing alſo am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, und im achtzehnten, die höhere Poeſie in Frankreich an mit einer ſtrengen zum Theil etwas willkührlichen Regel, und löste ſich immer mehr auf in geſellſchaftlichen Witz. In England begann ſie mit ernſten Betrachtungen oder dichteriſchen Naturbeſchreibungen, und endigte mit der allgemein verbreiteten Liebhaberey an den alten Volksliedern, einzelnen Anklängen von der verlohrnen Poeſie einer noch ältern Zeit. In den letzteren Jahren, ſeit die Gemeinſchaft mit England wieder hergeſtellt iſt, hat ſich der Ruhm von zwey neuen

Dichtern aus der brittiſchen Inſel auch über unſern Continent verbreitet, welche auf ſehr verſchiedene Weiſe den jetzigen Moment und Zeitcharakter des poetiſchen Gefühls bezeichnen. Scotts Dichtung lebt ganz nur in der Erinnerung der alten Zeit und des alten Schottlands, und iſt ſelbſt nur ein Nachhall, jener nicht mehr vorhandnen, ehemaligen Poeſie; oder wenn man will, eine Moſaik aus einzelnen Bruchſtücken der romantiſchen Sage und alten Ritterzeit, nach ſchottiſchen Sitten, mit genauer Kenntniß und ſorgſamer Treue, fleißig zuſammengeſetzt, und ziemlich ausgearbeitet, wie man etwa in modernen Landhäuſern und angelegten Einſiedeleyen, die Fragmente alter Glasgemählde aus gothiſchen Kirchen, für den mahleriſchen Eindruck ſauber und neu an einander fügt. Nicht aus der Erinnerung und nicht aus der Hoffnung, ſondern aus der Tiefe der tragiſchen Begeiſterung und eignen troſtlos atheiſtiſchen Weltanſicht bricht Byrons Poeſie hervor, wie ſich dieſe in einem hochſtrebenden an ſich reichbegabten Gemüthe im Kampf des Unglaubens und der Verzweiflung entwickelt, und in nächtlicher Fantaſie, unter mannichfachen ſeltſam wilden Geſtalten nur den Heroismus des Unheils vergöttert, und mit dem düſtern Zauberſcheine aller Leidenſchaften umkleidet. Dieſe atheiſtiſche Begeiſterung war auch der deutſchen Poeſie in einer früheren Epoche nicht ganz fremd; doch hat ſie ſich bald in eine reinere Sphäre erhoben, und während jene Mißgebilde einer falſchen tragiſchen Größe nur noch von den äußerſten Gränzen der Bühne verhallend nachtönen, wird es in den höhern Regionen unſerer Kunſt ſchon deutlich empfunden, daß die neue Poeſie in ihrer Klarheit nicht

hervorquellen kann aus dieſem dunkeln Strudel des leidenſchaftlichen Unmuths, ſondern ſich nur aus dem reinen Lichte der ewigen Hoffnung, als die in Glauben und Liebe verklärte Fantaſie, wie der Regenbogen nach dem Ungewitter entfalten ſoll, oder wie die Morgenröthe aus der Nacht. Scott und Byron zuſammengenommen, als Poeſie der Erinnerung und Poeſie der Verzweiflung, bilden mehr den letzten Schluß einer ehemaligen, verlohrnen, oder völlig untergeganguen Poeſie, als den Anbeginn einer neuen, der wenigſtens bis jetzt darin nicht ſichtbar iſt.

Die Poeſie war überhaupt im achtzehnten Jahrhundert bey den meiſten Nationen ſehr in Abnahme, wenigſtens gegen den Reichthum der ehemahligen Zeiten gehalten, ſelbſt in Ländern wo die Poeſie ganz in das Leben verflochten iſt, wie in Spanien, oder wo der Kunſtſinn mit zum Charakter der Nation gehört, wie in Italien. Wenn aber auch in dem letzteren Lande für die höhere Poeſie nichts neues hervorgebracht ward, was an die alten Werke reichte, ſo entwickelte ſich dagegen das Theater jetzt deſto mannigfaltiger. Im Metaſtaſio, Goldoni, Gozzi, Alfieri, zeigen ſich ganz vereinzelt alle dieſe Elemente eines poetiſchen Schauſpiels, die auch bey uns, meiſtens aber in wunderlicher Vermiſchung die Bühne erfüllen. Im Metaſtaſio finden wir die höchſte muſikaliſche Schönheit der Sprache; im Goldoni das gewöhnliche Leben, aber leicht und gefällig behandelt, Charaktere und Masken, und zwar nach italiäniſcher Sitte noch als wirkliche Masken, nicht wie bey uns in allerley Menſchen verkleidet. In Gozzis fantaſtiſchen Volksmährchen, ſeinen Zauber- und Spektakelſtücken, ſehen wir eine wahrhaft

poetiſche Erfindungskraft; aber ohne die muſikaliſche Ausbildung, ohne den Schmuck der Fantaſie, wodurch die Poeſie, die in ihnen liegt, erſt ganz zur Erſcheinung und zur Wirkung kommen würde; im Alfieri endlich ein Streben nach antiker Hoheit, was man ſchon als Streben, auch ohne bedeutendes Gelingen zu loben gewohnt iſt.

Ich weiß nicht, ob man nicht auch von den neuern engliſchen Schauſpielen in Vergleich mit den neuern franzöſiſchen daſſelbe rühmen kann, wie von den Romanen; das ſie als poetiſche Manufakturwaare betrachtet, in Rückſicht der ſaubern, ſorgfältigen und doch eleganten Ausarbeitung den Vorzug verdienen. Uns liegt das italiäniſche Theater näher, wegen der Ähnlichkeit mit dem unſrigen, wenigſtens in der äußern Lage, und in der ſpäten Entwicklung.

Die Kritik der Engländer und einige ihrer Schriften über Poeſie, oder auch über bildende Kunſt waren freyer, eigenthümlicher, und meiſtens auch gelehrter in der Kenntniß des Alterthums, als die franzöſiſchen Schriftſteller dieſer Gattung, entſprachen daher dem deutſchen Geiſte mehr. Doch hat die deutſche Kritik nur die erſte Veranlaſſung von den Engländern Harris, Home, Hurd, Warton genommen, und ſich bald durchaus ſelbſtſtändig entwickelt, mehr vielleicht als irgend ein anderer Zweig unſrer Litteratur.

Wichtiger als alles was zu der dem Schönen gewidmeten Litteratur gehört, ſind die großen Muſter der Geſchichtſchreibung, welche England im achtzehnten Jahrhundert hervorgebracht, und aufgeſtellt hat. Sie haben darin alle andern Nationen übertroffen, wenigſtens da-

durch, daß sie die ersten waren, weßhalb sie auch den Geschichtschreibern der andern Nationen vielfältig zum Vorbilde gedient. Dem Hume wird jetzt, wenn ich nicht irre, die erste Stelle unter den drey merkwürdigsten eingeräumt. So heilsam die skeptische Denkart dem historischen Schriftsteller für die Untersuchung der Thatsachen ist, wo sie fast nicht zu weit getrieben werden kann; so wenig ist doch diese Denkart, wenn ihre Zweifel alle sittlichen und religiösen Grundsätzen angegriffen, erschüttert und aufgelöst hat, demjenigen angemessen, der als der Geschichtschreiber einer großen Nation auftreten, und auch eine dauerhaft allgemeine Wirkung hervorbringen will.

Einseitige Grundsätze, eine Ansicht die nicht ganz die rechte ist, sind in diesem Falle noch besser und eher fruchtbringend, als gar keine, und als der ertödtende Mangel an Gesinnung, an Wärme und Liebe. Es bleibt alsdann nur der Hang zur Opposition gegen die herrschende Meinung, und zur Paradoxie übrig, als das einzige was dem historischen Werk bey dieser Sinnesart noch ein Interesse geben kann. Diese Neigung zur Opposition ist unverkennbar in Hume. Wie lobenswerth, wie heilsam es nun auch seyn mag, daß er, da übrigens in der Litteratur Englands der republikanische Geist der Whig-Parthey damals so allgemein herrschend war, wie er es auch jetzt noch vielleicht für das fernere Wohl der Nation viel zu sehr ist, sich von der gewohnten anglikanischen Harte und Einseitigkeit entfernt hielt, und vielmehr die Gegenseite ergriffen, und einen wichtigen Theil der englischen Geschichte mit Vorliebe für die unglücklichen Schicksale der Stuarts und für die Grundsätze der Tory's dargestellt hat; er bleibt

deßfalls doch mehr nur ein höchst merkwürdiger Partheygeschichtschreiber, in seiner Art und Ansicht allerdings der erste, als daß er ein wahres Nationalwerk von ganz allgemeinem Geist und Werth geliefert hätte. In den ältern Zeiten ist er ganz ungenügend, weil er für diese keine Liebe hatte, und sich nicht in dieselben zu versetzen weiß. In der Schreibart ist Robertson der anziehendste; sein Ausdruck ist gewählt, und obwohl geschmückt, dennoch klar und ohne Künsteley. Desto schwächer ist er von einer andern Seite, welche freylich die wichtigste seyn sollte, als Geschichtforscher in Rücksicht auf den Inhalt. Wie unzuverlässig, oberflächlich, voller Irrthümer er größtentheils in den Thatsachen sey, wird jetzt auch in England ziemlich allgemein anerkannt, so sehr man auch bey dem sinkenden und entarteten Geschmack in der Schreibart, die seinige als ein Vorbild aufzustellen nöthig findet. Nach meinem Gefühl ist er auch darin noch zu Wort- und Antitheſenreich. Die Schönschreiberey und das Streben nach einer durchaus künstlerischen und redneriſchen Behandlung in der Geschichte, scheinen mir etwas durchaus verfehltes und Irreleitendes zu seyn. Wollen wir die Geschichtschreibung als eine Kunst behandeln, so wird es schwerlich jemahls einer neuern Nation gelingen, darin die Alten zu erreichen, oder auch nur ihnen nahe zu kommen. Wir können sie aber vielleicht auf einem andern Wege übertreffen, wenn wir nähmlich die Geschichte mehr als Wissenschaft behandeln, wozu wir an Hülfsmitteln, Werkzeugen und Vorarbeiten so unendlich reicher ausgestattet sind, als sie es waren. Hat man dieses Ziel im Auge, so ist eine ganz einfache Schreibart die beste, wenn sie nur sorgfältig,

überall angemessen, leicht und klar ist, ohne überflüssige Worte, gesuchte Kunst oder Nachahmung von rednerischen Wendungen und Prachtstücken. Sehr reichhaltig in Gedanken ist Gibbon; die Schreibart wird man im Einzelnen fast durchgehends vortrefflich ausgearbeitet finden, aber sie ist zu gekünstelt, und in ihrer Gleichförmigkeit das lange Werk hindurch, ermüdend. Sein Styl ist voll von lateinischen und französischen Wendungen und Worten; die englische Sprache, als eine von gemischter Natur, hat in Rücksicht der Worte und Wendungen, welche sie aus dem Lateinischen und Französischen, zu so vielen andern schon von Alters her aufgenommenen und eingebürgerten noch hinzu nehmen will, an und für sich keine ganz feste Gränzlinie. Jene halblateinische und gesuchte Manier der Schreibart, in welcher Gibbon sich auszeichnet, ward besonders durch den Kritiker Johnson verbreitet; jetzt scheint man wenigstens in den Grundsätzen davon zurückgekommen zu seyn, und betrachtet diese Manier nur als eine verfehlte, und als eine Verirrung gegen den Geist der Sprache. Im Innern ist Gibbons Werk, so lehrreich und anziehend es durch den Reichthum des Inhalts bleibt, ungenügend durch den Mangel an Gesinnung, und durch den Voltairischen Geist und Hang zur Religionsspötterey, der eines Geschichtschreibers so ganz unwürdig ist, und bey Gibbon's gesuchter und wie gedrechselter Eleganz im Styl nicht einmahl als leichter und natürlicher Witz, sondern bloß als das Streben darnach erscheint. Ungeachtet ich nun einiges Mangelhafte an diesen drey großen englischen Geschichtschreibern bemerkte, deren Verdienste außerdem hinreichend

anerkannt sind, so erscheinen sie dennoch um so vorzüglicher, und als die Ersten ihrer Gattung, wenn man sie mit ihren Nachfolgern zusammenstellt. Man mag nun den mit allem Reichthum italiäni her Bildung ausgestatteten, aber dennoch trocknen und schwerfälligen Roscoe mit Gibbon, den anziehenden und angenehm, aber weniger edel und classisch schreibenden Coxe, der in der Geschichtforschung meistens eben so ungenügend ist, mit Robertson, oder den Staatsmann Fox mit Hume vergleichen; immer wird man finden, daß die historische Kunst in England eher im Sinken, als im Zunehmen zu seyn scheine. Ein Grund davon liegt vielleicht in dem Mangel einer festen und befriedigenden Philosophie, der selbst bey jenen Ersten sehr fühlbar ist. Ohne über das Woher und Wohin des Menschen überhaupt etwas zu wissen, ist es auch über den Gang der Begebenheiten, die Entwicklung der Zeiten, die Schicksale der Nationen, nicht möglich, ein Urtheil, oder auch nur eine bestimmte Meinung und Ansicht zu haben. Überhaupt sollten beyde, Geschichte und Philosophie, immer so sehr als möglich verbunden seyn. Ganz getrennt von der Geschichte, und ohne den Geist der Kritik, welcher eben nur aus dieser Verbindung hervorgeht, kann die Philosophie kaum etwas anders werden, als ein wildes Secten- oder ein leeres Formelwesen; indem sie in dem ersten Falle die Zeiten verkennt, nicht versteht und nicht unterscheidet, und eben deshalb verwirrend auf sie einwirkt, oder indem sie im zweyten Falle, den Menschen und das Leben in ihrem todten Treiben gar nicht berührt. Ohne den beseelenden Lebensgeist der Philosophie aber, ist die Geschichte nur ein todter Haufe unnützer

Materialien, ohne innere Einheit, ohne eigentlichen Endzweck, und ohne Resultat. Der Mangel an befriedigenden Überzeugungen und Grundsätzen zeigt sich nirgends auffallender als in der sogenannten Geschichte der Menschheit, die besonders auch in England vielfach bearbeitet, und von da nach Deutschland verpflanzt ward. Aus dem großen Vorrath von Reisebeschreibungen nahm man die Züge, um ein Gemählde aufzustellen von dem Fischer, dem Jäger, den wandernden Stämmen und den ackerbauenden oder städtebewohnenden und Handeltreibenden Völkern. Dieß nannte man Geschichte der Menschheit, und es enthielten diese Versuche allerdings auch manche im Einzelnen und an sich recht gute und brauchbare Bemerkungen; selbst wo man den Menschen nur nach seiner körperlichen und natürlichen Beschaffenheit betrachtete, so wie diese in der weißen oder schwarzen, rothen und gelben Menschengattung sich unterschieden darstellt und beobachtet worden ist. Solche einzelne Beobachtungen erhalten aber erst ihren wahren Werth und ihre rechte Bedeutung und Erklärung durch ihre Beziehung auf den höheren Zusammenhang des Ganzen. Was war aber, so lange diese Einheit fehlte, damit für die eigentliche Frage gewonnen, deren Beantwortung doch allein jenen Nahmen einer wahren Geschichte der Menschheit verdienen würde: die Frage, was der Mensch denn eigentlich sey, wie er ursprünglich beschaffen war und lebte, und wie er in den zum Theil beklagenswerthen Zustand gerathen, worin wir ihn jetzt sehen? Die Antwort auf diese, doch allerdings geschichtliche Frage, womit alle Geschichte anfangt und endigt, enthält nur die Religion und die Philosophie;

jene christliche Philosophie nähmlich, welche kein anderes Streben hat und keinen andern Zweck, als die Religion zu verstehen. Sobald die Geschichte aus dem beschränkten Umkreise der gegebnen Überlieferungen und Begebenheiten einiger Völker und Zeiten hinausgeht und den Blick auf das Ganze der Menschheit werfen will, kann nur eine gründliche Philosophie der Offenbarung, die wahre Deutung finden und den rechten Weg bewahren; sonst wird immer die Gefahr entstehen, daß die Menschheit in ihrer Entfaltung und Entwicklung nur als ein bloßes Naturerzeugniß aufgefaßt werde. Und auch die höhere göttliche Weltordnung in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Zeitalter und geschichtlichen Aeonen der Welthistorie kann nur aus den Tiefen der geistigen Erkenntniß richtig verstanden und aufgefunden werden. Die nothwendige Anknüpfung der Menschengeschichte an das Gottliche in ihrem Anfang, Mittelpunkt und Ende, geht mit einem Worte nur aus dem Spiritualismus dieser christlichen Ansicht leicht und befriedigend hervor. In jener falschen Geschichte der Menschheit, einer würdigen Ausgeburth der verkehrten sinnlichen und materiellen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, liegt hingegen immer der Gedanke zum Grunde, daß der Mensch aus dem Schlamm empor gewachsen sey, wie ein Erdschwamm, nur daß er beweglich ist und Bewußtseyn hat. Doch hat er nach derselben Ansicht dieses freylich nur sehr allmählig erhalten und das Kunststück in solchen Geschichten der Menschheit besteht eigentlich darin, aus der Thierheit Stufe für Stufe Verstand und Geist, sammt aller Kunst und Wissenschaft entstehen zu lassen. Je näher man dabey den Menschen von

dem Oraug-Outang, dem Lieblinge so vieler Philosophen des Jahrhunderts, entstehen lassen konnte, für so philosophischer galt es. Wir, mit diesem Reichthum von Hülfsmitteln und Quellen, von Urkunden des Alterthums, und Schätzen der Erd- und Völkerkunde umgeben, so viele Zeitalter schon vor uns überschauend, stehen gerade auf dem Standpunkte, wo die Welthistorie eine Wissenschaft in wahrem Sinne des Worts werden könnte, in deren großem Zusammenhange dann auch die politische Geschichte in einem ganz neuen Lichte erscheinen würde. Um diesen Bau zu vollenden, müßten aber die großen Materialien, welche unserm Zeitalter zu Theil geworden, auf die alte theologische Grundlage aufgeführt und wohl zusammengefügt werden, was bis jetzt noch nicht geschehen ist. Jene Geschichten der Menschheit, die man uns Statt dessen gegeben, sind auf dem Sand einer eiteln Vernunfthypothese oder einer seichten Naturbeobachtung gebaut gewesen, und mit diesem Sand der damals herrschenden Sinnlichkeitsphilosophie zusammengestürzt. Die historische Kunst aber, wie die Engländer sie in der modernen Zeit zuerst geübt und am weitesten gebracht haben, hat uns nur rhetorische Meisterwerke gegeben, ohne wahre Wissenschaft.

Die von Baco ohne seine Schuld veranlaßte, von Locke zuerst in den wesentlichen Grundsätzen aufgestellte Philosophie der Sinnlichkeit, welche sich in Frankreich nach allen ihren unsittlichen und zerstörenden Folgen entwickelte, eine eigentliche Secte wurde, und endlich einen vollkommenen und weit verbreiteten Atheismus erzeugte, nahm in England einen ganz andern Gang. Sie konnte in diesem Lande nicht die gleichen Folgen haben, weil das

allgemein verbreitete Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und von dem was dieſe erheiſcht, dem entgegenſtand; welche durch eine ſolche Entwicklung deſſelben Syſtems wie in Frankreich, allerdings und unausbleiblich würde zerſtört worden ſeyn. Auch von Natur war der Geiſt der Engländer geneigt, mehr die paradoxe und ſkeptiſche Seite jener Philoſophie zu ergreifen, als die materielle und atheiſtiſche. Schon Berkeley gerieth durch Locke's Syſtem auf die ſeltſamſte Vorſtellungsart, da er ſeinen religiöſen Glauben dabey behaupten und damit vereinen wollte, und dieſer zu tief in ihm gewurzelt war, als daß er ihn hätte aufgeben können. Wie die äußern Gegenſtände in unſern Geiſt hinein kommen, ſo daß er Vorſtellungen von ihnen haben kann, dieß ſchien der damahligen Philoſophie unbegreiflich, und mußte ihr ſo erſcheinen. Alles was wir an ihnen wahrnehmen und empfinden, iſt doch immer nur ein Eindruck, eine Veränderung in uns. Wir mögen ihn verfolgen, wie wir wollen, wir erhalten immer nur einen ſolchen Eindruck vom Gegenſtande, nicht den Gegenſtand ſelbſt und an ſich, der uns ewig zu fliehen ſcheint. Betrachten wir die Natur als ſelbſt belebt, oder doch als ein Mittel, Werkzeug und das ſichtbare Wort des Lebens, ſo löst ſich die Verwirrung, und alles wird klar. Daß zwiſchen zwey lebenden und auf einander wirkenden, geiſtigen Naturen, ein drittes, ſcheinbar todtes, als Mittelglied und Werkzeug, als Wort und Sprache dienen oder auch Hemmung und trennende Scheidewand ſeyn kann, das iſt uns nicht unverſtändlich; denn in jedem Augenblicke fühlen wir es, weil wir ſelbſt nicht anders leben und wir-

ken, ja auch in uns selbst eigentlich niemahls allein sind, und mit uns selbst nicht ohne Werkzeug und Wort umgehen und im innern Zusammenhange bleiben können. Die einfache Ansicht aber, daß die Sinnenwelt nur das Wohnhaus des Geistes, ein Mittel und Werkzeug der Trennung und Verbindung für denselben sey, hatte man mit der Kenntniß und mit dem Begriff von der Welt des Geistes, und mit der lebendigen Überzeugung von deren Daseyn verlohren. Und so gerieth die sinnliche Philosophie über ihre ersten Grundsätze, ihre eigenen wesentlichsten Fragen und Antworten aus einer Verwirrung in die andre. Berkeley glaubte daher, daß es ganz und gar keine äußern Gegenstände gebe, sondern Gott unmittelbar alle Vorstellungen und Eindrücke in uns errege. Von ähnlichen Zweifeln gerieth Hume auf eine ganz andere Ansicht, auf die skeptische, welche bey den unauflöslichen Zweifeln selbst stehen bleibt, und die Gewißheit aller Erkenntniß selbst läugnet. Er hat eigentlich durch seine alles durchdringende, und alles erschütternde skeptische Denkart den Gang der englischen Philosophie entschieden. Denn seit Hume ist nichts weiter geschehen, als daß man durch allerley Bollwerke den schädlichen praktischen Einfluß jener skeptischen Denkart abzuwehren und durch verschiedene Stützwerke, und Nothhülfen das Gebäude aller sittlichen nothwendigen Überzeugungen aufrecht zu erhalten suchte. Der Begriff der Nationalwohlfahrt ist also nicht bloß bey Adam Smith, sondern in der gesammten englischen Philosophie der Hauptbegriff, der Mittelpunkt, und unsichtbare Herrscher des Ganzen. So lobenswerth und wohlthätig indessen die stete und allgemeine Beziehung auf diesen Mittel-

punkt ist, zum entscheidenden Orakel in aller Erkenntniß und Wissenschaft ist dieser Begriff nicht zureichend. Schwach und gebrechlich sind jene Stützwerke, und selbst für das praktische Leben werden sie auf die Dauer nicht halten, weil dessen Gang immer früher oder später durch die innere Überzeugung und Entwicklung des Geistes bestimmt und beherrscht wird. Es sind die beyden Surrogate, in Ermangelung der nicht zu erreichenden vollkommnen Gewißheit der Erkenntniß, für diese selbst, der gemeine und gesunde Menschenverstand, für die Sittenlehre aber das sittliche Gefühl und Mitgefühl. Der natürliche Verstand, wenn er sich auch nicht bloß für allgemein und gesund hielte, sondern es im vollkommensten Sinne wirklich wäre, würde doch in seinen Entscheidungen, wenn diese als das Letzte gelten, und nicht weiter untersucht werden sollen, vielmehr die Frage der Philosophie abschneiden, als lösen und beantworten. Aber die angebohrne Wißbegierde läßt sich nicht ausrotten, und die Frage nach dem rechten Grunde der Erkenntniß und aller Wahrheit, kehrt noch so oft abgewiesen, immer wieder. Das sittliche Gefühl und Mitgefühl, ist für die Sittenlehre allein ein zu schwankendes Wesen; wenn nicht ein ewiges Gesetz der Gerechtigkeit hinzukömmt, was doch nie aus der Erfahrung und dem bloßen Gefühl sich herleiten läßt, sondern nur entweder aus der Vernunft oder aus Gott. Dazu wird eine feste Überzeugung, ein bestimmter Glaube erfordert. Der Glaube aber, welchen die englischen Philosophen auf die Aussprüche des gesunden Verstandes, und auf die als gültig anerkannten oder doch geltenden sittlichen Grundsätze, und der Achtung würdigen Gefühle bauen, ist wie

dieſe Grundlage ſelbſt, worauf er gebaut iſt, von ſehr ſchwankender Art. Es iſt nicht, was wir Glauben nennen würden; eine Überzeugung und Erkenntniß feſt und unerſchütterlich, wie nur immer die Erkenntniß aus der Vernunft oder äußern Erfahrung, ja noch weit mehr als dieſe, nur aus einer ganz andern Quelle geſchöpft, und auf einem ganz andern Wege erlangt, auf dem der innern Wahrnehmung und einer höhern Offenbarung und göttlichen Überlieferung. Es iſt vielmehr dieſer ſogenannte Glaube des geſunden Menſchenverſtandes bey den engliſchen Philoſophen ein gemachter, und an ſich ſelbſt nicht recht glaubender Nothglaube, der die Prüfung zur Zeit der Gefahr ſo wenig beſtehen kann, als der todte Gewohnheitsglauben der ganz Gedankenloſen. So iſt alſo dieſe Nation kraftvoll und frey in ihrem ganzen Seyn und Leben, die ſelbſt in der Poeſie mehr die Tiefe liebt als die flüchtige äußere Erſcheinung, in der Philoſophie durch ſich ſelbſt auf eine eigne Weiſe gebunden; ſo daß in dieſem Gebiete ſich ihr Geiſt in der neuern Zeit weniger eigenthümlich entwickelt hat, ja weniger auf den Grund durchdringend erſcheint, als ſelbſt bey einigen unter den beſſern franzöſiſchen Schriftſtellern. Sind einige Philoſophen in England eigne Geiſteswege, abgeſondert von jener allgemeinen Bahn gegangen, ſo hat dieß meiſtens keinen bedeutenden, oder doch keinen allgemeinen Erfolg gehabt; auch ſind die mir bekannten Verſuche der Art an ſich nicht ſehr merkwürdig oder ausgezeichnet.

So iſt alſo die philoſophiſche Denkart in England einem Menſchen zu vergleichen, der ein vollkommen geſundes Ausſehen, aber im Innern eine Anlage zu einer ge-

fährlichen Krankheit hat, weil der erste Anfall derselben durch Palliative zurückgedrängt, und der volle Ausbruch verhindert, eben deßhalb das Uebel auch nicht an der Wurzel gehoben ward. Wie in dem politischen Gebiet die innere revoluzionäre Unruhe, von welcher der Keim in England noch nie erloschen war, durch das kunstreiche Gleichgewicht jener bewunderten Verfassung fortdauernd angehalten und zertheilt wird, so geschieht es auch in dem intellektuellen Gebiet, wo der vollständige, entschiedene Materialismus, oder der zerstörende Geist einer unbedingt skeptischen Ansicht, durch die erwähnten moralischen Linderungsmittel scheinbar in Schranken gehalten, und wenigstens an einem gemeinschädlichen Ausbruch bis jetzt verhindert wurde. Ganz unterdrücken aber, ohne innere Heilung von Grund aus, läßt sich die Krankheit des philosophischen Irrthums und Unglaubens wohl nun einmahl nicht; und es könnte sich leicht auch in dieser Anwendung bewähren, daß das zähe, chronische Uebel auf die Länge oft nicht minder gefährlich ist, als die acute Krankheit. Ich halte daher für sehr wahrscheinlich, ja fast für gewiß, daß der philosophischen und was damit nothwendig zusammenhängt, der moralischen und der religiösen Denkart Englands, noch eine große Krisis bevorsteht.

Sieht man nicht auf die nächsten praktischen Folgen, sondern bloß auf den innern Gang des Geistes selbst, so möchte man fast geneigt seyn, den ganz vollendeten und offenbaren Irrthum für weniger schädlich zu halten, als den halben und verkleideten. Denn hier bleibt der natürlichen Selbsttäuschung die Gefahr verborgen; aus der Tiefe des äußersten Irrthums kömmt der Geist oft um

so schneller zu sich selbst, und erhebt sich aus dem Abgrunde, in den er versunken war, mit desto größerer Kraft und Anstrengung.

Eine solche, sehr merkwürdige Rückkehr zur Wahrheit und wahren Philosophie hat besonders in Frankreich Statt gefunden. Nachdem die Altäre, auf welchen vor kurzem noch die angebethete Göttinn des Zeitalters, die Vernunft unter der Person einer Schauspielerinn, oder sonst auf ähnliche Weise, treffender als man vielleicht dachte, dargestellt und gefeyert worden, wieder gereinigt und der Religion zurück gegeben waren, nachdem sich auch jene neue Kirche, ohne allen bestimmten Glauben, die Gott- und Menschenliebhaberey, oder Theophilanthropie, in ihr Nichts aufgelöst hatte, erhoben sich von allen Seiten die Stimmen der unterdrückten Wahrheit. Ich meyne hier nicht ausschließend jenen berühmten Schriftsteller, der seine glänzende und überströmende Beredsamkeit ganz der Religion widmete. Denn so sehr es an sich lobenswerth, so sehr es ganz an der rechten Zeit, so nothwendig es für die nächste Wirkung in dem damahligen Frankreich war, wenn Chateaubriand das Christenthum vorzüglich von der liebenswürdigen Seite und in seinen wohlthätigen Folgen schilderte, so ist dieser Redner doch mehr nur bey der äußern Erscheinung der Religion, und bey dem Glanze derselben stehen geblieben, als daß er in den innern Geist, das eigentliche Wesen und in die Tiefen derselben ganz eingedrungen wäre. Viel tiefer ist seitdem La Mennais eingedrungen; am glücklichsten da wo er mit erleuchteter Frömmigkeit ganz aus dem Licht dieses Glaubens spricht, wie er die Fülle desselben in sich

fühlt; weniger da, wo er in einem Streit befangen, zu dem seine Kräfte eigentlich nicht zureichend sind, das Gesetz des Glaubens auf die Vernichtung aller Wissenschaft gründen will, wie es auch bey uns in früherer Zeit in einer andern mehr bloß moralischen Weise von Kant und Jakobi und ihren Anhängern geschehen, so daß er in dieser Beziehung oft als unbewußter Kantianer, obwohl in katholischer Absicht redet. Es kann aber gewiß selbst für Frankreich nicht mehr an der Zeit seyn, mit der Rousseauschen Beredsamkeit des Hasses und tödtlichen Feindschaft gegen alle Wissenschaft anzugehen; da vielmehr schon der Augenblick näher gekommen ist, wo die wahre Wissenschaft, während die falsche größtentheils von selbst in ihrer eigenen Nichtigkeit zerfällt, von dem Geiste der Religion durchdrungen und überwunden, sich dauernd mit ihr aussöhnen und zu ihrer größeren Verherrlichung dienen soll. Diesem Ziele steht der Graf Maistre, als wohlwissender Kenner der tieferen Philosophie, viel näher als alle andern Ultraschriftsteller, während er doch die katholische Sache gründlicher durchgeführt hat, als kein anderer. Daß er den deutschen Geist nicht verstanden hat, können wir ihm leicht verzeihen.

Auch noch von andern Seiten der litterarischen Forschung suchte man die Denkart des Zeitalters in Frankreich zu erweitern und eine höhere Philosophie zu begründen. Selbst dem Versuche, den Geist deutscher Forscher dort bekannter und einheimischer zu machen, haben sich kenntnißreiche Schriftsteller und berühmte Talente gewidmet; unter welchen jene Frau wohl die erste Stelle einnimmt, die mit ihrem Denken so vieles durchkämpft und im Leben so vie-

tes erduldet, und die Zeit und den Mann der Revoluzion mit unnachahmlichem Geiste, für Frankreich besser als jeder andere Autor, geschildert hat. Jenem Versuche aber, dem auch sie die ganze Kraft ihres außerordentlichen Geistes gewidmet, um deutsche Kunst und Wissenschaft für Frankreich zugänglich zu machen, scheinen immer noch sehr große Hindernisse im Wege zu stehen. Vielleicht ist man dabey gleich zu sehr ins Allgemeine der ganzen Litteratur gegangen, statt sich auf die zuerst nothwendige und wesentliche philosophische Belehrung der Nation zu beschränken. Hier tritt nun aber das Hinderniß ein, sobald Frankreich im Ganzen genommen wird, da doch die intelektuelle Entwicklung sich nicht von dem religiösen Gange trennen läßt, daß die gesammte deutsche Litteratur und auch die deutsche Philosophie, besonders in der früheren Epoche, eine überwiegend protestantische Farbe hat, was für den jetzigen Standpunkt von Frankreich um so mehr eine Störung und unveränderliche Entfremdung verursachen muß. Die ersten Vertheidiger und Verkündiger des deutschen Geistes und der deutschen Wissenschaft haben nach ihrer persönlichen Stellung diese protestantische Seite, welche auf jeden Fall doch nur die Eine Seite ist, unglücklicher Weise viel zu schneidend hervorgehoben. Nur die Zeit kann diese für jetzt noch obwaltende Entfremdung ausgleichen; mit der Zeit aber werden ohne Zweifel die bessern französischen Schriftsteller, ich meyne die philosophisch-religiösen, wohl inne werden, welchen Schatz von geistigen Materialien, welche Hülfsmittel und neue Organe sie hier in dem intellektuellen Deutschland, auch für die katholische Wissenschaft finden könnten. Die philosophisch-

religiöse Übereinstimmung und gegenseitige Gemeinschaft darin, kann für die verschiedenen Nationen natürlich erst dann Statt finden, wenn die einzelnen Nationen diese Übereinstimmung erst in und mit sich selbst gefunden haben. Unstreirig würde auch eine noch so reiche bloß litterarische Erweiterung im Einzelnen und von außen her nicht zum Ziel führen, so lange nicht im Mittelpunkt die höhere Wahrheit und Überzeugung fest steht, und von innen heraus wieder gefunden wird. Dieß kann auch durch einen aus bloß politischen Gründen aufrecht erhaltenen, äußern Gewohnheitsglauben nicht bewirkt werden. Der Gang und die Entwicklung der innern Überzeugung ist das, worauf es eigentlich ankömmt.

Was mir daher in der neuesten französischen Litteratur als das wichtigste und wesentlichste erscheint, das ist die schon früher berührte Rückkehr zur höhern sittlichen, gereinigten platonischen und christlichen Philosophie, wie sie selbst in Frankreich hie und da aus dem tiefsten Abgrunde des herrschenden Atheismus Statt gefunden hat. Einigermaßen hat dieselbe schon vor der Revolution, selbst in der Zeit des größten Verderbens begonnen; nur daß erst nach der allgemeinen Rückkehr auf die feste Grundlage der Religion, die sich allein als unerschütterlich bewährt hatte, dieses Beginnen eine vollkommene Wirkung hatte und haben konnte. Einzelne ganz vom Zeitalter abgesonderte und besser denkende Philosophen hat es immer gegeben, wie sehr auch der herrschende Zeitgeist im Allgemeinen verderbt seyn mochte. Ich nenne hier zuerst den Hemsterhuys, der obwohl von Geburth kein Franzose, doch in dieser Sprache schrieb; und zwar so schön und har-

monisch, ohne Zwang in der Art und mit der Anmuth der Alten, daß auch von dieser Seite seine sokratischen Gespräche dem edlen Platonischen und philosophisch christlichen Geiste entsprechen, der ihren Inhalt ausmacht. Am meisten wird aber jene Rückkehr durch zwey höchst merkwürdige und ihrer Absicht nach ganz ausschließlich christliche Philosophen bezeichnet. Der erste von diesen Zweyen, St. Martin hatte schon vor der Revolution und während derselben unter dem Nahmen des unbekannten Philosophen in einer Reihe von Werken, welche dem großen Haufen unbemerkt blieben, aber desto tiefer auf die Wenigen wirkten, jenes uralte System des Spiritualismus aufgestellt, welches in unsrer Zeit, weil ihr das Ewige fremd geworden war, wieder als ein neues erscheint. Der andere aber, Bonald war seit der Revolution und im Kampf gegen dieselbe, der beste und tiefsinnigste Vertheidiger der monarchischen Verfassung nach altfranzösischem Vorbilde geworden, und suchte die wesentlichen Grundsätze und Eigenschaften derselben auf eine eigenthümliche christliche Staatstheorie zu gründen, wie er sich späterhin in den letzten Schriften in seinem Versuche einer christlichen Philosophie zu der Idee des ewigen, vermittelnden Wortes als Grundlage derselben, mit ziemlicher Klarheit erhoben hat. Beyde enthalten indessen neben dem vielen Guten und Vortrefflichen allerdings auch noch manches, was einer wesentlichen Ergänzung oder Berichtigung bedarf. Zum Theil liegt dieses schon in einigen französischen Vorurtheilen und auch darin, daß sie, obwohl gegen das Zeitalter kämpfend, doch noch zu sehr in demselben und besonders in ihrer Nation befangen sind, daher von andern Zeiten und Nationen nu-

richtige Begriffe hegen oder völlige Unkenntniß verrathen. Das Nationalvorurtheil ist bey Bonald überwiegend und beschränkt ihn vielfältig; dagegen St. Martins Blick zwar durchaus nicht in dem Systeme selbst, welches außer aller Berührung stand mit der armseeligen Wirklichkeit unsers Zeitalters, wohl aber in der Anwendung durch eben diese niederschlagende Umgebung hie und da getrübt ward. Indessen ist der Vorwurf eines stillen Oppositionsgeistes gegen die bestehende kirchliche Verfassung, den man ihm als Katholiken macht, doch was ihn selbst betrifft, mehr nur scheinbar, als in der That begründet; und wenn er einige seiner Anhänger in Frankreich oder Rußland mit mehrerem Rechte treffen sollte, so ist dieses eben nicht auffallend, da die Nachfolger und Schüler eines großen Mannes in jeder Art und in jedem Fache eher alles andere von ihrem Meister anzunehmen und beyzubehalten pflegen, als die Gränzen einer weisen Mäßigung. Wenn St. Martin aber den damaligen Zustand der kirchlichen Dinge nicht in allen Stücken billigt, besonders aber den Verfall der katholischen Wissenschaft laut beklagt, so hat er während der wilden Revolnzionszeit in der trüben Epoche, die ihr voranging, wohl Veranlassung dazu gehabt, und mag ihm der ganze Zustand, so wie er damals war, zur genügenden Entschuldigung dienen. Doch bleibt das Mißverständniß an sich immer verwerflich und dem großen Zwecke der Religion hinderlich, auf welchen er doch selbst mit der ganzen Kraft seines Geistes hinarbeitet; indem dadurch der irrige Schein entstehen könnte, als sollte die Erkenntniß des Göttlichen ausschließend und allein auf die innere Wahrnehmung und Erleuchtung ge-

gründet und von der positiven Überlieferung und äußern Kirche, als ihren natürlichen Träger und ihrer wesentlichen Form zu sehr abgetrennt oder wenigstens von ihnen entfernt werden. Nirgends aber hat St. Martin die wahre Wissenschaft der Religion feindlich entgegengestellt oder zu sehr gegen diese erhoben; er spricht überall nur den Wunsch aus, daß die höhere Erkenntniß ganz nur ein Eigenthum und Werkzeug derselben und mit dem Priesterthum wieder vereinigt seyn möchte, worin vielmehr eine hohe Würdigung seiner Bestimmung als eine Geringschätzung derselben nach dem gewöhnlichen Maaßstabe des herrschenden Zeitgeistes und einer gemeinen, sinnlichen Philosophie sich kund giebt, welche er sein ganzes Leben hindurch unermüdet bekämpft hat. Alles dieses betrifft ohnehin nur die äußern Verhältnisse; mit dem System des katholischen Glaubens selbst ist St. Martins Lehre nirgends im Widerspruch und um so mehr in vollkommner Übereinstimmung, als seine Philosophie nicht bloß eine mosaische, sondern auch eine wahrhaft christliche ist. Der Gattung und zum Theil auch wohl dem Ursprunge nach gehört sie zu jener orientalisch Platonischen Philosophie, welche wie ich schon früher bemerkte, nach der Reformation, ungeachtet sie von den Schulen und Lehrstühlen verdrängt ward, sich dennoch im Verborgenen immer fortpflanzte und in geheimer Überlieferung erhielt; und seine Schriften enthalten noch die klarste, vollständigste und beste Darstellung derselben, wenigstens in dem Bereich der französischen Sprache und bisherigen Litteratur des Jahrhunderts. Wenn also auch der genannte Schriftsteller nicht eigentlich das Verdienst der Erfindung an dieser von ihm angenom-

menen Philoſophie haben kann, wenn derſelben, ſo wie er ſie aufgefaßt, auch noch manches Mangelhafte beygemiſcht ſeyn mag; immer bleibt es höchſt merkwürdig, daß mitten in dem damahls von Atheismus erfüllten Frankreich, ein unbekannter, einzelner Philoſoph auftrat, der ſich ausſchließend der Wiederlegung eben dieſer atheiſtiſchen Philoſophie widmete und als Gegenſatz gegen dieſelbe eine göttlich offenbarte, auf heilige alte Überlieferung gegründete, moſaiſche und chriſtliche Philoſophie verkündigte; und man muß ſich freuen zu ſehen, wie unter ſo vielen Wortführern der katholiſchen Sache, endlich doch der Erſte unter ihnen, der Graf Maiſtre, die Einſicht gehabt hat, zu bemerken, welch' ein Schatz von Geiſt und Erkenntniß, wenn er recht gebraucht würde, hier für den Zweck der Religion bis jetzt unbenutzt verborgen gelegen habe.

Nicht minder merkwürdig aber iſt es, obgleich es Anfangs auch nur von ſehr wenigen bemerkt wurde, wenn im Anfange unſers Jahrhunderts, während Andere unter der Wiederherſtellung der Religion nur die politiſche Nothwendigkeit und Aufrechthaltung des äußern Gewohnheitsglaubens im Sinne hatten und gehabt haben, jetzt ein gelehrter Rechtskenner und Staatsphiloſoph auftrat, wie Bonald, und im Ernſte und aus der vollſten Überzeugung den Verſuch wagte, die Theorie der Gerechtigkeit einzig auf Gott und die des Staats auf die Lehren des Chriſtenthums zu gründen. In philoſophiſcher Hinſicht könnte man ihm dabey den einzigen Vorwurf und Tadel machen, daß er Vernunft und Offenbarung zu ſehr vermengt und faſt identificirt, mithin die letztere nicht hin-

reichend in ihrer Würde erkannt habe. Indeſſen in Frankreich hatte man beyde bisher nicht bloß ganz getrennt und entgegengeſetzt, ſondern völlig außer Berührung kommen laſſen. Viele Vertheidiger der religiöſen Denkart haben eben deßwegen weniger für ihre gute Abſicht gewirkt, weil ſie alle Philoſophie ohne Ausnahme verwarfen, da doch die dialektiſche Vernunft und falſche Philoſophie dem menſchlichen Geiſte einmahl angebohren und nicht zu vertilgen, auch nicht anders zu heilen iſt, als durch die wahre. Bonald befindet ſich in dem entgegengeſetzten Extrem, daß er das Chriſtenthum gar zu vernünftig machen und faſt ganz in Vernunft auflöſen will. Die Wahrheit ſelbſt, wenn ſie den Irrthum zerſtören will, neigt ſich oft etwas zu ſtark und einſeitig zu der entgegenſtehenden Anſicht hinüber. Nach ſolchen Verirrungen, wie die des achtzehnten Jahrhunderts waren, iſt es nicht zu verwundern, wenn der Geiſt Anfangs noch einigermaßen unſicher auf dem beſſern Wege einherſchreitet, wie es in einigen Punkten auch den beyden größten franzöſiſchen Denkern unſerer Zeit, St. Martin und Bonald ergangen iſt, denen ſich der Graf Maiſtre ergänzend und berichtigt, in einer ſchon höher vollendeten Anſicht würdig anſchließt; indem er auf der einen Seite den Grundſtein des katholiſchen Glaubens, in dem Werke über den Pabſt in der gründlichſten Klarheit hingeſtellt, zugleich aber in den philoſophiſchen Geſprächen die höchſten Ausſichten des katholiſchen Wiſſens für unſern Horizont eröffnet hat.

Eine ſolche Rückkehr von innen heraus konnte in England bis jetzt nicht Statt finden. Die großen äußern Gegenſtände, der Welthandel und die brittiſche

Verfassung, Indien und der Continent verschlangen dort in dem thätigsten Lande den Geist, der vorzüglich nur in eben dieser Thätigkeit ausgezeichnet ist. Es bleibt ihnen dort im eigentlichsten Verstande keine Zeit übrig für das tiefere Denken und die Philosophie, in der sie aus dieser Ursache sogar den Franzosen beynahe nachstehen müssen. Auch war zu einer Rückkehr im ähnlichen Sinne, wie in Frankreich, nicht die gleiche Veranlassung vorhanden, weil keine Revoluzion unmittelbar vorangegangen war, weder eine bürgerliche noch eine geistige. Die Kraft der guten Gesinnung zeigt sich dort mehr in dem standhaften Festhalten der alten Größe, und besonders in einem tiefern Ergründen derselben in ihren Grundlagen, was sich in inzelnen großen Geistern jetzt um so gedrängter entwickelt, je mehr der Sinn dafür im Allgemeinen zu erlöschen beginnt. Es hat in der neuesten Epoche auch in England nicht gefehlt an großen Schriftstellern, Forschern und Rednern, welche als Zeichen der Zeit allein stehen, und auf eigenthümlich verschiedne Weise, den wichtigen Moment bezeichnen, wo eine neue Welt sich öffnet, die nach kaum erfaßt und verstanden wird, während die alte Größe dahinsinkt. So hat William Jones, in brittischer Gelehrsamkeit einer der tüchtigsten, für seine Nachfolger eine feste Bahn gegründet in der großen Art, wie er alle orientalischen, besonders aber die indischen Alterthümer und in ihnen die der Menschheit und der heil. Schrift mit wahrhaft religiösem Sinne aufzufassen wußte; so daß die Bibel ganz eigentlich die Grundlage aller seiner welthistorischen Gelehrsamkeit bildet; woraus denn eine scientifische Benutzung des heil. Buchs hervorgeht, welche das

andre Extrem bildet zu dem verſtandloſen Umherſtreuen derſelben durch die Bibelgeſellſchaften. Schon dieſer Weg der aſiatiſchen Unterſuchungen, wenn er nur mit Geiſt und Kraft weiter verfolgt würde, wie es wohl von Einigen geſchehen iſt, müßte frey und weit hinausführen über alle Vorurtheile und gewöhnliche Beſchränkungen der brittiſchen Denkart; da auch der Zugang zu der höhern Philoſophie für den Sinn der Engländer leichter auf jenem Wege der Gelehrſamkeit und großer welthiſtoriſcher Forſchung gefunden werden dürfte, als durch das innere ſpekulative Bedürfniß allein. Für ganz Europa aber und nach der fruchtbaren Benutzung zu urtheilen, für Deutſchland inſonderheit wurde der große Staatsmann und Redner Burke, ein neues obwohl aus der alten ſtarken Quelle geſchöpftes Licht aller politiſchen Weisheit und moraliſchen Erfahrung; rettend für das Zeitalter, das fortgeriſſen war von den Strürmen der Revolution, und ohne eigentliche Philoſophie tiefer eingreifend in das innere Weſen der Staaten, in die religiöſen Bande des bürgerlichen Lebens und des Nationaldaſeyns, als es kaum je noch eine Philoſophie vermochte. Während alſo in Frankreich aus dem Abgrunde des geiſtigen Verderbens und Unglaubens, ein neues Streben nach dem Lichte der ewigen Wahrheit ſich im Strudel der trüben Zeit emporarbeitete, hat uns England, als eine auch im Geiſtigen ganz dem Alten zugekehrte Macht, einige große und genialiſche Beyſpiele im Feſthalten und tieferen Begründen des ſchon vorhandnen Poſitiven in der Wiſſenſchaft wie im Leben aufgeſtellt.

Funfzehnte Vorlesung.

Rückblick. Deutsche Philosophie. Spinosa und Leibnitz. Deutsche Sprache und Poesie im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert; Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme. Opitz, schlesische Schule. Entartung des Geschmacks nach dem westphälischen Frieden; Gelegenheitsgedichte. Deutsche Dichter aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweyte. Klopstock; Messiade und nordische Götterlehre. Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaaße in die deutsche Sprache und Vertheidigung des Reims. Adelung, Gottsched und sogenanntes goldnes Zeitalter. Erste Generation der neuern deutschen Litteratur oder Periode der Stifter.

Es könnte scheinen, als sey es überflüssig, jetzt noch gegen die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, wie gegen den Schatten eines schon Abgeschiedenen, zu kämpfen. Dem ist aber in der That nicht so, wie sehr man auch nach dem äußern Scheine so urtheilen möchte. Ein Uebel ist darum noch keinesweges ganz vernichtet, weil es weniger sichtbar wird. In England ist es nie ganz zum Ausbruch gekommen, daher auch nie aus dem Grunde geheilt worden. Dort wie in Frankreich giebt es einzelne, ruhmvolle Ausnahmen, und Zeichen der Zeit; herrliche und erfreuende Symptome der Rückkehr und der nie versiegenden Kraft der Wahrheit. Aber ist die Denkart überhaupt, besonders die der Gelehrten und der Naturforscher deßhalb schon allgemein verändert? Keinesweges; wir sehen unter den letztern in Frankreich immer noch das alte Sy-

stem herrschen, welches die Welt überhaupt und alle Erscheinungen derselben ganz körperlich aus der Zusammensetzung der eingebildeten Atome oder Molecülchen, immer aber nur aus der Materie erklärt, oder vielmehr erklären will. Denn es bleibt eine solche Erklärung überall unbefriedigend, und auszuführen unmöglich; unter allen Hypothesen ist auch für die Wissenschaft, der Materialismus die willkührlichste und grundloseste, so wie für Sittenlehre, Nationalkraft, Begeisterung und Religion, in ihren Folgen schlechthin zerstörend. Kommen auch diese Folgen jetzt weniger an das Licht, und nicht öffentlich und gradezu in Ausübung, weil man durch die Erfahrung einmahl gewitzigt ist, diese Folgen zu umgehen sucht, oder ganz bey Seite läßt, so ist es doch schon an sich schmerzlich, wenn wir Männer, die als Naturforscher Verdienste haben, und die eine bedeutende Stelle einnehmen in allem was den Menschen betrifft, und was eigentlich Wahrheit genannt zu werden verdient, in aller höhern Erkenntniß so tief unter dem Nullpunkte stehen sehen. Dieses ist ungeachtet der allgemeinen Rückkehr der öffentlichen Meinung zu dem Wege der Wahrheit, und ungeachtet der ausgezeichneten eignen Kraft, mit der einige Wenige diesen Weg wandeln und zur Bahn bilden, noch jetzt der Fall im Auslande. In Deutschland aber hat die allgemeine Krankheit des Jahrhunderts, die falsche Philosophie und epidemische Vernunftswuth, zwar einen ganz andern Gang, auch ganz andre zum Theil gemässigtere, oder doch eben weil sie künstlicher waren, praktisch nicht so schädliche Formen angenommen. Ganz irren würde man sich aber, wenn man glaubte, das Uebel sey nur hier bey uns nicht vor-

handen gewesen, oder wenn man darum, weil es in andrer Gestalt auftrat, nicht anerkennen wollte, daß es im Wesentlichen wo nicht ganz dasselbe, doch ein nah verwandtes, aus derselben Quelle herstammendes war. Der grobe Materialismus und die seichte Atomistik hat zwar in dem gründlicher strebenden Deutschland nie tiefe Wurzel fassen können, dagegen war ein Geisttödtender Rationalismus das herrschende Grundübel, das selbst der Theologie sich bemeisterte und da die falsche Aufklärung, wie in der Schule die rastlose Systemsucht und das leere Formelwesen erzeugte. Diese Form hat die Krankheit bey dem großen Haufen der gewöhnlichen Denker und in den niedern Regionen des intellektuellen Lebens. Wenn aber einige Männer von großem Genie das Abstractionen-Gewebe der Vernunft-Philosophie von innen heraus mit den eignen Waffen zerreißend, den Durchbruch und so zu sagen die Öffnungen und Anfangspunkte gefunden hatten, von denen es nicht schwer gewesen seyn würde, die Rückkehr und den rechten Weg zur Offenbarung und zur Erkenntniß des göttlichen Positiven zu finden; so sind dem ungeachtet nach ihnen nicht wenige der besten Talente statt der eben verlassenen Irrungen des rationalen Denkens nur in einen schlaffen Pantheismus gerathen, als das neue und zweyte Uebel feinerer und geistigerer Art, welches mehr in den höhern Regionen der intellektuellen Bildung waltend, uns jetzt noch am meisten auf dem Wege zur Wahrheit und christlichen Philosophie hemmt, während die unberufene Menge nur allzu froh ist, bey dem ersten Anlaß, zu dem alten Formelwesen der leeren Abstraction unter den mannichfachsten

Formen und allerley Modificationen zurückzukehren. Beyde Uebel, sowohl dieses gemeine als jenes höhere, sind groß genug, wenn auch nicht so schreyend, wie die völlige Verstockung oder die gänzliche Verwilderung des intellektuellen Lebens in der engländischen und französischen Philosophie, daß wir nicht glauben dürfen, Deutschland sey von allen Verirrungen dieser Art ganz rein und frey, vor denen der höhere geistige Aufschwung, den niemand hier verkennen kann, allein noch nicht sichert.

Wenn die deutsche Philosophie übrigens gleich Anfangs nicht in solche heftige Ausbrüche und Extreme gerieth wie die französische, so ward sie davor nicht etwa durch das allgemeine verbreitete und herrschende Gefühl von der Nationalwohlfahrt, und dessen was diese erforderte, bewahrt wie in England; denn ein solches konnte hier bey der künstlich verwickelten Reichsverfassung in der getheilten Nation nicht Statt finden, oder doch nicht den gleichen Einfluß haben. Höchstens hatte diese, in ihrer Verwicklung den rechtlichen Formalitäten günstige, ja sie bis zur Spitzfindigkeit ins Einzelne verfolgende und verfeinernde, sonderbar künstliche Staatsverfassung die Wirkung, mit den herkömmlichen Formen zugleich den Geist der Rechtlichkeit selbst einigermaaßen zu dem allgemein anerkannten zu machen, offenbare Theorien des entschiedenen Unrechts wie die von Machiavell oder Hobbes, wenigstens nicht leicht öffentlich aufkommen zu lassen, bis die Praxis auch in Deutschland mit dem fortschreitenden Zeitalter immer kühner ward, und der furchtsamen Theorie den Weg zeigte. Was die deutsche Philosophie von den größern Verirrungen Anfangs abhielt, war vorzüglich, daß

in ihr mehr Reminiscenzen aus der ältern Philosophie und mehr Verbindung mit dieser zurückblieben, deren Faden man in England und Frankreich fast völlig abgerissen und verlohren hatte. Besonders Leibnitz wirkte in dieser Hinsicht wohlthätig auf Deutschland. War gleich auch er einem Arzte zu vergleichen, der mit Palliativen und nicht von Grund aus das Uebel heilt, sondern nur dessen gewaltsamen Ausbruch für den Augenblick zurückdrängt; seine Philosophie enthielt dennoch, da er eben so sehr Gelehrter als Denker war, zurücklenkende Reminiscenzen dieser Art in Menge, .nd je mehr seine Hypothesen selbst nur das, nur äußerst sinnreiche und künstliche Auswege waren, um uralte Schwierigkeiten zu lösen, je mehr enthielten sie Stoff und Veranlassung, wenigstens auf die Zukunft für den, der einmahl tiefer in alle Labyrinthe des Denkens und in alle Geheimnisse der Erkenntniß einzudringen, den Muth, den Geist und den Beruf haben würde. Der Zeit nach gehört er jenem Übergange an, von der Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts zu der Denkart des achtzehnten, einem von den entscheidenden Wendepunkten des menschlichen Geistes. Da er und seine Philosophie aber fast nur auf Deutschland, hie und da auf Frankreich obwohl nur wenig, auf England so gut wie gar nicht gewirkt haben, so habe ich ihn auf diese Stelle verspart und dort mit Stillschweigen übergangen, so wie seinen Gegner Spinosa, weil auch dieser in seinem Vaterlande wenig, in England und Frankreich fast gar nicht, bedeutend und vorzüglich nur in Deutschland gewirkt hat. Spinosa's großer Irrthum, die Welt und Gott nicht zu unterscheiden, allen einzelnen Wesen aber die innere Selbst-

ständigkeit und Bestandheit abzusprechen und in ihnen allen nichts zu sehen, als die verschiedenen Kraftäußerungen des Einen, ewigen, alles umfassenden Wesens, hebt eigentlich die Religion auf, weil er Gott die Persönlichkeit, und dem Menschen die Freyheit abspricht, überhaupt aber das Unsittliche, Unwahre und Ungöttliche für einen bloßen Schein erklärend, den wesentlichen Unterschied zwischen dem Guten und Bösen aufhebt. Dieser Irrthum liegt gleichwohl der bloß natürlichen Vernunft so nahe, daß er vielleicht der älteste seyn kann, der auf die ursprüngliche Wahrheit gefolgt ist, nur daß Spinosa den Pantheismus in eine mehr wissenschaftliche Form gebracht hat. Denn auch der wissenschaftlichen Vernunft, wenn sie durch eigne Kraft allein die Erkenntniß der Wahrheit ergreifen will, ist dieser Abweg so natürlich, daß Descartes, von dessen System Spinosa zunächst ausging, nur durch seinen Mangel an Tiefe und Entschiedenheit des Geistes vermieden hat, in den gleichen Abgrund zu gerathen, an dessen Rande er schon stand. Man muß auch hier den Irrthum selbst von der Person unterscheiden. Oft ist der, welcher einen neuen Weg des Irrthums zuerst veranlaßt, oder auch gleich bis zur Vollendung durchführt, und am entschiedensten und kühnsten ausspricht, bey weitem weniger verwerflich als seine Nachfolger, oder die auf gleichen Irrwegen, nur unentschiedener einherschwanken. Spinosa's Sittenlehre ist zwar, so wie er selbst kein Christ war, nicht die christliche, wohl aber ist sie so edel und rein, wie etwa die der Stoiker im Alterthum, ja sie hat vielleicht Vorzüge vor dieser. Was ihn stark macht im Vergleich mit Gegnern, die seine Tiefe nicht verstehen, oder nicht

fühlen, und mit solchen, die ohne es selbst recht deutlich zu wissen, halb auf ähnlichen Irrwegen wandeln, ist nicht bloß die wissenschaftliche Klarheit und Entschiedenheit seiner Denkart, sondern auch daß alles in dieser so aus einem Guß war, weil er fühlte, wie er dachte, und ganz von seinem Gefühle beseelt war. Man kann es nicht Naturbegeisterung nennen, wie der Dichter, der Künstler oder der Naturforscher sie fühlt: noch weniger eigentliche Liebe oder Andacht, denn wo fände diese einen Gegenstand ohne Glauben und wirklichen Gott? Aber ein alldurchdringendes Gefühl des Unendlichen überhaupt ist es, was ihn immer bey all seinem Denken begleitet, und ihn ganz über die Sinnenwelt weghebt. Jeder entschiedene Irrthum, der das Ganze betrifft, ist wohl im Grunde gleich verwerflich und es möchte scheinen, daß hier keine Stufenfolge Statt finde. Vergleichen wir dennoch diesen Irrthum des Spinosa mit dem Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts, so ergiebt sich noch ein großer Unterschied. Jene materielle Philosophie, wenn sie noch so heißen kann, welche alles aus dem Körper erklärt und die Sinnlichkeit für das Erste hält, ist ein Irrthum der fast unter die Region des Menschlichen herabsinkt. Selten wird daher auch bey den Einzelnen, die einmahl bis in diese Tiefe herabgesunken sind, eine Rückkehr zu hoffen seyn, so leicht es geschehen mag, daß eine Nation, ein Zeitalter, wenn sie die sittlichen Folgen jener Philosophie der Sinnlichkeit in ihrer ganzen Ausdehnung erblickt haben, sich mit Abscheu davon zurückwenden. Die hohe Geistigkeit jenes andern Irrthums, in den Spinosa führt, könnte dagegen scheinen, für die tiefer suchenden Individuen mehrere Mittel

und Wege übrig zu lassen, um sich wieder zu erheben zur Wahrheit. Auf der andern Seite freylich, ist ein Irrthum um desto verderblicher, je mehr er geeignet ist, auch die edelsten und geistigsten Gemüther zu ergreifen; die unmittelbaren Folgen sind wohl praktisch nicht so schädlich, aber das Verderbliche wurzelt desto tiefer im Innern, und wirkt früher oder später, auch auf das Ganze einer Nation oder eines Zeitalters zerstörend; wie im menschlichen Körper eine Krankheit, welche die edelsten Lebenstheile ergriffen hat. Eine solche, tief in den Mittelpunkt des Lebens eindringende geistige Krankheit ist der feinere Pantheismus, der unter den mannichfachsten Formen, in Deutschland herrschend geworden ist, und bald in der zauberischen Naturfülle einer beseelten Fantasie, bald kritisch abwägend und dem Scheine nach absondernd und wenigstens das Einzelne historisch erkennend, obwohl nie das Ganze verstehend, hie und da auch noch in dem alten schon abgenutzten Truggewandte dialektischer Spitzfindigkeit und ideeller Leerheit auftritt. Dadurch wird auf die Dauer und in der allgemeinen Wirkung der Sinn der Wahrheit selbst untergraben und aller Fähigkeit ein göttlich Positives zu erkennen und zu ergreifen, mithin alles innerlich Feste aus dem Leben wie aus der Erkenntniß zum allgemeinen Verderben hinweggenommen. — Diesem Uebel kann nur eine wahrhaft christliche Philosophie entgegentreten und vorbeugen, zu welcher für diese Welt-Epoche die Idee und Anlage in Leibnitz am deutlichsten sich entwickelt hat, den wir eben darum als die Krone und den Gipfel jener älteren, noch keiner Nation ausschließend angehörenden, allgemein europäischen Schule der neuern Philosophie betrachten, deren Um-

kreis die vier großen Autoren, Baco, Descartes, Spinoſa nebſt dem ſchon genannten Erſten deutſchen Philoſophen, bezeichnen. Dieſen Weg hätte man ſtandhaft verfolgen und weiter ausbilden ſollen. Denn ganz unvollendet hat allerdings Leibnitz die Idee ſeiner Philoſophie gelaſſen, und eben darum auch das Uebel, welches ſchon damals, zwar, noch in andrer und ſtreng abgeſchloßner iſolirter Geſtalt ſich zeigte, obwohl er es wie im Keime ahndend erkannte und raſtlos bekämpfte, nicht vollſtändig beſeitigen und beſiegen können.

Leibnitzens Philoſophie bezieht ſich in ſehr vieler Hinſicht auf die des Spinoſa. Sie iſt überhaupt faſt durchaus eine ſtreitende Philoſophie, und wenn auch dieß nicht immer der äußern widerlegenden Form nach, doch überall eine der übrigen Philoſophie ſeines Zeitalters mehr entgegenwirkende, ihr antwortende, die Zweifel löſende, die Mängel verbeſſernde, ſich an den Zeitgeiſt und das Zeitbedürfniß anſchließende, überhaupt vermittelnde, keineswegs eine unabhängige, aus ſich ſelbſt hervortretende, und in eigner Machtvollkommenheit einherſchreitende. Der litterariſche Zweifler Bayle, Locke der Stifter der Sinnlichkeitslehre, waren Leibnitzens Hauptgegner, andrer mehr perſönlichen Streitigkeiten nicht zu gedenken. Der vornehmſte aber von allen iſt Spinoſa, mit dem er ſo oft, ja faſt immer auch da, wo er ihn nicht nennt, wie mit einem unſichtbaren, gefürchteten Gegner kämpft. So hat er auch wohl von denen Philoſophen, mit welchen er übereinſtimmt, manche die weniger bekannt waren, nicht genannt, und die eigentlichen Quellen, aus denen er geſchöpft hatte, verſchwiegen. Das Daſeyn einer unendlichen

Geisterwelt, von der die Sinnenwelt nur die äußere Hülle ist, entschieden anzuerkennen, das war nicht in seinem Charakter. Die Lehre von den angebohrnen Ideen, so wie er sie aufgefaßt hatte, führt vielmehr auf ein System von abstracten Begriffen, welche man sich gleich einem todten Grundriß dem Verstande eingebohren oder aufgeprägt denkt, als daß das innere Wirken des Geistes lebendig darin erblickt werden könnte. Näher hätte die Lehre von den unbewußten Vorstellungen zu diesem Ziele führen mögen, indem die Erkenntniß, daß unser Bewußtseyn nur ein halbes ist, oder daß wir nur um die Hälfte unsers Bewußtseyns wissen, während eine andre unsichtbare Seite desselben unserm Auge verdeckt ist, wenigstens den ersten Schritt der Annäherung bildet, um in das Geheimniß oder in die geheime Werkstätte der Seele einzudringen; wie uns ja auch in der sinnlichen Welt erst die Gestirne der Nacht über das Licht des Tages und seinen wahren Umlauf richtig belehren. Leibnitzens Hypothese dagegen, daß die sinnlichen Gegenstände nur ein verworren wahrgenommenes Chaos seyen von einfachen geistigen Grundwesen oder Monaden, die nur in einem schlummernden Zustande noch nicht bis zum vollkommnen Bewußtseyn entwickelt wären, schließt sich viel zu sehr an die Atomenlehre Epikurs und der neuern Atheisten an, und ist doch nur eine Art von verunglücktem Mittelweg zwischen dieser und der vollen Anerkennung der geistigen Welt. Sein Versuch, die Hauptschwierigkeit der damahligen Philosophie von dem Zusammenhange zwischen Geist und Körper, durch die Annahme zu lösen, daß der Werkmeister beyde, etwa wie ein Künstler zwey Uhren, ursprünglich in Übereinstimmung gebracht, ist nur ein sinn-

reiches Kunſtſtückchen, wobey eben das vorausgeſetzt wird, daß die Welt nichts anders ſey, als ein künſtliches Uhrwerk. Seine berühmte Theodicee oder Rechtfertigung Gottes, wegen des vielen unläugbar in der Welt vorhandenen Uebels und Böſen, beantwortet dieſe der natürlichen Vernunft ſich immer aufdringende Frage, mit der klugen Gewandheit eines geübten Diplomatikers, der es ſich zur Pflicht macht, die Seite, welche ſeinem Monarchen die vortheilhafteſte iſt, überall herauszukehren, und zu benutzen, wo ſich hingegen etwa eine ſcheinbare oder wirkliche Schwäche finden ſollte, die der Gegner benutzen könnte, dieſelbe ſorgfältig zu verſchweigen, oder dem Auge zu entziehen ſucht. Es fällt jeder bloßen Vernunft-Philoſophie unmöglich, die Frage von dem Urſprung des Böſen und von der Unvollkommenheit der Welt zu beantworten, ohne entweder das Böſe wider allen geſunden Verſtand ganz zu läugnen, oder deſſen Vorhandenſeyn Gott ſelbſt zuſchreiben zu müſſen, wogegen ſich jegliches Gefühl empört. Die Antwort Leibnitzens aber, gegen die Voltaire ſeinen ganzen Spott gerichtet hat, daß dieſe Welt unter allen möglichen die beſte ſey, hat in unſern Tagen ihr Gegenſtück gefunden, in der Anſicht eines berühmten Denkers, der weil er alles aus dem Ich herleitete, dem zu Folge dafür hielt, die Welt ſey nur dazu hervorgebracht, daß das Ich ſich daran ſtoßen und im Kampf dagegen die eigne Kraft entwickeln ſoll, zu welchem Endzweck denn jede Welt, wie ſie übrigens auch beſchaffen ſeyn möge, tauglich, und alſo immer gut genug ſey. Aber weder dieſe äußerſt ſpartaniſche, noch jene künſtlich diplomatiſche Antwort können dem Gefühl oder der Philoſophie ge-

genügen. Mit Bewunderung sehen wir in einem erst kürzlich bekannt gewordenem dogmatischen Werk von Leibnitz, wie gründlich und klar seine Einsicht in der Theologie und in den Zusammenhang der katholischen Wahrheit gewesen. Doch fehlte es ihm auch hier an dem graden Muth und der Charakterstärke, um den letzten Schritt zu thun, und die Sache selbst zur Entscheidung und auch für die Welt zum offenen Durchbruch zu bringen, wozu der Vorgang eines so hervorragenden Geistes gewiß von sehr großem Einfluß hätte seyn können. Er blieb auch im Glauben auf halbem Wege stehen, und dazu lag der Grund in der innern Halbheit seines nach außen so unermeßlich ausgebreiteten Wissens. Die höchste und tiefste Idee, die sich in seiner fragmentarischen Erkenntniß vorfindet, und die auch Lessing mit richtigem Tiefgefühl besonders hervorgehoben, ist der Gedanke von der im metaphysischen Sinne immer wachsenden Vollkommenheit der Welt, oder stets gesteigerten Verherrlichung Gottes im ewigen Fortschritt seiner Schöpfung, von Klarheit zu immer höherer Klarheit. Denn diese Idee ist für die metaphysische Erkenntniß der eigentliche lebendige Mittelpunkt der neuen, christlichen Offenbarung, wie die Lehre vom Abfall das Grundgeheimniß der alten, mosaischen Offenbarung bildet. Die meisten Philosophen unter den wenigen, welche sich überhaupt zur Erkenntniß und Anerkenntniß der Offenbarung erhoben haben, sind doch nur bey der alten, mosaischen stehn geblieben, deren Lehre vom Abfall die menschliche Vernunft nie würde ergründet haben, wenn nicht das früheste Alterthum schon sie aus der Überlieferung der Urwelt gewußt und in Erfahrung gebracht hätte. Diese Leh-

ve, obwohl sie die Grundlage und den Anfang aller wahren Erkenntniß bildet, erhält ihre wahre Bedeutung und Erklärung doch erst durch jene andre Idee, von der sich die Vernunft wohl etwas ungefähr Ähnliches im Allgemeinen erdenken kann, nach dem unbestimmten Begriff einer fortschreitenden Vollkommenheit, der auf das irdische gemeine praktische Leben oft so verkehrt angewandt wird. Die volle Klarheit aber erlangt diese Idee für die Metaphysik erst im Lichte der Offenbarung durch das Christenthum, welches allein uns die Einsicht und Überzeugung gewährt, daß grade aus dem alten Abfall der Welt, die neue Vollendung und Verklärung der Schöpfung um so herrlicher hervorgeht. Leibnitz mochte jedoch diese Idee mehr nur mathematisch aufgefaßt, als in ihrer ganzen religiösen Tiefe verfolgt und erschöpft haben. Je bestimmter und deutlicher wir die Anlage zu einer eigentlich christlichen Philosophie in ihm bemerken, um so mehr ist es zu beklagen, daß diese Anlage unvollendet geblieben, und daß sich sein lichter Geist nicht ganz aus den abstracten Begriffen seiner Zeit und Umgebung zur lebendigen Erkenntniß hat emporarbeiten können.

Besonders in Leibnitzens Vorstellung von Raum und Zeit zeigt es sich, wie vergessen die Ansichten der höhern Philosophie schon damahls waren, oder doch wie weit abstehend von der herrschenden Denkart. Die ältere Philosophie erkannte im Raum den unendlichen und beseelten Schauplatz der Verherrlichung des Ewigen, in der Zeit den lebendigen Pulsschlag in dem Geister-Meere der ewigen Liebe, in beyden aber nach ihrer ursprünglichen, noch nicht verstörten Beschaffenheit, die Lebensorgane der gött-

lichen Schöpfung, die alle Wesen umfassenden Flügel der Offenbarungen Gottes. Selbst der natürliche, ja der ganz sinnliche Mensch geräth in ein Erstaunen, welches sich nie abnutzt, und ihn unmittelbar in die Region des Göttlichen erhebt, wenn er daran denkt; wie er diesen unermeßlichen Raum in Gedanken zwar nicht ermessen, aber doch umfassen und also in sich begreifen kann. Da eröffnet sich ihm eine unendliche Tiefe in seinem Innern, wie die Fülle des Lebens, wenn er von diesem Punkt der Gegenwart zurücksinkt in die Vergangenheit, und dann hinausschaut in die Zukunft. Leibnitz sah in Raum und Zeit nur die Ordnung der neben einander bestehenden, oder auf einander folgenden Dinge. So traten nichtssagende und todte Begriffe, immer mehr an die Stelle des lebendigen und richtigen Gefühls, in allem was den Menschen über die Sinnenwelt zu erheben, am meisten geeignet ist. Leibnitzens Philosophie ward in Deutschland durch Wolf, eine in den Schulen herrschende Secte; damit ist sie hinreichend charakterisirt. Eine Secte, die in das Leben eingreift, ist unterschieden nach der Richtung die sie nimmt, nach den Wirkungen die sie hat. In die Schule eingeschlossen, äußert sich der Sectengeist immer nur auf die gleiche Weise, als ein todtes Formelwesen, mögen nun Aristoteles oder Descartes, Leibnitz oder Kant die Meister heißen, und den Nahmen herleihen, um die Begriffe zu stempeln, welche ehemahls in dem Geiste ihrer Erfinder wohl Gedanken waren, jetzt aber nur als leere Formeln herumgetrieben werden. Indessen ward doch dadurch wenigstens der noch schädlichere Sectengeist jener das Leben selbst ergreifenden und zerstörenden atheistischen Philosophie der Sinnlichkeit von

Deutschland abgehalten; auch blieb das todte Formelwesen, die Pedanterey nicht von langer Dauer. Leibnitz, obwohl meistens lateinisch oder französisch schreibend, hatte dennoch das wissenschaftliche Studium der deutschen Geschichte und deutschen Sprache ganz von neuem belebt; und selbst Wolf hatte in seinen deutschen Schriften für die Bildung der Sprache ein verdienstvolles Beyspiel gegeben. Bald folgten ihm darin andre nach; obwohl noch in der Schule jener Philosophie gebildet, doch als Selbstdenker von allgemeiner Geistesbildung auf zum Theil eignen Wegen. Diese nebst einigen bessern Dichtern arbeiteten die Sprache zuerst aus der Barbarey hervor, in welche sie versunken war, bis alsdann Klopstock in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, der Stifter einer ganz neuen Epoche ward, und der eigentliche Meister und Vater der jetzigen deutschen Litteratur.

Ehe ich aber diese zu schildern versuche, ist es nothwendig, noch einen kurzen Rückblick zu werfen auf den Zeitraum, welcher in der Mitte liegt zwischen der altdeutschen und neudeutschen Litteratur. Zwar hat das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert nur wenige ausgezeichnete Schriftsteller in deutscher Sprache hervorgebracht, aber diese wenigen sind desto merkwürdiger und außerordentlicher. Wie die alte Ritterpoesie und die Kunst des Mittelalters in den Streitigkeiten des sechszehnten Jahrhunderts in Vergessenheit gerathen, wie in den Bürgerkriegen dieses, und des siebzehnten Jahrhunderts selbst die Sprache verwildert sey, das ist schon erwähnt worden. Was noch ein Gegenmittel gegen diese einreißende Verwilderung gewährte und einen Ersatz für den Verlust al-

les Alten wenigstens in der Sprache, das war die deutsche Bibelübersetzung. Es ist bekannt, daß alle gründlichen Sprachforscher diese als die Norm und den Grundtext eines in hochdeutscher Sprache classischen Ausdrucks ansehen, und nicht bloß Klopstock, sondern noch viele andere Schriftsteller von der ersten Größe haben ihren Styl vorzüglich nach dieser Norm gebildet, und aus dieser Quelle geschöpft. Es ist bemerkenswerth, daß überhaupt in keine neuere Sprache so viele biblische Wendungen und Ausdrücke aufgenommen worden und ganz ins Leben übergegangen sind, wie in die deutsche. Ich stimme denjenigen Sprachforschern vollkommen bey, welche dieß für sehr glücklich halten, und glaube eben daher einen Theil von der fortdauernd sich erhaltenden geistigen Kraft, dem Leben und der Einfalt herleiten zu müssen, welche das Deutsche in unsern besten Schriften vor allen andern neuern Sprachen so sichtbar auszeichnen. Was der Katholik, was der neuere protestantische Gelehrte an Luthers Bibelübersetzung zu tadeln findet, betrifft in der That nur einzelne Stellen, wo er entweder nach seinem besondern Sinn, anders als die alten Lehrer der Kirche es verstanden, gedeutet und übersetzt hat, oder auch für das Einzelne geschichtliche, naturhistorische, geographische und andre Hülfsmittel zum richtigen Verständniß entbehrte. Je mehr man aber in der neuern Zeit vor etwa dreyßig Jahren die Versuche wiederhohlte, auch die Bibel durch vernünftig auflösende Übersetzungen in ein Noth- und Hülfsbüchlein der Aufklärung zu verwandeln, ein Beyspiel, welches selbst unter angeblichen Katholiken Nachfolge gefunden hat; je mehr hat man, nachdem man von dieser Modethor-

heit zurückgekommen war, die Vortrefflichkeit dieser altdeutschen Bibelübersetzung anzuerkennen sich bewogen gefühlt. Zwar gehört sie nicht eigentlich Luthern allein an, sie ist bekanntlich nur durch Auswahl des Besten aus so vielen schon vor ihm vorhandnen Übersetzungen entstanden, wobey ihm, was die Erklärung selbst betrifft, noch mancher seiner gelehrten Freunde, besonders Melanchthon beygestanden. Nichts deso weniger bleibt ihm selbst, was die Kraft der Sprache, und den eignen Geist, diese große und starke Art des deutschen Ausdrucks betrifft, ein unverkennbares Verdienst. Denn auch in seinen eignen Schriften findet sich eine Beredsamkeit, wie sie im Lauf der Jahrhunderte unter allen Völkern nur selten in dieser Kraft hervortritt. Freylich hat dieselbe auch alle die Eigenschaften an sich, die man einer durchaus revolutionären Beredsamkeit immer wird nachsehen müssen. Aber nicht bloß in solchen halb politischen, das öffentliche Leben heftig ergreifenden, und in den innersten Fugen erschütternden Schriften, wie die an den Adel deutscher Nation, findet sich diese Luthern eigne Kraft revolutionärer Beredsamkeit, sondern auch in allen seinen übrigen Werken. Denn fast in allen sehen wir seinen innern großen Kampf lebendig uns vor Augen gestellt. Es liegen so zu sagen zwey Welten mit einander im Streit in dieser durch Gott und durch die Natur so starken, so reich ausgestatteten Männerseele, und wollen sie beyde an sich reißen. Es ist überall in seinen Schriften, wie ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen einem unerschütterlich festen Glauben, und seiner eben so unbezwinglich wilden Leidenschaft, zwischen Gott und ihm selber.

Welche Wahl er nun an diesem Scheidewege getroffen, welchen Gebrauch er von seiner großen Geisteskraft gemacht, darüber kann auch jetzt so wie damahls das Urtheil nicht anders als verschieden und ganz entgegengesetzt ausfallen. Was mich selbst und mein Urtheil über ihn anbetrifft, so darf ich es wohl kaum erst erwähnen, daß mir seine Schriften wie sein Leben, keinen andern Eindruck machen können, als jenes Mitgefühl, welches wir immer empfinden, wenn wir sehen, wie eine große erhabene Natur durch eigne Schuld zu Grunde geht, und sich zum Verderben neigt. Was Luthers Geisteskraft und Größe, abgesehen von dem Gebrauch und der nachmahligen Entwicklung seiner Denkart betrifft, so scheint es mir in der That, daß noch keiner seiner modernen Anhänger und Bewunderer, ihn von Seiten der Kraft, die er wirklich hatte, nach Würden anerkannt und gepriesen habe. Die andern, welche zu ähnlichen Zwecken mit ihm wirkten, waren meistens nur gelehrte, mäßigdenkende und aufgeklärte Männer von der gewöhnlichen Art. Er war eigentlich der, auf den es ankam, und auf dessen Seele es gelegt war, was aus dem Zeitalter werden sollte; er war der alles entscheidende Mann des Zeitalters und der Nation.

Luther war durchaus ein Volksschriftsteller. So merkwürdige, umfassende, vielwirkende, durch Geisteskraft außerordentliche Volksschriftsteller hat kein anderes Land, in dem neuern Europa gehabt, als Deutschland. Es war auch, wie sehr die gelehrten und gebildeten Stände in Deutschland denen andrer Ländern in manchen Zeiten nachstehen, ihnen kaum

gleich kommen, oder sie doch erst später übertroffen haben mögen, in keinem andern Lande das Volk von jeher im Innern mit solcher geistigen Kraft ausgerüstet, als Volk das erste, ja das einzige in Europa, an welchem sich diese in den Tiefen der Menschheit ruhende Naturkraft so offenbart und bewährt hätte, als das deutsche. Es ist ein alter Spruch, daß die Gewalt der Könige von Gott eingesetzt sey; aber auch das ist eine Bemerkung aller Zeiten, daß aus dem Rufe des Volks, die Stimme Gottes sich vernehmen lasse. Beydes ist wohlverstanden, vollkommen wahr; Wehe denen, welche diese Gottesstimme mißdeuten oder verwirren wollen. Mitleiden verdienen diejenigen, welche einer leeren, todten Politik ergeben, wähnen, sie könnten das Volk leiten, nach ihren eigennützigen, kleinlichen Absichten lenken; da das Volk, klüger als sie denken, und als sie selber sind, jene Absichten recht wohl bemerkt, und sich so leicht nicht leiten läßt. Des größten Verbrechens aber machen sich wohl diejenigen schuldig, welche jene in ihrem Ursprung ehrwürdige Naturkraft des Volkes, muthwillig nur zum Spiel der Zerstörung in Bewegung zu setzen sich erkühnen; eine Kraft, die in ihren Wirkungen immer furchtbar seyn wird, sobald sie von ihrem einzigen wahren Ziel, dem Gehorsam und Glauben Gottes abgewichen ist. Beschränkt ist auch das Urtheil derer, welche glauben, diese Kraft, weil sie dieselbe nicht zu achten wissen, sey gar nicht vorhanden, oder könne vertilgt werden, wo sie doch von Alters her und ursprünglich, wie in Deutschland vorhanden ist, weil sie wie manche andere verborgene Kraft der Natur, nur in seltnern Fällen sich äußert.

Nicht bloß die Religion war wie in Luthers und andrer Werken im protestantischen Deutschlande Gegenstand und Angelegenheit der Volksschriftsteller, sondern auch die Dichtkunst fiel vorzüglich ihnen anheim, ja sogar die Philosophie. Ich erwähne hier nur als die merkwürdigsten, den bekannten Meistersänger von Nürnberg, und dann jenen zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges unter den Nahmen des teutonischen Philosophen in den protestantischen Ländern und dem übrigen nördlichen Europa berühmten christlichen Naturdenker und Seher.

An Volksliedern und Volksdichtungen besitzt Deutschland einen großen Reichthum. Die Volksdichtung überhaupt ist von zwiefacher Art; theils sind es Lieder, einzelne, verlohrne Anklänge von der untergegangenen Poesie einer ältern Helden- und Ritter-Zeit, wenn deren Überlieferung durch spätere Revolutionen unterbrochen, oder bey einer neuen bürgerlichen Einrichtung des Lebens verdrängt und vergessen worden ist. Theils aber wird die Dichtkunst in solchen Zeiten auch vom Volke, für sein Bedürfniß und nach seiner Art selbst geübt, obwohl nicht ohne Erfindung und Geist, doch im Äußern handwerksmäßig, und das ist eben das Eigenthümliche des spätern deutschen Meistergesanges. Ein Handwerker in der Poesie wie im Leben ist dieser Meister von Nürnberg, Hans Sachs, nicht bloß der fruchtbarste, sondern auch wohl der kraftvollste in seiner Art, besonders reich an Witz und von gesundem Verstand, und wenn man von andern Nationen anführen will, was diese bey sich in der Litteratur ihrer ältern Zeit gar nicht hintansetzen und wohl zu achten wissen, wenigstens erfinderischer als Chaucer, reicher als Marot, poe-

tiſcher als beyde. Für die Sprache enthält er einen reichen, noch gar nicht benutzten Schatz.

Eben dieß gilt auch von Jakob Böhme, jenem deutſchen Natur-Philoſophen, der von den gewöhnlichen Litteratoren meiſtens übel behandelt wird. Worin ſein gutes, und auch ſein irriges beſtand, davon bekennen ſie wohl ſelbſt, nichts zu verſtehen; aber auch von dem äußern Verhältniß des Mannes, wie er zu ſeinem Zeitalter ſtand, und durch welchen Zuſammhang damahls, dieſe und ähnliche Meinungen ſich verbreiteten, davon wiſſen und ahnden ſie gar nichts. Wie wenig es an ſich das rechte Verhältniß ſey, wenn unter den Gelehrten und Gebildeten, und in der eigentlichen Litteratur nur todte Formeln auf der Oberfläche ſich umhertreiben, die tiefere und lebendige Philoſophie aber entweder einer geheimen Überlieferung oder einzelnen wahrhaft, oder bloß ſchwärmeriſch Begeiſterten aus dem Volke anheimfällt, das habe ich ſchon früher erwähnt. Aber ſo war es nun einmahl zu jener Zeit im proteſtantiſchen Deutſchland, und auch in England. Man nennt Jakob Böhme einen Schwärmer. Wenn es aber auch gegründet ſeyn ſollte, daß die Fantaſie einen bey weitem größern Antheil an den Hervorbringungen ſeines Geiſtes hatte, als ein wiſſenſchaftlich geübter Verſtand; ſo muß man wenigſtens geſtehen, daß es eine ſehr reich begabte und hoch erleuchtete Fantaſie war, die wir in dieſem ſonderbaren Geiſte gewahr werden. Wollte man ihn desfalls bloß als einen Dichter betrachten und mit andern chriſtlichen Dichtern, welche überſinnliche Gegenſtände darzuſtellen verſucht haben, mit Klopſtock, Milton oder ſelbſt mit Dante vergleichen, ſo wird man geſtehen

müssen, daß er sie an Fülle der Fantasie und Tiefe des Gefühls beynahe übertrifft, und selbst an einzelnen poetischen Schönheiten und in Rücksicht auf den oft sehr dichterischen Ausdruck ihnen nicht nachsteht. Die Quellen der Natur sind jedem stillen und frommen Gemüthe zugänglich, weil ihre Adern dem innern Lebensstrom der menschlichen Seele mit einverwebt sind; und dem kindlichen Auge ist vielleicht manches schon ganz klar und durchsichtig, was für das künstliche Fernrohr und die äußerlichen Sehanstalten des gelehrten Untersuchers oft noch mit einer siebenfachen Decke und Wolke verhüllt ist. Es gibt auch für die Natur eine eigenthümliche Offenbarung im unmittelbaren Gefühl ihres innern Lebens; und wie unsre Zeit in der Erkenntniß der göttlichen Dinge, nach langen Mühsalen des irrenden Denkens, mehr und mehr wieder zu der einfachen Klarheit des Glaubens zurückgekehrt ist, so wird auch die Naturwissenschaft gerade in unsern Tagen wieder den Rückweg nehmen müssen zu jenen ersten Quellen der innern Anschauung und eines noch nicht verbildeten und gestörten, sondern noch von Grund aus hellsehenden Natursinns, als dem innern Born der Offenbarung für jene Wissenschaft, welche zwar nicht den Schöpfer, wohl aber die Herrlichkeit seiner Schöpfung, die Menschen erkennen lehren soll. Obgleich nun dem christlichen Naturdenker, wenn er außerhalb der katholischen Kirche steht, mit so vielen erhöhenden Gnadenwirkungen der Seele auch die letzte Klarheit des Geistes immer fehlen wird; so muß es doch wohl unterschieden werden, ob jene Absonderung aus der eignen Gesinnung des Zwiespalts herstammt, oder nur durch den unverschuldeten Zufall der Geburth, ohne

ſelbſt weitern Antheil an dem Geiſt des Haders zu nehmen, veranlaßt wurde. Was man indeſſen auch in Rückſicht auf Philoſophie mangelhaftes und irriges oder vielleicht nur unverſtändliches in den Lehren des Jakob Böhme zu bemerken glaubt, die Geſchichte der deutſchen Sprache darf ihn nicht mit Stillſchweigen übergehen, denn in wenigen Schriftſtellern hat ſich noch zu jener Zeit der ganze geiſtige Reichthum derſelben ſo offenbart, wie in dieſem; eine bildſame Kraft, und aus der Quelle ſtrömende Fülle, welche ſich zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges zuletzt in dem Maaße kund giebt, und welche die Sprache in der jetzigen Zeit künſtlicher Ausbildung, äußerer Abglättung und Nachbildung fremder Kunſt- und Sprachgeſtalten nicht mehr beſitzt.

Ebenfalls zur Zeit jenes dreyßigjährigen Krieges, der in ſeiner Nachwirkung ſo ertödtend, während er noch wüthete, aber für die Geiſteskraft noch gewiſſermaßen erregend und belebend war, bahnte der allgemeinen deutſchen Geiſtesbildung, der Dichtkunſt und Sprache, der Schleſier Opitz einen Weg, den nach ihm viele betraten. Er ſchloß ſich zunächſt an die Holländer an, die damahls einen Hugo Grotius beſaßen, unter allen Proteſtanten nicht nur die gelehrteſten und aufgeklärteſten, ſondern auch in der Dichtkunſt gebildet waren, und nach dem Vorbilde der Alten eingerichtete Trauerſpiele in der Landesſprache beſaßen, noch geraume Zeit vor den berühmten Tragödiendichtern Frankreichs unter Ludwig XIV. Doch was Opitz von fremden Nationen, von den Holländern, oder im Schäferroman von den Spaniern entlehnte, darin liegt ſein Werth nicht; auch ſeine dramatiſchen Verſuche

in freyen Übersetzungen oder Nachbildungen aus den Griechen oder den Italiänern haben keinen wesentlichen Erfolg gehabt. Selbst bey seinen eigenthümlichen lyrischen, vermischten und lehrenden Gedichten muß man, um ihn richtig zu beurtheilen, mehr auf das sehen, was er hätte werden können nach seiner Natur, und nach dem was er wollte und im Sinne hatte, als nach dem was er wirklich geworden ist. Man ist gewohnt, ihn den Vater der deutschen Dichtkunst zu nennen; es scheint mir aber als ob wenigstens seit Klopstock, von den undankbaren Söhnen nur sehr wenige mit diesem ihren vermeinten Vater einigermaßen näher bekannt wären. Er war, wenn je ein anderer, ganz eigentlich zum heroischen Dichter bestimmt. Das hatte er auch im Sinne, für die deutsche Nation zu werden. Aber in einem unruhigen Leben von den damahligen Zeitverhältnissen umhergeworfen, starb er in noch frühem männlichen Alter, und ließ seine Absicht, und seine Poesie unausgeführt. Wohl aber spürt, wer dieß zu fühlen weiß, in derselben überall jene Denkart und große Seele, die eigentlich den Heldendichter macht; und auch in der Sprache ist eine kunstlose naive Einfalt bey der Würde und innern Stärke, die nach meinem Gefühl späterhin nur selten, oder eigentlich nie ganz so wieder erreicht worden ist, und in Rücksicht auf welche ich Opitz bey weitem den Vorzug vor Klopstock geben würde, der doch in seiner Zeit so hoch über allen andern steht.

Neben Opitz ist unter den schlesischen Dichtern dieser Zeit, besonders noch Flemming ausgezeichnet, der was ihm Freundschaft, Leidenschaft und Liebe im eignen

Leben gewährten, was er auf einer denkwürdigen Reise über das damahls noch wenig bekannte innere Rußland nach Persien und bey seinem dortigen Aufenthalte sah und erfuhr, mit glühendem Gefühl und mit einer oft orientalisch farbenreichen Fantasie in seinen Liedern und Gedichten darstellt; nur in der Sprache ist er ungleicher als Opitz. Vom Uebel war aber schon, daß diese Dichter nicht eigentlich allgemeine Deutsche, sondern nur schlesische Provinzial-Dichter zum Theil wirklich waren, zum Theil als solche wenigstens angesehen wurden. Je mehr seit dem unglücklichen Bürgerkriege, dessen Flamme durch die Theilnahme von halb Europa, und durch die Arglist fremder Staatskunst genährt, dreyßig Jahre lang Deutschland verheerte und verwüstete; je mehr seit dem für die gemeinsame lebendige Entwicklung noch unglücklichern Frieden von 1648. die Kraft der deutschen Nation gebrochen war, je mehr ging auch der deutschen Poesie der Stoff aus, und endlich sank sie fast ganz herab zu bloßen Gelegenheitsgedichten, und zu einer entarteten üppig spielenden Künsteley, wie meist immer geschieht, wo die Poesie keinen rechten Gegenstand mehr hat, und das wahre Leben schon entflohen ist. Diesen unechten Geschmack brachte Hoffmannswaldau auf, Lohenstein machte ihn, eben weil er nicht ganz ohne Talent war, allgemein herrschend. Es war dieser Zeitraum von 1648. bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die eigentliche Epoche der Barbarey, und eine Art von Zwischenreich und chaotischem Mittelzustand in der deutschen Litteratur, wo die Sprache selbst zwischen einem seynsollenden Halbfranzösisch, und einem verwilderten Deutsch schwankend, zugleich ver-

künſtelt war und doch gemein. Auch in Rückſicht des politiſchen Zuſtandes, war die Zeit unmittelbar nach dem weſtphäliſchen Frieden für Deutſchland die ſchmachvollſte und unglücklichſte. Mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, erhob ſich Deutſchlands Kraft von neuem; Öſterreich erſtieg wieder den höchſten Gipfel der Macht und des Ruhms, mehrere der erſten Thronen in Europa wurden von deutſchen Fürſtenhäuſern beſtiegen, während eines derſelben in Deutſchland ſelbſt zur königlichen Würde emporſtieg. Dieß alles mußte wenigſtens allmählig günſtig und erweckend auch auf den Geiſt, auf Bildung und Sprache wirken. Mehrere Fürſten waren ſelbſt durch das Intereſſe des Staates aufgefordert, die Wiſſenſchaften zu befördern. Es wirkte auch, aber nur ſehr langſam und anfangs ſchwach, denn die Hinderniſſe waren groß, Kunſt und Sprache ſelbſt verirrt und auf ganz falſchem Wege. Die erſten in Gedanken und Sprache beſſern lyriſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts waren doch größten Theils noch eben ſo wie ihre Vorgänger im ſiebzehnten, auf dieſelbe Gattung galanter Hof- Staats- Feſt- und Gelegenheitsgedichte beſchränkt. Die, welche in der Sprache die ſorgfältigſten waren, Hagedorn und nach ihm Utz, ahmten allzu oft nur franzöſiſche oder engliſche Dichter obſchon nicht unglücklich nach, ſeltener nur ſprachen ſie ſich ſelbſt aus, in Gedichten eigner Erfindung, und in Liedern eignen Gefühls. Diejenigen, welche durch einen höhern Schwung wie Haller, oder durch eine glückliche Leichtigkeit und Fruchtbarkeit wie Gleim, am meiſten Dichter genannt zu werden verdienen, ſind in der Sprache nichts weniger als correct, oft entſchieden fehlerhaft. Sehr groß

bleibt dennoch ihr Verdienst, wenn man, was sie für die Sprache und deren Ausbildung thaten, mit dem Abgrunde von Barbarey zusammen hält, aus dem sie dieselbe wieder herausarbeiten mußten, und sie darnach beurtheilt. Noch größer erscheint dieß Verdienst, wenn man auch die ungünstigen Umstände und Verhältnisse mit erwägt. Einige von jenen ersten Bearbeitern der deutschen Sprache und Dichtkunst starben früh, wie Kleist, dem auch so vielleicht die Palme unter allen gebührt, desgleichen Kronegk und Elias Schlegel; andere gingen ins bürgerliche und praktische Leben über, ließen sich im Auslande nieder, oder wurden doch sonst zerstreut. Es fehlte an einem vereinenden Mittelpunkte, den man allgemein aber vergeblich von Friederich dem Zweyten erwartete. Man pflegt in den neuesten Zeiten diesen König von Preußen wohl damit zu entschuldigen, daß man sagt, die deutsche Sprache und Gelehrsamkeit seyen, wie er auf den Thron kam, in einem solchen Zustande gewesen, daß man sich nicht verwundern dürfe, wenn ein so geistvoller Monarch sich mit Ekel und Geringschätzung davon weggewandt habe. Im Allgemeinen aber ist dieß nicht gegründet; wie viel hätte ein König vermocht für deutsche Sprache und Geistesbildung zu thun, zu dessen Zeit Klopstock, Winkelmann, Kant, Lessing und neben diesen Geistern von erster Größe, so manche andere verdienstvolle Männer, zum Theil in seinen eignen Staaten gebohren, der Wissenschaft und der Kunst lebten! Wo möchte wohl je eine Regierung mehrere Männer von solcher Größe auf einmahl finden, um einen Gelehrten-Verein zu bilden; und was wären es denn für Ausländer, denen der König den Vorzug gab,

den einzigen Voltaire ausgenommen? Ein Maupertuis, ein la Metrie, gewiß eben nicht die auserlesensten der französischen Litteratur. Man darf es daher Klopstocken nicht verargen, wenn er mit einem Selbstgefühl, das ihm wohl erlaubt war, durch jene Vernachläßigung deutscher Kunst und Sprache sich selbst so zu sagen, persönlich beleidigt fand. Er hat dieß bitter empfunden, und oft geahndet, indem er, freylich sehr zu des Königs Nachtheil, denselben in dieser Beziehung mit Caesar zusammenstellt. Zu dessen Zeit ward auch in Rom mehr griechisch, schlecht oder gut geredet und geschrieben, als nur irgend französisch im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Classische Geisteswerke hatte die römische Sprache, einige wenig bekannte Alterthümer ausgenommen, damahls auch eben so wenig, oder doch nicht bessere aufzuweisen, als die neuere deutsche Litteratur vor 1750. Gleichwohl hielt Caesar es der Mühe werth, seiner Sprache die sorgfältigste Aufmerksamkeit zu widmen, ja selbst Forscher und Sprachlehrer in ihr zu seyn. Dadurch ward er der erste Redner seiner Zeit und einer der ersten Schriftsteller in seiner Sprache, was in einer fremden in dem Maaß zu seyn, noch niemanden gelungen ist. Für das Ganze war es vielleicht ein Gewinn, wenn jener, damahls so allgemein ersehnte deutsche Gelehrten-Verein nicht zu Stande kam. Manches einzelne würde sich glücklicher und schneller entwickelt, dagegen aber die deutsche Litteratur überhaupt vermuthlich einen beschränktern Geist und Umfang, und statt des allgemein deutschen zu sehr einen besondern Provinzialcharakter erhalten haben. Sie hätte eine etwas schnellere Entwicklung zu theuer erkauft, mit dem was ihr

bis jetzt noch am meisten ihren eigenthümlichen Werth giebt, dem Reichthum und der Freyheit. Der ganze Standpunkt aber, von welchem jene Entschuldigung Friedrichs des Zweyten ausgeht, ist nicht der rechte. Wenn die Könige mit der Begünstigung der Wissenschaften überall warten wollen, bis es Schriftsteller in Menge giebt, bis diese durch sich selbst hinlänglich berühmt, und vielleicht schon in ihrer Kraft erschöpft und abgelebt sind; so bleibt ihnen freylich nichts übrig, als die erprobtesten unter den Schriftstellern, die unschädlichsten und invalidesten in einer Art von Verpflegungsanstalt, unter dem Namen einer Akademie der Wissenschaften zusammen zu thun. Wollte man aber den Geist einer Nation wahrhaft bilden und leiten, so müßte man grade der noch jugendlichen und nicht ganz entwickelten Talente sich bemeistern, ihnen freyen Spielraum gönnen, und reichliche Hülfsmittel der Entwicklung, dagegen aber auch die wahre Richtung auf das geben, was in einem nationalen und großen Sinn allgemein nützlich zu heißen verdient. Klopstocken ist für seine Person jenes Gefühl um so eher zu verzeihen, da er unstreitig fähig gewesen wäre, nicht bloß in der Dichtkunst, sondern in allen Theilen, und in dem ganzen Gebiete der Litteratur einen neuen Geist und einen wohlthätigen Einfluß zu verbreiten. So viel Böses Voltaire in Frankreich, eben so vieles und mannichfaltiges Gutes hätte Klopstock nach seinem umfassenden Geiste in Deutschland wirken mögen, wenn ihm Raum und Gelegenheit, Macht und Hülfsmittel dazu gegeben worden wären.

Klopstock stand ganz einsam, und fast allein damahls in der deutschen Welt mit seinem hohen Nationalgefühl,

welches nur von wenigen mitempfunden, von niemanden verſtanden ward. Es blieb ihm alſo nur übrig, es in ſeiner Poeſie nieder zu legen. Mit der Meſſiade beginnt eigentlich der höhere Aufſchwung der neuern deutſchen Litteratur; ſo außerordentlich und folgenreich iſt das Verdienſt derſelben, beſonders in Sprache und Ausdruck, obwohl dieß Gedicht meiſtens nur dem Nahmen nach im Allgemeinen bewundert wird, wenigſtens im Ganzen nie wahrhaft wirkſam, in das lebendige Gefühl überging. Der Plan leidet mehr als jeder andre, an denſelben Schwierigkeiten, die noch kein Gedicht von dieſer Art, und über ſolche Gegenſtände ganz befriedigend hat löſen können. Am glücklichſten iſt Klopſtock überhaupt als Dichter wohl in den elegiſchen Stellen. Jede Regung, jede Stufe, Tiefe und Miſchung der elegiſchen Gefühle, weiß er als Meiſter darzuſtellen; und hier reißt er den Mitempfindenden fort, der ihm gern folgt, wie weit auch der Dichter jenem Strome, und dem Gange ſeiner Empfindung ſich überlaſſen mag. Selbſt für einen der gefallnen Geiſter, den Abbadona, weiß er das innigſte Mitgefühl zu erregen. Es iſt aber noch ein anderes Element in ſeiner Poeſie, außer jenem elegiſchen Gefühle, was oft ſtörend wirkt. Dieſes iſt die rhetoriſche Kunſt, die ihn bisweilen zu Übertreibungen verleitet; daher er oftmahls in der Proſa mit erzwungener Kürze, Sentenzen, einzelne Gedanken und Wendungen bis zur Unverſtändlichkeit abſchärft und zuſpitzt, in dem epiſchen Gedicht aber, in den entgegengeſetzten Fehler kunſtreicher, aber allzulanger Reden ſich ergießt. Sind ſchon im Virgil und Milton die Reden nicht geſpart, und oft von ei-

ner beträchtlichen Länge, so trifft der gleiche Vorwurf die Messiade in noch ungleich höherm Maaße. Geben wir ihm als Dichter auch zu, daß alle diese himmlische Personen sich der menschlichen, ja der deutschen Sprache bedienen dürfen, so wird doch niemand sich leicht überreden können, daß diese geistigen Naturen sich so gar weitläuftiger Reden unter einander bedienen sollten.

Daß nicht bloß die Nation, sondern auch der Dichter selbst unbefriedigt war, und mit sich selbst nicht Eins über das Ganze der Messiade, das kann auch der große Abstand bestätigen, welcher die zweyte Hälfte des Gedichts von der ersten unterscheidet.

Es lag in Klopstocks Geist ein erhabener Begriff von einer neuen und besonders deutschen Poesie. Mit mächtiger Hand stellte er gleichsam die äußersten Endpunkte hin zu diesem großen Entwurf, den er freylich nicht ganz ausführen konnte; auf der einen Seite das Christenthum in der Messiade, auf der andern die nordische Mythologie und altgermanische Vorzeit erfassend, als die beyden Hauptelemente aller neuern europäischen Geistesbildung und Dichtkunst. Die nordische Mythologie und Edda fingen dänische Forscher und Dichter damahls schon an, wieder an das Licht zu ziehen, und von neuem zu beleben. Ein Verdienst, woran denn auch Klopstock Theil nahm; nur daß einzelne lyrische Gedichte und abgerissene Anspielungen nicht eben geeignet waren, eine bis dahin bloß den Freunden des nordischen Alterthums bekannte Mythologie wieder in die lebendige Poesie einzuführen; was nur durch ausgeführte darstellende Werke geschehen kann, wie es die dänischen Dichter thaten.

Von Klopstocks Hermann, nebst dem Messias d.[n] größten seiner Werke, gilt auch was über die Wahrheit und Mannichfaltigkeit des elegischen Gefühls in seiner Poesie schon gesagt worden ist, so wie über den Mißbrauch des rhetorischen Scharfsinns. Als dramatisches Gedicht war es freylich in die Ferne hinaus gedichtet, für eine künftige mögliche Bühne, nicht für die damahls wirkliche, die zu jener Zeit, wie auch später, eher zu allen andern Vergnügungen, Zwecken, Übungen und Versuchen gebraucht ward, nur nicht zu den poetischen. Es waren nur die beyden äußersten Endpunkte der neuen deutschen Poesie, welche Klopstock ergriff und aufstellte; alles was in der Mitte lag zwischen dem Christlichen und Nordischen, und eben aus dieser Vereinigung hervorgegangen ist, war ausgelassen; das ganze Mittelalter, die tausend, oder etwa zwölf hundert Jahre, von Attila bis auf den westphälischen Frieden, wenn man diesen, wie billig auch in dieser Hinsicht als eine Epoche, und als die Gränzlinie ansehen will, wo die Poesie in der Geschichte aufhört. Es fehlte also grade die Region, welche sich jederzeit als die fruchtbarste für die neuere Dichtkunst bewährt hat, und in welcher sie auch, wenn sie einen historischen Gehalt haben, und national seyn soll, nicht eben ganz ausschließend, aber doch vorzüglich verweilen und sich ansiedeln muß. Diese große Lücke, welche Klopstock noch gelassen hatte, auszufüllen, dahin wirkten in jener ersten Zeit ganz besonders zwey Schriftsteller; Bodmer, als Gelehrter, Wieland als Dichter. Bodmer liebte den alten romantischen Rittergesang und zog die altdeutschen Reichthümer in dieser Gattung zuerst wieder an das

Licht; doch auf eine Art, die für das erste noch nicht so allgemein wirken konnte. Wielands Poesie ging ganz auf das Romantische, was Klopstock unbearbeitet gelassen hatte. Allerdings hätte ein historisch romantisches Gedicht nach Art des Tasso, wenn auch nicht grade aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, doch sonst irgend aus dem reichen Dichter-Vorrath des Mittelalters gewählt, noch mehr zu diesem Zweck wirken müssen, als ein Stoff, wie der des Oberon, welcher fast ohne historischen Boden, mehr zu einem bloßen Spiele der Fantasie nach Arioſts Weise sich eignete. Aber auch so, und ungeachtet aller Unvollkommenheiten und so vieler allzu modernen Einmischungen, war diese Erregung des romantischen Gefühls für die damalige Zeit immer noch alles Lobes werth. Schade nur, daß der Dichter diese Bahn der fröhlichen Wissenschaft der alten Ritterſänger, und überhaupt die Poesie so bald verließ. Dieses ist der größte Vorwurf, welchen man dem Dichter des Oberon zu machen hat, daß derjenige, welcher der deutsche Arioſt, oder doch der Nebenbuhler des italiänischen hätte werden können, statt dessen es vorzog, der Nachahmer eines Crebillon in Prosa zu seyn; ungeachtet es doch so einleuchtend ist, daß er in dieser, auch was Sprache und Ausdruck betrifft, nie so glücklich war als in Gedichten, unter denen, wie ich glaube, vorzüglich der Oberon seinen Ruhm wohl dauerhafter auf die Nachwelt bringen wird, als alle seine griechischen Romane.

Unter den übrigen Dichtern der ersten Generation ist Geßner der eigenthümlichste. Seine Dichtung aber, sich entfernt haltend von aller bestimmten und lokalen Wirklichkeit, und doch auch ohne alle entschiedene Dichtung

und Mythologie, schwebt zu sehr im Unbestimmten, und wird eben dadurch einförmig und wirkungslos. In der Sprache ist er sehr lobenswerth, nur daß auch hier, in der sonderbaren Entäußerung von Reim und Metrum bey einer solchen Poesie, sich dieselbe Hinneigung zum Formlosen und Unbestimmten offenbart.

In einer Rücksicht wirkte Klopstocks Lehre und Beyspiel beynahe ungünstig auf die deutsche Sprache. Daß er in ihr die alten Sylbenmaaße zu üben und anzuwenden versuchte, war wohl an sich nicht tadelnswerth. Um eine Sprache aus dem Zustande gänzlicher Verwilderung herauszureissen, sind strenge, kunstreiche auch fremde Formen sehr heilsam, um nur aus dem gewöhnlichen nachläßigen Gange mit einem Mahle, wenn auch anfangs nicht ohne einige Anstrengung und Gewalt heraus zu kommen. Auch ist der alte Hexameter dem deutschen Ohre schon vertraulich und wenigstens für den äußern Anschein, einheimisch geworden, obwohl dem tieferen Gefühl stets das wesentlich Fremde darin entgegentritt, und bemerklich bleibt. So sehr man indessen die Versuche in fremden Formen als Kunstübungen für die Sprachbildung in Schutz nehmen mag, die ihr unstreitig viel verdankt; für ein eigenthümlich episches Nationalgedicht würde die Wahl eines fremden Sylbenmaaßes immer nicht zu empfehlen seyn; denn hier ist die erste Bedingung die, daß das Gedicht nicht bloß dem Geist sondern auch dem Ohre leicht faßlich sey, und in der Sprache einheimisch, wie von selbst in Gesang übergehe. Bey dem Hexameter tritt noch die besondre Schwierigkeit ein, daß, wenn er freyer und weniger streng behandelt wird, diejenigen unbefriedigt bleiben, denen doch

eigentlich dadurch ein Fest bereitet werden soll; strebt aber der Dichter dabey nach der höchsten rhythmischen Kunst, so kann dieß besonders in einem längern Gedichte schwerlich gleichförmig durchgeführt werden, ohne daß der Inhalt darüber hintangesetzt würde und selbst die Sprache hier und da Gewalt erleidet. Klopstocks Messiade war freylich schon ihrem Inhalte nach, nicht für die ganz allgemeine Verständlichkeit und Wirkung bestimmt, sondern auf eine kleine Sphäre beschränkt; um so eher ließe sich jene Wahl des Sylbenmaaßes, wenn auch nicht rechtfertigen, doch einigermaaßen entschuldigen.

Gegen die Natur und den Geist der Sprache aber war es, wenn der vortreffliche Dichter dabey so weit ging, daß er den Reim haßte, ja sogar verbannen wollte, worin ihm seine Absicht jedoch nicht gelungen ist. Eine Gewohnheit überdem, die neun hundert, oder tausend Jahr alt ist, denn so lang war es damahls, daß der Reim in hochdeutscher Sprache geübt ward, und die durch so lange Übung tief eingewurzelt worden in die ganze Structur der Sprache, ist so leicht nicht auszurotten. Auch ist es nicht bloß Gewohnheit, sondern der Reim geht aus dem ursprünglichen Wesen der deutschen Sprache selbst hervor. Klopstock hat geglaubt, die allerältesten deutschen Gedichte und Lieder seyen bloß rhythmisch, und ohne Reim gewesen. Das letzte aber ist nicht gegründet; es ist zwar nicht grade unsre Art zu reimen, durch einen vollkommen gleichen Endfall am Schluß der Verse, was darin herrscht. Aber jene unvollkommneren, aber doch sehr regelmäßig bestimmten Anklänge und Reime zwischen den bedeutenden Sylben und Worten, auch in der Mitte oder

am Anfang der Verse; in der Weise, welche in den isländischen und altskandinavischen Gedichten herrscht, und unter dem Nahmen der Alliteration bekannt ist, war in der gesammten germanischen Sprache herrschend, und alle noch vorhandenen altsächsischen Lieder, sowohl die in England als die in Deutschland gedichteten, sind in dieser besondern Art und ältern Form der Reimverse abgefaßt. Der Übergang von dieser Weise zum vollkommenen Reim war sehr leicht. Es darf daher nicht befremden, wenn wir alle deutsche Mundarten schon in den frühesten Zeiten ihrer Entwicklung, sich desselben bedienen sehen. Es hängt dieses selbst mit dem noch jetzt geltenden Grundgesetz der deutschen Aussprache und Sprache zusammen. Es besteht dieses von allen Sprachforschern dafür anerkannte Grundgesetz darin, daß wir auf die bedeutenden Sylben, besonders die Stammsylben ein Gewicht legen, was mit der Bedeutung und Wichtigkeit selbst steigt; wir messen die Sylben nicht, sondern wir wägen sie. Wir accentuiren nicht bloß zur äußern Verständlichkeit für den Zuhörenden, sondern in das Wort selbst versenkt, fühlen wir gleich die bedeutenden Wurzellaute heraus, bey diesen als bey der Hauptsache verweilend, ohne auf die flüchtigen Nebensylben einen Werth zu legen. Auf diesem, nach dem innern Gehalt sich abwägenden längern oder kürzern Verweilen bey den bedeutenden Sylben, beruht alle eigenthümliche Schönheit der deutschen Aussprache, selbst der gewöhnlichen, und auch aller Wohllaut deutscher Lieder und Gedichte. Es giebt daher bey uns nicht Längen oder Kürzen wie bey den Alten, die unter sich für gleich angesehen werden könnten, sondern unter den bedeutenden

Sylben eine gar nicht zu bestimmende Menge von Abstufungen der Bedeutung und des Gewichts. Dieses ist das unübersteigliche Hinderniß, und der eigentliche Grund, warum es bey der Anwendung der rhythmischen Kunst nach den Grundsätzen der Alten in unsrer Sprache immer nur bey einer unvollkommnen Ähnlichkeit und Annäherung bleibt, nie zu einer völligen Gleichheit kommen kann; denn um diese zu erreichen, müßte man die Sprache und selbst die Aussprache in ihren innersten Elementen zerstören und zerrütten. Eben dieses Grundgesetz unsrer Sprache aber führt auf einem eignen Wege auch zum Reim. In Sprachen ganz ohne Rhythmus, wie die französische, ist der Reim unentbehrlich, schon durch das Bedürfniß einer fühlbaren Begränzung, Absonderung und Verbindung des Verses; hierbey kommt der Reiz des Unerwarteten, was doch vollkommen glücklich zutrifft, aber ganz von selbst so zu kommen scheint, sehr in Anschlag. In lebhaft accentuirenden Sprachen, wird der Reim wie in der italiänischen und spanischen, leicht die Gestalt eines bloß musikalischen Sylben- und Wortspieles annehmen. In der deutschen Sprache, obwohl sie dem Stamm und der Quelle näher und frischer entsprossen, sich nicht ohne Rhythmus bewegt, führte dennoch jenes Grundgesetz der Aussprache, jenes Verweilen bey den Wurzellauten und bedeutenden Sylben dahin, die Anklänge zwischen diesen zu bemerken, zu empfinden, zu suchen, und endlich zum Reim zu gestalten. Auf diesem eigenthümlichen Wege gelangte die deutsche Sprache zum Reim, und wenn gleich weder die französische, noch die italiänische, oder spanische Art zu reimen, auf unsre Sprache ganz anwendbar ist,

so ist der Reim selbst doch ihrer Natur gemäß, und wird, so lange sie nur besteht, nie aus ihr verdrängt werden können. Das eigenthümliche Wesen und der rechte Weg der deutschen Verskunst besteht aber darin, daß wir alle fremden Sylbenmaaße, sowohl die alten rhythmischen, als die künstlichen romantischen Reimweisen, als bloße Vorübungen einer biegsameren Bildung, die als solche für ihre Zeit von Nutzen waren, wieder verlassen und zu den einfachen deutschen Versformen zurückkehren. Diese unsre Naturformen liegen aber freylich eben so wenig allein in den fragmentarischen und mehrentheils schon ganz zerstückten Volksweisen, oder in dem bloßen Nachmachen der altdeutschen Versart in den Nibelungen, als in dem gewohnten Reimgange der beliebten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts; sondern sie müssen aus der innersten Natur der deutschen Sprache, so wie sie jetzt entwickelt ist und empfunden wird, selbst hervorgebildet und herausgefühlt werden, je nachdem es das Wesen der lyrischen und epischen Poesie, nach dem höchsten Maaßstabe, in verschiedener und mannichfacher aber doch höchst einfacher Weise erfordert; wie dieß nicht minder von der dramatischen Gattung gilt, welche bey uns ebenfalls zum Reime neigt, ja ihrer durchaus lyrischen Richtung wegen, ihn fast erfordert.

Kehren wir zurück zu dem historischen Faden unsrer Betrachtung, und zu jener frühern Epoche von Klopstock und Wieland, so war es für jene Zeit sehr Recht und löblich, wenn Wieland das Spiel des Reims, wie es in der fröhlichen Wissenschaft der Provenzalen, und in dem alten Ritter- und Minnegesang herrschend war,

auch der deutschen Poesie zu erhalten suchte, und in Schutz nahm gegen den allzu einseitigen Eifer jener feyerlichen Eloahsänger, und ungereimten Bardenschaar, denen Klopstock, zum Theil freylich ohne es zu wollen, das Daseyn gab.

Ihn führte grade sein tieferes Forschen in der Sprache, weil er überall sich selbst Bahn machen wollte, hier und da zur Einseitigkeit und Paradoxie. In den letzten Fehler aus gleichem Grunde zu gerathen, davor war Adelung gesichert. Es hätte sich nach so vortrefflichen Vorarbeiten, wie schon für die Sprachforschung vorhanden waren, allerdings mehr erwarten lassen von einem Werke, welches den ganzen Reichthum der deutschen Rede und Geistesbildung umfassen und über das richtige und rechte Maaß in jedem Ausdruck entscheiden sollte. Indessen bleibt, was Adelung für die Sprache gethan, bey allen Mängeln und Fehlern, die man ihm in neuern Zeiten nachgewiesen hat, für den gemeinen Gebrauch und den ersten Anfang nicht ohne allen Werth und für seine Zeit nicht ohne Verdienst. Sein Hauptvorurtheil bestand darin, daß er die Reinheit der hochdeutschen Sprache, so wie er sie im Raume sehr eng auf die ehemahlige Markgrafschaft Meißen beschränkt, also auch in der Zeit den echten Geschmack sehr eng umzäumen wollte, auf eine kurze Epoche, die er wohl etwas zu früh als das glückliche, obwohl schnell entschwundne, aber desto vollkommnere goldne Zeitalter der deutschen Litteratur anpries. Was ihm dabey eigentlich den Stab bricht, das ist seine Antipathie und Ungerechtigkeit gegen eben den Schriftsteller jener Zeit, der ohne allen Vergleich der größte und erste ist, gegen Klop-

ſtock; der nicht bloß als Dichter, der Sprache Meiſter, ſondern ungeachtet einzelner Fehlgriffe und Paradoxien, auch als Forſcher weit tiefer in den Geiſt derſelben eingedrungen war, als Adelung ſelbſt.

Wie relativ überhaupt der Begriff eines goldenen Zeitalters, wenigſtens in Rückſicht auf unſre Litteratur, wie geneigt man ſey, es nur immer rückwärts zu verlegen, das kann das Beyſpiel eines Schriftſtellers, aus eben jener ſo beneidenswerth und glücklich erſcheinenden Zeit beſtätigen, der wirklich ſo urtheilte. Gottſched verlegt in einem ſeiner Gedichte dieſe glückliche goldne Zeit bis in die Epoche Friedrichs, des erſten Königs von Preußen. Die Schriftſteller, welche er als die claſſiſchen in dieſer Zeit preiſt, die alſo für die deutſche Litteratur ungefähr das ſeyn ſollten, was Virgil für die römiſche, Corneille und Racine für die franzöſiſche waren, ſind vorzüglich Beſſer, Neukirch und Pietſch. Dieſe jetzt nicht einmahl dem Nahmen nach bekannten Dichter ſind vielleicht auch damahls nicht ſo allgemein bewundert worden, als Gottſcheds Lob es vermuthen ließe; er war aber dennoch ſo feſt überzeugt, daß mit ihnen der menſchliche Geiſt ſeinen höchſten Gipfel, beſonders aber die deutſche Dichtkunſt ihre Vollendung erreicht habe, daß er meynt, das Zeitalter ſey ſchon etwas im Sinken, und man ſpüre ſchon einigen Abgang von dem ganz reinen und eigentlich goldenen Geſchmack. Dieß ſchrieb er im Jahre 1751, in demſelben Jahre alſo, wo die erſten Geſänge der Meſſiade erſchienen ſind; mit welcher Erſcheinung mir vielmehr, zwar kein ſolches alleingültiges und allein vortreffliches, goldnes Zeitalter, allerdings aber der neue Aufſchwung der deutſchen

Litteratur zu beginnen scheint. Die schon oben genannten, ersten, bessern und guten Dichter, die zum Theil noch vor Klopstock bekannt geworden waren, hatten meistens nur Lieder, oder sonst vermischte lyrische Gedichte hervorgebracht. Durch diese kann eine Litteratur, so sehr ihr solche, wenn sie schon übrigens im Wesentlichen reich ist, zur Zierde gereichen, unmöglich zuerst und allein begründet werden. Dazu wird ein großes Nationalwerk ernsten Inhalts erfordert, sey es nun geschichtlich, oder ein episches Gedicht, womit eine Litteratur wohl am glücklichsten beginnt. Es ist wahr, daß die deutschen Schriftsteller von der ersten Generation meistens alle eine vorzügliche und sehr lobenswerthe Sorgfalt auf die Reinheit der Sprache gewandt haben, weil der vorhergegangene Zustand das Bedürfniß einer solchen Sorgfalt allgemein fühlbar machte. Doch waren die ersten Anstrengungen auch hierin so wenig mit einem gleichförmigen Erfolge gekrönt, daß ich nicht erst daran zu erinnern brauche, wie wenig auch Klopstock's Ausdruck in der Prosa, dem in seinen Gedichten zu vergleichen ist, oder wie weit Lessing's erste Jugendwerke, die in jene Zeit fallen, von seiner spätern reifen Schreibart abstehen. Selbst für die Sprachentwicklung läßt sich daher schwerlich eine solche Absonderung eines privilegirten Zeitraums in der deutschen Litteratur annehmen und rechtfertigen. Ich getraue mir den ganzen Zeitraum von 1750—1800 hindurch, fast von Jahr zu Jahr Werke zu nennen, die auch für die Sprache als erweiternd, ja als vortrefflich anerkannt werden müssen; ganz fehlerfrey, auch in dieser Hinsicht, möchten wohl gar keine zu finden seyn. Eben so wird man aber überall keinen Mangel haben an

Beyspielen einer nachläßigen und ganz tadelhaften Schreibart, und zwar von sehr bekannten Schriftstellern.

Es bietet sich eine andre Eintheilung dar, für die deutsche Litteratur, die sich als fruchtbarer bewähren dürfte. So bald man dieselbe in dem genannten, unstreitig sehr fruchtbaren Zeitraume von 1750 — 1800 geschichtlich betrachtet, so kann man allerdings die verschiedenen Generationen der Schriftsteller sehr deutlich unterscheiden. Diesen Unterschied aufzufassen ist um so wichtiger, da eine jede von diesen Generationen ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel hat, wovon der Grund meistens in dem äußern Verhältnisse und in der Zeit selbst lag. Dieß muß man beobachten, damit man nicht Eigenschaften von einem Schriftsteller verlangt, die er in seinen Verhältnissen nicht wohl haben konnte, oder ihm Fehler zum Vorwurf macht, die eigentlich nicht sowohl ihn, als seine ganze Zeit treffen.

Zu der ersten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und erste Wirkungszeit in die funfziger Jahre fällt bis gegen die siebziger. Die wichtigsten Dichter dieser Generation habe ich schon geschildert. Alle, welche in ihrer Art nicht ohne Verdienst sind, einzeln zu nennen, würden mir die Gränzen dieser Vorträge nicht erlauben. Anführen will ich noch mit Rücksicht auf unser Österreich, daß der gelehrte Jesuit, Denis, nebst vielen andern Verdiensten sich auch das erwarb, die gereinigte Sprachbildung jener Zeit, besonders nach Klopstocks ernstem Geschmack, in dem Vaterlande seiner Wahl, dem damahls unter Maria Theresia nach überstandenen Gefahren, glücklich wieder aufblühenden Kaiserstaate einzufüh-

ren und anzupflanzen; daher denn auch Klopstocks Geist und Kunst, im übrigen Deutschlande größtentheils zu bald vergessen, hier noch längere Zeit zum Vorbilde in den deutschen und dichterischen Studien diente.

Von den Prosaisten gehören zu dieser ersten Generation einige Philosophen, die ich später nennen werde; selbst Kant in Rücksicht auf die Zeit seiner Geburth, die Epoche seiner Bildung und seiner ersten schriftstellerischen Versuche; vorzüglich aber Lessing und Winkelmann. Auch Hamann gehört chronologisch dieser ersten Epoche an; aber mit seinem divinatorischen Tiefsinn, stand er als Einsiedler in der Litteratur und in seiner Zeit da, der seine eigenthümliche religiöse Richtung, schon an sich befremdlich, um so mehr verschlossen und unzugänglich blieb, da ein dunkles Gewand bildlicher Anspielungen seine sibyllinischen Blätter und hieroglyphischen Andeutungen noch mehr umhüllt, deren originellen Geist und Werth erst eine spätere Zeit, wo der deutsche Sinn schon mannichfacher geübt war, mehr verstanden und anerkannt hat.

Die Schriftsteller dieser ersten Generation, tragen im Allgemeinen noch viele Spuren an sich von der ungünstigen Lage, in welcher die vernachlässigte deutsche Sprache und Kunst sich damahls befand, aus welcher sich beyde erst herausarbeiten mußten, und von den vielen innern und äußern Hindernissen und Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten. Wie sehr dieß selbst bey Winkelmann der Fall war, obgleich seine ersten, öffentlichen Versuche schon glücklicher auftraten, hat man uns, vielleicht mit zu weniger Schonung seines Andenkens, durch Bekanntmachung seiner Briefe aufgedeckt. Kant ist die

Spuren und Nachwirkungen dieſes langen, harten, mühſeligen und arbeitsvollen innern Kampfes nie ganz los geworden. Leſſings Jugendverſuche, beſonders die dichteriſchen, ſind nur als ein Tribut zu betrachten, den auch der Mann von Genie dem Zeitalter, in welchem er gebohren wird, auf eine oder die andre Weiſe zu entrichten pflegt. Die Poeten jener Zeit verſetzen uns überhaupt, Klopſtock ausgenommen, noch allzuoft in die ältere Epoche der galanten Gelegenheitsgedichte und auf Beſtellung gemachten Carmina. Klopſtock entwickelte ſich als Dichter am freyeſten und ſchnellſten, doch läßt ſich bezweifeln, ob er nicht in der Wahl ſeiner Werkzeuge und Gegenſtände, in der Anlage ſeines Planes manche Mißgriffe, die ſelbſt die herrliche Ausführung nicht ganz verdecken und vergüten kann, würde vermieden haben, wenn er ſich ſeinen Weg nicht ganz hätte ſelbſt bahnen müſſen, wenn er ſchon große Vorarbeiten und Verſuche auf dem gleichen oder doch verwandten Wege vor ſich gehabt hätte, in der eignen Sprache und aus einer nicht gar zu entlegenen Zeit. Dieß waren die nachtheiligen Wirkungen, welche jene Schriftſteller der erſten Generation, eben dadurch, daß ſie die Erſten waren, nach der damahligen, anfangs ſehr ungünſtigen äußern Lage der deutſchen Litteratur trafen. Aber auf einen ſtarken Geiſt wirkt das Ungünſtige der äußern Lage, was den Schwächern niederdrückt, oft vielmehr zu deſto großerer Anſpannung und Erhebung der Kraft. Beſonders dahin, daß er dieſe mit ganzem Ernſt deſto mehr concentrirt auf ein hohes Ziel ſeiner Begeiſterung, und ſie ganz auf ein allumfaſſendes Werk ſeines Lebens rich-

tet. Dieſes Concentriren aller Kraft auf Ein großes Ziel, findet ſich außer Klopſtock vorzüglich auch bey Winkelmann, und auf andre Weiſe ſelbſt bey Kant. Späterhin hat ſich unſre Litteratur, beſonders aber die Poeſie vielfältig zu ſehr vereinzelt und leichtſinnig zerſplittert. Durch dieſen Ernſt, durch dieſes hohe Streben ſind denn auch die vorzüglichſten jener erſten Generation die eigentlichen Stifter unſrer neuen deutſchen Litteratur geworden; nebſt Klopſtock und Leſſing gilt dieß vorzüglich auch von Winkelmann, durch den die Neigung zu der Betrachtung des Kunſtſchönen eine ſo entſchiedene und charakteriſtiſche, vielleicht oft zu ausſchließend vorherrſchende Eigenſchaft derſelben wurde. Es iſt eine bloß künſtleriſche und äſthetiſche Anſicht, vorzüglich ſeit jener Zeit, ohne daß er ſelbſt die Schuld davon trüge, in der deutſchen Litteratur und Denkweiſe faſt die allein herrſchende geworden, die oft auch da gefunden wird, wo allerdings noch eine andre, ſittlich nationale Beziehung oder religiöſe Geſinnung den Vorrang behaupten und das Erſte ſeyn ſollte.

Jene große welthiſtoriſche Erſchütterung, welche wir gewöhnlich mit dem Nahmen der Revoluzion bezeichnen, weil ſie ſich in dieſer dem Zeitalter zuerſt kund gab, hat den deutſchen Geiſt ſeitdem wohl aus ſeiner äſthetiſchen Traumwelt geweckt und auf den Ernſt des wirklichen Daſeyns im Kampfe der Zeit, ſo wie auf den höheren Ernſt des ewigen Glaubens ſtrenge hingewieſen. Aber nur mühſam und Anfangs trübe konnte ſich das reine Licht der wieder erwachten Erkenntniß aus dem Strudel der bewegten Zeit im revolutionären Kampf empor arbeiten und nur

allmählig kann es ſich von allen Schlacken befreyen, die ihm noch aus der ſchlechten Epoche anhängen. Dieſer Kampf unſrer Zeit, ſo wie er ſich in dem intellektuellen Gebiet, in der Litteratur und Wiſſenſchaft, inſonderheit der Deutſchen, geſtaltet hat, iſt die letzte großer Erſcheinung, mit welcher wir die ganze Reihe dieſer Betrachtungen ſofort beſchließen wollen.

Sechszehnte Vorlesung.

Blick auf das Ganze. Epoche der genialischen Schriftsteller. Richtung der Poesie auf die Natur, die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutsche Kritik, Lessing und Herder; vorherrschende ästhetische Ansicht. Lessing als Philosoph, Denkfreyheit und Aufklärung; Kaiser Joseph der Zweyte. Charakter der dritten Generation, Kantische Philosophie; Goethe und Schiller. Aussicht in die Zukunft; Fichte und Tieck. Welthistorische Bedeutung der deutschen Litteratur und Begriff der jetzigen Epoche.

Die neudeutsche Litteratur ist einer noch unaufgelösten Dissonanz zu vergleichen. Es dürfte vielleicht nicht schwer seyn, im Allgemeinen anzugeben, wo die Harmonie derselben zu suchen sey und worin sie allein gefunden werden könne. Was würde es aber fruchten, wenn man das entfernte Ziel aufstellte, ohne zugleich auch die Wege anzuzeigen, welche dahin leiten, alle die täuschenden Abwege, die neben demselben vorbey und in die Irre führen, und die Hindernisse, die noch auf dem Wege, welcher der rechte ist, ihm entgegen stehen! Ehe sich an die Auflösung des Problems denken läßt, müssen wir das Problem selbst in seiner ganzen Mannigfaltigkeit auffassen und kennen lernen, und müssen allen den Fäden des noch ziemlich verschlungenen Ganzen folgen, ehe wir hoffen dürfen, diesen gordischen Knoten unserer Litteratur zu lösen.

Dazu sind diese historische Betrachtungen bestimmt, welche je näher wir der jetzigen Zeit rücken, um so weni-

ger bey der Charakteristik des Einzelnen verweilen, um so mehr nur auf den allgemeinen Gang der Entwicklung und den herrschenden Geist der Litteratur sich beschränken müssen. Zu einer ganz vollständigen Geschichte der neuern deutschen Litteratur würde es vielleicht noch zu früh seyn. Manches wird erst dann ganz im rechten Lichte erscheinen, wenn alle seine Folgen sich noch mehr entwickelt haben. Hie und da fehlt es auch noch an Aktenstücken, die wichtig seyn würden für die Geschichte deutscher Geistesbildung.

Die vornehmsten Dichter der ersten Generation habe ich schon zu schildern versucht. Von den Philosophen und andern Prosaisten zu reden verschiebe ich noch, um der Ordnung der Zeit so treu als möglich zu folgen, da die philosophischen Bestrebungen und Ansichten der beyden wichtigsten unter ihnen, Lessings und Kants erst etwas später in die allgemeine Denkart wirksam eingegriffen haben.

Nachdem die lange Fehde zwischen Österreich und Preußen endlich durch einen dauerhaften Frieden beschlossen worden war, genoß Deutschland auf lange Zeit einer auch für die Wissenschaften und Geistesbildung wohlthätigen Ruhe. Zwar schien es einmahl, als würde diese von neuem unterbrochen werden, aber die Gefahr war vorübergehend, und Deutschland blühte mächtig empor im Genuß des Friedens und seiner Kraft, wenn gleich es der wahren Ursache seines damahligen glücklichen Zustandes sich nicht überall deutlich bewußt war.

Die ersten St r der deutschen Litteratur, gereinigten Sprache und Dichtkunst, welche theils noch etwas vor Klopstock, theils unmittelbar nach ihm zu gleichen Zwecken wirkten, hatten in einer viel ungünstigeren äußern

Lage, die größten Hinderniſſe zu bekämpfen gehabt. Viele derſelben hatten ſie beſiegt, ihre großen ewig ruhmwürdigen Vorarbeiten hatten den Weg gebahnt, ſelbſt ihre Mißgriffe und Mängel konnten den mit Geiſt nachfolgenden zur Belehrung dienen, und als erſte Stufe, um eine höhere Vollkommenheit zu erreichen.

Nicht wundern darf es uns daher, wenn wir die zweyte Generation deutſcher Dichter und Schriftſteller, deren erſte Entwicklung meiſtens in die ſiebziger Jahre fällt, ſich mit größerer Kühnheit emporſchwingen, und mit mehr Leichtigkeit bewegen ſehen. Sie benutzten und erndteten, was die Erſten, die Stifter geſäet hatten. Als Dichter bezeichnen dieſe Epoche, Goethe, Stolberg, Voß, Bürger; es könnten dieſen noch einige andere Nahmen hinzugefügt werden, die als Dichter entweder gleichzeitig mit jenen, etwas früher oder ſpäter, ungefähr in derſelben glücklichen Zeit empor blühten, an Genie ausgezeichnet, wenn auch durch die Natur ihrer Werke, oder durch äußere Verhältniſſe nicht zu ſo allgemeinem Ruhm gelangt. Außerdem reihten ſich jenen wahren Dichtern noch manche andere an, welche mit einer genialiſchen Kraft prahlten, die ſie eigentlich nicht beſaßen, und dadurch jene Epoche und den Nahmen des Genies ſelbſt, wenn dieß durch den Mißbrauch jemahls möglich wäre, beynahe in üblen Ruf und Mißcredit gebracht hätten. Um ſich aber zu überzeugen, daß jene Epoche eine der glücklichſten für den Aufſchwung des deutſchen Geiſtes, und wirklich reich war an genialiſcher Kraft, darf man ſich nur erinnern, daß Jakobi, Lavater, Herder, Johannes Müller, nach der Zeit ihrer erſten Entwicklung, und auch nach dem Charakter ihrer

Schriften ganz dieser Epoche angehören; Männer deren Ruhm zum Theil nicht auf Deutschland beschränkt, auch in dem übrigen Europa sich verbreitet hat. Die Schriftsteller dieser zweyten Generation sind wie im Geist und der ganzen Art, so auch in Sprache und Styl durchaus verschieden von den vorigen. Ihre Schreibart ist voll Seele, Feuer und Leben; sinnreich begeistert oder witzig; immer eigenthümlich und neu, oft sehr kunstvoll im Einzelnen. Die Gleichförmigkeit aber im Ganzen, die strenge Ordnung, das rechte Maaß, fehlen oft, ja sogar die nothwendige Sorgfalt für Reinheit und Richtigkeit der Sprache findet sich nicht überall. Dieß gilt selbst von Herder und Johannes Müller, an umfassender Kenntniß den reichsten, durch mannigfaltige Übung den gewandtesten jener Epoche. Fast möchte es also scheinen, als hätten die Anhänger der ersten Epoche Recht darin, wenn sie behaupten, die Reinheit der Sprache werde wo nicht ausschließend, doch in einem höhern Maaße bey jenen ersten deutschen Schriftstellern gefunden. Doch ist auch dieß nicht allgemein gegründet; bey einigen Schriftstellern, und besonders Dichtern, bey Voß, Stollberg, in vielen Werken von Goethe, findet sich diese Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit; wie nur irgend bey einem Dichter oder Schriftsteller der ersten Zeit. Bey Voß geht die Sorgfalt für die Sprache sogar hie und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden sich in einigen der leichtern, der frühern oder der spätern Werke von Goethe einzelne Vernachläßigungen, so ist dagegen in seinen edelsten Gedichten die Sprache so schön, als sie

es im Deutschen nur seyn kann, und zwar mit einer kunstlosen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopstock nicht hat.

Nicht nur bereichert wurde die Sprache durch das Genie dieser Schriftsteller und Dichter, die sich auf der Bahn, welche die ersten gebildet hatten, nun noch ungleich kühner und freyer bewegten, sondern in einzelnen Werken auch durchaus in fleckenloser Reinheit und schöner Vollkommenheit dargestellt. Die Poesie nahm jetzt eine ganz neue Richtung. Früherhin hatte sich dieselbe in zwey Partheyen getheilt, nachdem man entweder Wieland oder Klopstock vorzüglich zum Vorbilde nahm. In den Gedichten der Einen floß alles über von Musen und Grazien, von Liebe und Rosen, Amorinen und Zephyren, Nymphen, Dryaden und Hamadryaden. Die andern suchten den Nachhall der alten Bardenlieder bald auf dem Eistanz oder der Bärenjagd zwischen Felsen und Klippen zu ergreifen, oder sie wandelten mit Eloah unter Wolken, auf Sonnenbesäeten Himmelsbahnen; und ließen sie sich je zur Erde herab, so war es in Donner, Sturm und Ungewitter gleich der Posaune des Weltgerichts. Zwischen diesen beyden Extremen einer einförmigen Erhabenheit, und jener allzusüßen, halb griechischen, halb modernen Zärtlichkeit in der Mitte, strebten die neuen Dichter nach einer kräftigen Wirklichkeit und Natur. Sie suchten ihre Poesie unmittelbar an die Gegenwart anzuknüpfen, als seyen solch' einzelne, abgerissene aber kräftige Handzeichnungen, recht nach dem Leben, dasjenige wodurch auch die Dichtkunst am meisten wirken, und was sie vorzüglich leisten solle. Den Homer als einen großen Dichter der lebendigen Natur, suchten sie alle sich besonders anzueig-

nen; wetteiferten bald ihn auch in die deutsche Sprache zu übertragen. Oder sie erweckten auch mancherley Erinnerungen altdeutscher Geschichte, Kunst und Gesangesweise; freylich war nicht immer noch eine genaue umfassende Kenntniß der altdeutschen Geschichte und Denkart, Sprache und Kunstweise mit diesem Streben verbunden. Es waren meistens nur Anklänge, deren mehrere doch an sich vortrefflich, oder auch in ihren Folgen sehr fruchtbar waren. Der einzige Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand ward der Stammvater eines ganzen unübersehlichen Geschlechts von in Blech gekleideten Rittern und Reiterschaaren, welche noch in unsern Tagen die altdeutsche Freyheit und ein edles Faustrecht wenigstens auf der Bühne erhalten. So sehr indessen dieses Werk nicht bloß aus jugendlichem Übermuth, sondern wie mit Absicht, völlig regellos, ja sogar formlos hingeworfen worden, wie unvollkommen selbst die Geschichte des dargestellten Zeitalters darin aufgefaßt seyn mag, es bleibt ein reichhaltiges dichterisches Gemälde von dauerhaftem Werth; mehr als irgend ein anderes von den übrigen Jugendwerken desselben Dichters, wo er seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart anknüpfen wollte.

Im Ganzen ward die Dichtkunst durch diese neue Richtung vielleicht zu sehr von der hohen Idee, welche Klopstock von ihr aufgestellt hatte, in das Einzelne zerstreut und zersplittert, zu sehr in die Sphäre des Wirklichen herabgezogen, und eben durch diesen Drang nach der unmittelbaren Wirkung und Gegenwart zu frühzeitig und zu ausschließend auf die Bühne hingelenkt. Denn allerdings scheint es, als müsse die Bühne bey einer Na-

tion um so glücklicher aufblühen und sich entwickeln, je später dieß geschieht. Vielleicht verdankt selbst die griechische Bühne ihre Vortrefflichkeit zum Theil diesem Umstande. Schwerlich kann ein Theater jemahls gedeihen, wenn nicht Litteratur und Poesie besonders die ernsteren Gattungen derselben, schon mannichfaltig angebaut, und eben dadurch höhere Geistes- und Kunstbildung fest begründet sind. Dazu war wohl ein glücklicher Anfang damahls in Deutschland gemacht, aber durchgeführt war der Entwurf, und allgemein verbreitet eine solche Denkart noch nicht. Lessings Kritik trug zufälliger Weise auch dazu bey, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Bühne zu lenken. Ob er als Kunstrichter, ungeachtet aller Kenntnisse und des großen Scharfsinnes, welchen er besaß, für die deutsche Bühne durchaus vortheilhaft gewirkt habe, ist wohl schwer zu entscheiden. Aus den ungelenken Übersetzungen von Corneille oder Voltaire, gerieth man jetzt in die Diderotsche Gattung der moralischen Familiengemählde, und hielt lange Zeit selbst die Prosa für ein Erforderniß einer recht natürlichen Darstellung; damit um so eher auch die Sprache von allen Banden befreyt, dem formlosen Inhalt entsprechen könnte. Doch das ging vorüber: die Verehrung Shakespears, zu welcher besonders auch Lessing mitgewirkt hatte, blieb, und mit ihr ein höherer Begriff von Natur in der Darstellung, als der in den Familiengemählden nach Diderots Art herrschende.

Lessing war als Kunstrichter mehr dazu geeignet, einzelne Punkte in ein helles Licht zu setzen, besonders aber eingewurzelte Vorurtheile zu widerlegen und auszurotten, als einem Werke der Kunst, einem einzelnen Künstler

oder einer gesammten Gattung nach dem ganzen Verhältniß zu der allgemeinen Geistesbildung ihre rechte Stelle und ihren wahren Werth in dem Stufengange der Kunstentwicklung anzuweisen. Ein Werk von hoher Vollkommenheit so zu betrachten und zu bewundern wie etwa Winkelmann, dazu hatte er nicht Ruhe genug. Und dieß gehört doch wesentlich zu einer vollständigen Kenntniß und Beurtheilung der Kunst oder einer Art derselben nach dem Ganzen ihrer Geschichte und Entwicklung. Nur in den vollkommnen Werken wird das Wesen einer Kunst, nur durch eine ruhige Betrachtung wird die Vollkommenheit solcher Werke ganz erkannt; nicht durch Tadel des Einzelnen oder der unvollkommnen verfehlten Hervorbringungen. Lessings Kritik geht mehr auf die Grundsätze als auf die Charakteristik des Vollkommenen; und mehr auf die Widerlegung der falschen Grundsätze, als auf die Begründung der wahren. Er ist auch in der Kritik mehr Philosoph als Kunstbetrachter. Die Biegsamkeit der Fantasie fehlt ihm, mit welcher Herder sich in die Poesie aller Zeiten und Völker zu versetzen weiß. In der Philosophie der Geschichte ist es eben dieser Sinn für das Poetische in dem Charakter der Sage einer Nation, die Gabe sich in ihre individuelle Denk- und Lebensweise zu versetzen, was Herdern eigenthümlich auszeichnet; selbst als Theologe war es die Poesie der Hebräer, die ihn am meisten anzog. Man könnte ihn den Mythologen unsrer Litteratur nennen, wegen dieses allgemeinen Sinnes für Poesie, dieser Gabe, die alte Sage zu empfinden, sich in alle Gestalten und Hervorbringungen der Fantasie mitempfindend zu versetzen, die selbst einen hohen Grad von Fantasie

voraussetzt. Nur kritische Genauigkeit oder philosophische und religiöse Tiefe darf man von diesem an Geist, Gefühl und Fantasie reichen, aber seiner Naturanlage nach durchaus nur ästhetischen Denker nicht erwarten. Als Kenner und Deuter aller Fantasie, hat er den Sinn für diese, für alte Sage und Mythologie mannichfaltig erregt; den eigentlichen Sinn der Mythologie und alten Symbolik aber wirklich zu erschließen, und die Grundlage des Wahren, der sich wie ein unsichtbarer Faden durch alle diese Bilder und Dichtungen hindurchzieht, wieder hervorzuziehen und gereinigt aus der fabelhaften Umkleidung auszuscheiden, das ist nur durch ein tieferes Verständniß der Philosophie und der Religion möglich, so wie auch nur aus dem einfachen Wesen des Lichtes, das mannichfache Spiel des Farbenbildes in seinen Brechungen erklärt und gedeutet werden kann. Ohne dieses leitende Licht aber führt das Studium der Sage und der Mythologie nur zu einem wissenschaftlichen Fantasieren nach unbestimmten Gefühlen, wozu Herder in dem historischen und philologischen Gebiet, weil er jenen höhern Standpunkt nie erreicht hat, mit seinem in dieser Art einzigen Talent und kunstfühlenden Ahndungssinn, recht eigentlich den Grund gelegt, und den angebohrnen Hang des deutschen Geistes dazu ungemein verstärkt und vorzüglich zur Entwicklung gebracht hat. Wenn er in seiner früheren Zeit auf dem besten Wege war, in der ältesten Offenbarung den Schlüssel aller Philosophie, aller Sage, Überlieferung und Mythologie zu finden, so muß man es um so mehr beklagen und mißbilligen, daß er späterhin dieses Licht wieder ver-

lassen hat und endlich völlig in den herrschenden Modegeist einer wässrigen Aufklärung herabsank.

Seit Winkelmann ward überhaupt eine fast über alle Gegenstände sich verbreitende künstlerische und ästhetische Ansicht immer mehr, ja man kann sagen ausschließend herrschend. Nicht bloß die natürliche Neigung des deutschen Geistes zur Kunst und Poesie veranlaßte dieß, sondern auch die gänzliche Entfernung der meisten hier sich entwickelnden Talente von einem öffentlichen Wirkungskreise, mußte dazu beytragen. Es blieb dem deutschen Geiste meistens nur die Wahl zwischen den zwey Wegen der innern, von dem bürgerlichen Leben mehr abgesonderten, oder doch erst später wieder dahin zurückkehrenden Thätigkeit, der künstlerischen und der philosophischen. Die erste war Anfangs überwiegend herrschend, selbst zum Nachtheil der letztern; indem manche Schriftsteller, weil sie ihr ganzes Leben, oder doch den größten Theil desselben, der Betrachtung der Kunst, oder der Beschäftigung mit ihr, und ihren Grundsätzen gewidmet hatten, die Anlage zur Philosophie, die sie besaßen, nicht ganz oder doch nicht hinreichend entwickelten, um auch von dieser Seite wirksam zu werden. Selbst in Winkelmann ist eine solche, und zwar sehr edle Anlage ganz unverkennbar; allen seinen hohen Kunstideen liegt eine platonische Begeisterung zum Grunde, die er an der Quelle geschöpft hatte und die herrschende Denkart bey ihm war. Unter allen Arten der Philosophie stimmt diese wohl am meisten mit der Kunstbetrachtung überein; doch ist dieser Platonismus so stark in ihm, daß er ihn nicht selten über alle Kunstbetrachtung hinausführt. Besonders in den spätern Schriften nimmt

dieſer philoſophiſche Hang zu, und ich weiß nicht, ob es nicht ein großer Gewinn für die deutſche Philoſophie geweſen wäre, wenn ſie mit einem ſolchen Platoniker begonnen hätte, wie Winkelmann es hätte ſeyn können.

Leſſing legte, da ſein Geiſt die Höhe der männlichen Reife erreicht hatte, die antiquariſchen Unterſuchungen, Theater und Kunſtkritik, denen er ſein früheres Leben gewidmet hatte, gleich wie Jugendübungen bey Seite. Die philoſophiſche Erforſchung der Wahrheit ward das Ziel aller ſeiner ſpätern Beſtrebungen, denen er ſich mit einem Ernſt, einer Begeiſterung für die Sache hingab, wie vorher keinem andern Geſchäft. Denn in jenen andern Fächern, in denen er früher geglänzt hatte, ſcheint er oft mehr nur wie zum Spiel ſich ſeiner genialiſchen Kraft zu überlaſſen, beſonders gegen ſchwächere Gegner, als daß es ihm um die Sache ſelbſt, und aus eigner Wahl ſo ernſt geweſen wäre. Wie ſehr es ſeiner Natur auch ein Bedürfniß geweſen ſeyn mochte, ſich in den mannigfaltigſten Kunſt- und Geiſteswegen zu üben, ſein eigentlicher Beruf war unverkennbar die Philoſophie. Nur daß er darin zu weit über ſeinem Zeitalter ſtand, um allgemein verſtanden zu werden; was um ſo ſchwerer war, da ſeine Philoſophie gar nicht zur Reife und vollkommnen Entwicklung kam, es alſo bey ſeiner ganz unſyſtematiſchen Art ſich mitzutheilen, bloß bey gelegentlichen und indirecten Äußerungen und hingeworfenen Zügen und Umriſſen, wie von einer Skizze blieb.

Von den Philoſophen der ältern Schule hatte Sulzer nach damahls herrſchender Art ſein Denken und Forſchen vorzüglich der Kunſt gewidmet; Mendelſohn geſucht,

die allgemeinen Wahrheiten der Religion philoſophiſch zu begründen; Garve gehörte zwar nicht der Leibnitziſchen Schule, aber doch in Rückſicht ſeiner ganzen Art jener ältern Zeit an. Er widmete ſich beſonders der Moralphiloſophie der Engländer und der Alten; der Erfolg bewies nur, daß eine ſolche bloß auf das Wahrſcheinliche und Annehmliche gegründete und gebildete Moral und Philoſophie des Lebens ohne eine tiefere Begründung und allgemeine Erkenntniß deſſen, was denn eigentlich an ſich wahr und gewiß iſt, dem deutſchen Geiſte nicht genug thun könne. Wielands philoſophiſche Romane trugen dazu bey, unter einem ſokratiſchen Gewande, beſonders unter den höhern Ständen eine Moral zu verbreiten, welche im Grunde epikuriſch war. Nicht ohne nachtheilige Folgen für die allgemeine Denkart; wenigſtens war dieſe etwas allzunachgiebige und unmännliche Sittenlehre eben keine paſſende Vorbereitung für die ſchweren und erſchütternden Kämpfe, welche dem Zeitalter und der Nation bevorſtanden.

Kant war noch nicht berühmt geworden. Ganz abgeſondert von den übrigen ging Lavater ſeinen eignen Weg. Man hat von ihm nur die Thorheit ſeiner Phyſiognomik und einige ähnliche ergriffen, die erſte weit verbreitet, wegen der andern ihn im Allgemeinen als Schwärmer verſpottet. Sein philoſophiſcher Tiefſinn iſt faſt gar nicht anerkannt und verſtanden worden; er konnte ihn freylich auch nur in einzelnen Äußerungen kund geben, und nicht zur Methode gelangen, weil ſein Weg des lebendigen Glaubens von dem der damahligen Schulphiloſophie ſo ganz entfernt war. Er iſt aber meines Bedünkens, unter den Suchenden des achtzehnten Jahrhunderts, wie ich dieſe-

nigen nennen möchte, welche den Spuren der verlohrnen Wahrheit unermüdet nachgingen, nach Hamann und nebst Lessing der vortrefflichsten und der merkwürdigsten einer. Diese drey einsamen Denker bilden einen von dem Streit der herrschenden Secten und den Modeformeln der Schule ganz abgesonderten Kreis und eignen Cyklus des angehenden höheren Nachdenkens für sich, in dessen Gange man wohl die ersten, noch wenig entwickelten Keime einer christlichen Philosophie gewahr wird. Hamann stellte das Wort der ältesten Offenbarung, wie ein noch unverstandenes Räthsel hin; eine Stimme, die wenig beachtet ward in der Wüste der allgemeinen Aufklärung. Lavater faßte in seinem tiefen Gemüthe die Geheimnisse des Christenthums zugleich als Lichtpunkte der ideellen Erkenntniß auf. Der dritte welchen wir diesen unbewußten deutschen Spiritualisten und christlichen Originaldenkern beyzählen können, war Lessing, dessen klarer Geist bis zu den eigentlichen entscheidenden Wendepunkten der Offenbarung und Erkenntniß, so wie auch besonders der Überlieferung und der Denkfreyheit durchdrang.

Was Reimarus aus der ältern Schule für die Erkenntniß der natürlichen Religion aus der Vernunft öffentlich schrieb, ist von der gewöhnlichen Art. Ungleich wichtiger aber ist jener ausführliche Angriff desselben auf die geoffenbarte Religion in seinen Folgen geworden; welchen Lessing, eben weil er mit Ernst in die Untersuchung, und auch in das Historische, wenigstens mit dem Willen gründlich zu seyn, einging, glaubte bekannt machen zu müssen; in der Überzeugung, es sey die Zeit gekommen, alle Zweifel nicht länger zu verschweigen, sondern hervor-

zuziehen, damit sie desto besser beantwortet werden, und die Wahrheit ans Licht kommen möchte. — Lessings Philosophie ging gerade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion. Die gewöhnlichen Fragen und Streitigkeiten, in denen damahls die Philosophie noch von Descartes und Locke her befangen war, und sich unnütz abarbeitete, hatten kein Interesse für ihn. Dagegen berührt er in der Erziehung des Menschengeschlechts und in den Freymaurergesprächen, wie in allen seinen philosophischen Streitschriften Punkte, welche die eigentlichen Hauptgegenstände der höhern Philosophie viel näher angehen, welche aber den damahligen Denkern fast ganz aus ihrem Gesichtskreise entschwunden waren. Er war in Beziehung auf die Philosophie dem achtzehnten Jahrhundert völlig entwachsen. Leibnitz war unter den Naheſtehenden fast der einzige, der ihn noch berührte, und er sah ihn in einem weiten Abstande von seinen damahligen Nachfolgern. Um so mehr, je tiefer er ihn durchdrang, da er das Studium des Spinosa damit verband. Wenn jede Metaphysik seicht zu nennen ist, welche diesen großten unter allen Gegnern nicht nur nicht zu widerlegen weiß, sondern ihn umgehen und ignoriren möchte, so ist wohl nicht zu läugnen, daß Lessing auf seine Art tiefer, wenn gleich nicht so systematisch als Kant in das Innere der Philosophie eingedrungen ist. Wäre sein Leben nicht so fruhzeitig geendet, wäre er überhaupt sparsamer mit seiner Kraft, und geordneter in der Anwendung derselben gewesen, so würde dieß gewiß auch öffentlich bewährt und allgemein anerkannt seyn. Die deutsche Philosophie würde sich vielleicht glucklicher entwickelt haben, wenn Lessings freyer und kühner Geist dazu fort-

dauernd mitgewirkt hätte, als es nachher durch Kant allein geschah. Lessing äußerte seine eigentlichen philosophischen Gedanken fast gar nicht öffentlich; alles was er etwa gelegentlich davon hinwarf, fiel auf, als eine allen Ausdruck übersteigende Paradoxie. Ein Spinosist aber, wie man nach Lessings Tode von ihm behauptet hat, war er in der That nicht; außer in so fern ein Denker sich vorübergehend hinneigen kann zu einem Irrthum, den er noch nicht zu widerlegen im Stande ist, und der für ihn vielleicht die Brücke und der Übergang zur Wahrheit werden soll. Der entscheidende Beweis dafür ist, daß Lessing an die Seelenwanderung glaubte, und unter allen besondern Lieblingsmeinungen scheint diese besonders tief bey ihm gewurzelt zu haben. Diese Meinung aber ist mit Spinosa's System ganz unverträglich, da weder eine Verwandlung der Individuen noch eine persönliche Fortdauer derselben nach diesem System Statt findet. Vielmehr scheint aus diesem Umstande deutlich hervorzugehen, daß Lessing überhaupt zu der ältern orientalischen Philosophie sich hinneigte, wie er es auch deutlich genug zu erkennen giebt. Man muß also denen fast Recht geben, welche glauben, daß man sich vor der Schwärmerey gar nicht sorgfältig und ängstlich genug hüten könne, um rein davon zu bleiben; denn da weder Leibnitzen all sein Wissen, noch Lessingen sein heller Verstand ganz vor dem bewahren konnte, was jenen Leuten für Schwärmerey gilt, so muß es auf einer gewissen Höhe schwer seyn, es zu vermeiden.

Doch von dieser heimlichen Schwärmerey des geistvollen Forschers ging eigentlich nichts in die allgemeine Denkart über. Desto mächtiger und allgemeiner wirkten

ſeine Zweifel und das Beyſpiel ſeiner Kühnheit; und ſo arbeitete er, ohne es zu wollen, eigentlich nur jener Denkart in die Hände, der er ſo entſchieden abgeneigt war, und die er ſo oft bekämpft hatte. Leſſing hat in einem gewiſſen Sinne das beſchloſſen, was durch Luther begonnen war; er hat den deutſchen Proteſtantismus als kritiſcher Forſcher bis zu Ende durchgeführt, und dadurch zu jener noch gegenwärtig obwaltenden Kriſis gebracht; wie Fichte in der neuern Epoche von einer andern Seite, als wiſſenſchaftlicher Selbſtdenker nach dem proteſtantiſchen Princip der Freyheit, oder als unbedingter Idealiſt und vollendeter Proteſtant jenen Gipfel erreicht hat, der auf dieſem Wege nun nicht weiter überſchritten werden konnte, von welchem aus daher auch ein neuer Umſchwung des Geiſtes in entgegengeſetzter Richtung, eine Rückkehr aus dem ſelbſtgemachten Abgrunde des unbedingten Denkens, zur Erkenntniß der Offenbarung oder des göttlichen Poſitiven ganz natürlich eintrat, obgleich unter ſtetem Widerſtreit, und vielerley täuſchenden Überbleibſeln des alten Irrthums, und mit häufigem Rückfall in denſelben. Als beſtimmtes Syſtem und geſchloſſene Parthey konnte der Proteſtantismus in Deutſchland, bey dieſer unbedingten Denkfreyheit, und nach der von Leſſing herbeygeführten Kriſis, wie es ſich bald kund gab, nicht länger beſtehen, weder in der Religion noch in der Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft hat ſich, ſeit Fichte den Proteſtantismus in derſelben oder die freye Selbſtdenkerey bis auf den höchſten Gipfel des Idealismus geſteigert hatte, und dieſes Wageſtück den Geiſt unbefriedigt ließ, wieder mehr und mehr dem Gegebnen und Poſitiven der Natur, Geſchichte und Offenbarung zu-

gewandt, obwohl mehrentheils noch in trüber Mischung und Beymischung mannichfaltigen Irrthums. Im Glauben aber ist seit jener von Lessing herbeygeführten Krisis das unbestimmte, innere Christenthum und eine durchaus bloß individuelle Gefühls-Religion bey den fromm gesinnten Protestanten an die Stelle des alten nicht mehr recht haltbaren Systems getreten. Lessingen selbst hatte die hohe Kühnheit seines Forschergeistes zurückgeführt zum Glauben an die älteste Philosophie, und zur Anerkennung der Tradition und ihrer gesetzlichen Kraft in der Kirche.

Zunächst hatte also Lessing in dem ganzen protestantischen Deutschland unstreitig eine auflösende Wirkung. Ob diese gänzliche Auflösung der bis dahin geltenden Denkart und des protestantischen Glaubens vielleicht späterhin gute und glückliche Folgen gehabt hat, oder noch haben wird; ob die Surrogate der Wahrheit zerstört werden sollten, um ein desto tieferes Bedürfniß nach der ganzen Fülle derselben, eine Rückkehr zu ihr, auf Überzeugung und eigenes Gefühl gegründet, herbey zu führen, das ist eine andre Frage, über welche erst die Zukunft entscheiden kann und hoffentlich bejahend entscheiden wird. Die nächsten Wirkungen waren von sehr gemischter Natur. Die aufgestellte und anerkannte Denkfreyheit ward weniger zum Aufbauen, zu wissenschaftlichen Entdeckungen und Untersuchungen als zum Zerstören angewandt. Die Vorurtheile unter dem einschmeichelnden Nahmen der Aufklärung auszurotten, war die allgemeine Losung. Dieß geschah auch unstreitig in vielen Dingen von geringerer Wichtigkeit, die eine leichte Entscheidung gestatten. Für die höhern Angelegenheiten und Überzeugungen fehlte es ganz

an einem festen Maaßstabe, um Vorurtheil und Wahrheit, Glauben und Unglauben zu unterscheiden. Welch ein Mißbrauch mit dem allgemeinen Losungsworte getrieben, wie verschiedene Dinge darunter bezweckt und verstanden wurden, das kann man leicht inne werden, wenn man sich nur vergegenwärtigt, welch einen ganz andern Sinn, Denkfreyheit und Aufklärung bey dem tiefen Denker, dem redlichen Zweifler, dem Philosophen Lessing, und welch einen ganz andern, etwa bey Basedow, Nikolai oder Weißhaupt hatte. Daß diejenigen, welche unaufhörlich Duldung predigten, gegen die anders Denkenden selbst oft sehr unduldsam waren, ist schon erinnert worden. Doch das ist wohl mehr für eine sich oft kund gebende Eigenheit und Schwäche des so leicht mit sich selbst in Widerspruch gerathenden menschlichen Geistes zu halten, als gerade jenen ausschließend zum Vorwurf zu machen. Traten selbst Zweifelsucht, Unglauben und entschiedene Abneigung gegen die Religion in Deutschland ungleich bescheidner und weniger kühn auf als in Frankreich, oder bey einzelnen Individuen in England, so trug eben diese gemäßigte, der Vernunft schmeichelnde, das Gefühl und den Glauben nicht so gradezu angreifende Form des Unglaubens dazu bey, die Denkart selbst desto schneller und allgemeiner zu verbreiten. Unter den Schriftstellern, welche nicht mit dem Strome der öffentlichen Meynung gingen, sondern als christliche Denker im Stillen gewirkt haben, sind aus jener älteren Epoche vorzüglich Jung Stilling und Stark bemerkenswerth; von denen der erste auf dem Wege des innern Christenthums unter den Protestanten vielfältig einen tieferen religiösen Sinn und auch

im Einzelnen freyere Ansichten erweckt, der andre aber in seinen Schriften seine Überzeugung für den katholischen Glauben in voller Klarheit ausgesprochen hat. Gern reihen wir diesen beyden geistbegabten Männern noch den liebenswürdigen Claudius an, der in dem heitern Gewande kindlicher Volksschriften, was er von den Geheimnißen des Christenthums mit tiefem Sinn erkannt hatte, so klar in die Gemüther zu bringen wußte.

Wir wenden jetzt noch einen Blick auf die äußern Verhältnisse der intellektuellen Entwicklung in jener Epoche. Auch die allgemeine Friedensruhe, der blühende Wohlstand von Deutschland war so wie der Entwicklung der allgemeinen Geistesbildung, so auch der Verbreitung einer neuen Denkart sehr günstig. Ungeachtet die Wissenschaften und Künste sich nicht überall einer positiven und zureichenden Ermunterung zu erfreuen hatten, so mußte doch das Selbstgefühl überhaupt schon dadurch geweckt und erhöht werden, daß Deutschland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und nach derselben mehr wahrhaft große Regenten besaß, als das ganze übrige Europa. Friedrich und Maria Theresia, waren auf verschiedenen Wegen der Stolz ihrer Völker; noch größern Erwartungen wuchs Kaiser Joseph dem mütterlichen Thron zur Seite entgegen. Er entsprach diesen lange genährten Erwartungen durch eine thatenreiche Regierung. In Rücksicht der deutschen Kunst- und Geistesbildung schlug die Hoffnung des patriotischen Klopstock abermahls fehl. Als Beherrscher so vieler und großer nichtdeutscher Länder wäre Kaiser Joseph vielleicht mehr berufen gewesen, ein großes wissenschaftliches Institut für ganz Europa, als für Deutschland insbesondere zu stiften. Dieses zu thun, wäre

gewiß ſelbſt dem Intereſſe ſeines Staats angemeſſen, und würde beſonders auch für den nachherigen Gang der öffentlichen Meinung und die ganze Entwicklung des Zeitalters von ſehr entſcheidendem Einfluß geweſen ſeyn. Es unterblieb, oder geſchah doch nicht in dem Maaße und in der Ausdehnung, wie es hätte geſchehen können, weil der Kaiſer vorzüglich nur die praktiſche Seite der Wiſſenſchaften achtete. So entfernt aber war er von einer allgemeinen Gleichgültigkeit oder Geringſchätzung gegen dieſelbe, daß er vielmehr einige praktiſche Theorien damahliger Zeit im Fache der Geſetzgebung, Juſtiz oder innern Verwaltung und der Finanzen, die jetzt meiſtens nur als Hypotheſen noch erkannt werden und ein Intereſſe haben, weit über ihren wahren Werth ſchätzte. Wie natürlich nun einem thatenreichen Monarchen jene praktiſche Anſicht der Wiſſenſchaft auch ſeyn mag, ſo darf doch das Beyſpiel dieſes ausgezeichneten Regenten andern Regierungen hierin nicht zur Richtſchnur dienen. Denn, wenn es gewiß und jetzt allgemein anerkannt iſt, daß der Geiſt und die Geiſtesbildung einer Nation für den Staat und den Regenten nicht minder wichtig iſt, als die phyſiſche Macht und der äußere Ruhm und Glanz, ſo muß alles was darauf Einfluß haben kann, wenn es auch gar keine Beziehung auf den unmittelbaren Nutzen zu haben ſcheint, ſchon an und für ſich als äußerſt wichtig betrachtet werden.

Ich wende mich jetzt zu der dritten Generation in der neudeutſchen Litteratur, deren Charakter von den vorhergehenden ſehr auffallend verſchieden iſt. Den allgemeinen Charakter dieſer verſchiedenen Epochen und Generationen in der neuen deutſchen Litteratur ſich deutlich vor Augen zu ſtellen, das iſt das ſicherſte Mittel, manche

sonst störende Widersprüche zu lösen, und manche streitende Meinungen in Übereinstimmung zu bringen, wo die letztern nähmlich auf Mißverständnissen beruhen, oder Eigenheiten betreffen, und nicht aus einer wesentlichen Grundverschiedenheit der Denkart hervorgehen. Das ganze äußere Verhältniß, der herrschende Geist derjenigen Epoche, in welcher die erste Entwicklungs- und Bildungszeit eines Schriftstellers fällt, bestimmt oftmahls den Charakter desselben, und behält in jedem Fall einen entscheidenden Einfluß auf seine ganze nachherige Laufbahn.

Zu der dritten Generation rechne ich diejenigen, deren Entwicklung und Bildung in die letzten achtziger oder in die neunziger Jahre fällt. Die äußern Begebenheiten und der herrschende Zeitgeist haben hier allerdings auch auf die deutsche Litteratur einen sehr merklichen und entscheidenden Einfluß gehabt; nicht bloß auf die Schriftsteller, sondern auch auf das Publikum. Früherhin bestand das Publikum der deutschen Dichter und Schriftsteller fast nur aus einer Anzahl von einzelnen Kunstfreunden und zerstreuten Dilettanten. So war es, wie Klopstock und seine Zeitgenossen anfingen, und nur langsam war dieß kleine Häuflein deutscher Kunstfreunde angewachsen. Mit der Revolution nahm das Schreiben und Lesen außerordentlich zu, von dem politischen Gebiete verbreitete es sich bald auch über das philosophische, und jedes andre litterarische. Wie zweckwidrig es auch oft getrieben worden ist, welchen schädlichen Einfluß es auch hier und da mag gehabt haben; die allgemeine Theilnahme ward doch mehr und mehr erweckt, und selbst wenn man lebhafter als sonst Parthey nahm, war es ein Gewinn für

den Geiſt, der ſich oft im Kampf am beſten entwickelt. Sollte ich dieſe Epoche im Allgemeinen mit einem Worte bezeichnen, ohne daß ich fürchten dürfte, mißverſtanden zu werden, ſo würde ich ſie die revolutionäre nennen, wenn es anders erlaubt iſt, ein ſolches Wort in einem zwar gültigen, aber doch etwas eignem und von dem gewöhnlichen abweichenden Sinn zu nehmen. Zwar muß es allgemein den deutſchen Schriftſtellern zum Ruhme nachgeſagt werden, daß wenigſtens die erſten und ausgezeichneten unter ihnen von dem demokratiſchen Schwindel der erſten Revolutionsjahre ganz frey und rein blieben. Ich wüßte eigentlich nur den einzigen Forſter zu nennen, von dem man bedauern muß, daß er durch andre und durch ſich ſelbſt getäuſcht, in dieſem Strudel für die Welt und für die Litteratur verlohren ging. Wenn einige der Beſſern nicht ganz frey blieben von den trügeriſchen Hoffnungen jener Zeit, ſo ward ihre Rechtlichkeit bald inne, daß ſie getäuſcht waren, und ſie erſetzten reichlich den vorübergehenden Irrthum. Ich nehme jene Bezeichnung alſo vielmehr in dem Sinne, wie man treffend geſagt hat, Burke habe ein revolutionäres Buch gegen die Revolution geſchrieben. Dieß iſt ſo zu verſtehen, daß er darum die Erſchütterungen des Zeitalters mit ſo hinreißender Beredſamkeit geſchildert hat, weil er die Gefahr ganz kannte und die Größe des bevorſtehenden Kampfs, und ergriffen davon, ſelbſt in einen Zuſtand des Kampfs und der innern Erſchütterung gerieth. Dieſer Zuſtand des äußern nicht bloß, ſondern noch vielmehr des innern Kampfs iſt, was ich als das Unterſcheidende und Charakteriſtiſche der Dichter und Schriftſteller dieſer dritten Generation betrachte.

Ich darf um meinen Begriff zu bewähren und ganz deutlich zu machen, nur einen großen Schriftsteller und Dichter dieser Generation nennen, dessen reiche Laufbahn schon vollendet vor uns liegt. Wir sehen Schillern in seinen ersten leidenschaftlichen Jugendwerken durchgehends in dem gewaltsamsten Zustand eines solchen innern Kampfs; wir sehen ihn sogar erfüllt von jenen schwärmerischen Hoffnungen, von jener kühnen Opposition gegen alles Bestehende, welche der Revolution vorangingen. In einigen seiner Jugendgedichte sprechen sich die leidenschaftlichsten Zweifel aus; ein Unglauben, der aber bey solchem hohen Ernst und glühendem Feuer in einem jugendlichen Geiste nicht sowohl Tadel verdient, als Mitgefühl erregt, und die Hoffnung, daß ein so tief erschütterndes Bedürfniß und ein so mächtiger Drang nach Wahrheit in einer starken männlichen Seele nicht lange werde unbefriedigt bleiben können. Welche gewaltsame Übergänge sehen wir später in Schillers reifer Laufbahn; welchen steten Kampf mit sich und der Welt, mit der Philosophie des Zeitalters und mit seiner eignen Kunst! Rastlos in sich und unruhig umhergeschleudert, sehen wir ihn aber auch hier und da von der äußern großen Erschütterung des Zeitalters ganz ergriffen und sie mitempfindend. Dieses ist es, was ich unter jenem Beywort verstanden wünschte, und was ich im größern oder geringern Maaße bey allen ausgezeichneten Schriftstellern jener Epoche finde.

Die Dichter und genialischen Schriftsteller der zweyten Generation lebten in einer uns fast sonderbar erscheinenden Sorglosigkeit, da wir jetzt gewohnt sind, selbst die ersten Symptome der herannahenden Gefahren und Er-

schütterungen schon in jener Zeit zu finden. Sie aber waren unbekümmert um alle politischen Verhältnisse und Begebenheiten nicht nur, sondern sogar um die ganze übrige und äußere Welt, nur sich und ihrer Kunst lebend, und sich ihrer genialischen Kraft erfreuend. Der einzige Johannes Müller macht hier eine Ausnahme, dessen Geist ganz auf diese Gegenstände gerichtet, von der einsamen Höhe seiner Alpen freylich die heraufziehenden Gewitterwolken früher und deutlicher erkennen mußte, als die unten im friedlichen Thal oder in dem Gewirre der Städte wohnenden. Statt jener künstlerischen, glücklichen Sorglosigkeit sehen wir die Schriftsteller der spätern Generation, aus den achtziger oder neunziger Jahren, alle in dem Zeitalter befangen; sich ganz ihm hingebend, mit ihm im heftigsten Kampf, oder doch auf eine oder die andre Weise ihr ganzes inneres Thun auf das Zeitalter beziehend. Ich will nur einige Extreme anführen. Wodurch anders ist der bekannteste, unentbehrlichste und fruchtbarste aller Schriftsteller des Zeitalters, diesem so zum Bedürfniß geworden, wie der angewöhnte Gebrauch eines die Augenblicke verkürzenden Reizmittels, als dadurch, daß er die schwache, mitleidige Seite des Zeitalters zu fassen, und sich derselben ganz zu bemeistern wußte? Ein Schriftsteller der in folgenden Zeiten vielleicht merkwürdig erscheinen wird, als Beleg von dem Verfall der Sitten und des Geschmacks in der jetzigen. Das gerade entgegenstehende Extrem von dieser Benutzung der schwachen Seite des Zeitalters, bietet uns ein berühmter Philosoph dar, der in seinem eigenen Ich den Punkt des Archimedes gefunden zu haben glaubte, um die Welt in Bewegung zu setzen und das Zeitalter völlig umzukehren.

Will man noch ein anderes Beyspiel von einem Verhältniß des Schriftstellers zum Zeitalter, was die Mitte hält zwischen jener Schmeicheley gegen die Schwächen desselben, und diesem etwas kühnen Unternehmen, es nach eigner Willkühr neu gestalten und auf den Kopf stellen zu wollen, so erinnere man sich an jenen humoristischen Lieblingsschriftsteller der Nation, der es eben dadurch ist, daß er den ganzen Reichthum eines so verwickelten Zeitalters, alle Dissonanzen und Anklänge desselben, mit Witz und Gefühl, mit einer eignen Manier von Laune, aber in einer so dissonanzvollen, gemischten, buntscheckigen Schreibart zum Vorschein bringt, wie das Zeitalter selbst bey seinem Reichthum in seiner chaotischen Beschaffenheit sich darstellt.

Die Fehler, welche den in die geistige Revolution mit eingreifenden Schriftstellern, schon als solchen eigen sind, mögen die genannten und angedeuteten Denker und Dichter in reichem Maaße treffen. Deßhalb darf aber Männern, die so energisch in Kunst und Wissenschaft eingewirkt haben, wie Schiller, Fichte und andre, die in redlicher Kraft den Kampf des Zeitalters mit bestanden, und zur großen Entwicklung bedeutend mitgewirkt haben, diese ihre Geisteskraft und ein wesentliches Verdienst nicht abgesprochen und verkannt werden.

Andre wandten sich weg von dem unmittelbaren Anblick dieses chaotischen Zustandes der jetzigen Menschheit, sich in das Gebiet der Fantasie flüchtend, und in ihren Spielen sich ergötzend, oder sich in die Arme der Natur werfend, und der von dem Zustande des Menschen ganz getrennten Betrachtung und Wissenschaft derselben. Noch

andre Suchende ergriffen mit Begeisterung das Große der vergangenen Zeiten, sich ganz in sie versenkend und da die Auflösung hoffend für das Räthsel der unsrigen. Viele der Edelsten, wandten sich unbefriedigt von der Außenwelt und auch von der Wissenschaft zurück zur Religion, die dem Zeitalter fast fremd geworden war, und zu dem lange verkannten Christenthum. Es hat auch auf diesem Wege nicht gefehlt an einzelnen Mißgriffen und Mißverständnissen; am meisten aber gebricht es noch an dem nöthigen Muth und an der Entschiedenheit des Charakters um die im Innern schon erkannte Wahrheit nun auch durch die That zu ergreifen und im Leben offen zu bekennen. Daß aber, was dem Zeitalter gebricht, und auch in uns selbst fehlte, nur auf diesem Wege gefunden werden könne, das wird jetzt kaum irgend jemand von den besser Gesinnten noch in Abrede seyn. Die Eintracht aber zwischen denen, welche den Glauben wiedergefunden haben, und das Christenthum erkennen und lieben unter den Protestanten, oder die es suchen und sich ihm annähern unter den Philosophen, mit denen, welche dabey vor allem an dem katholischen Mittelpunkt fest halten, der jene Bestrebungen erst sicher begründet, und zur vollen Klarheit hindurchführt, wird sich auf höherem Wege immer sichtbarer entwickeln; indem jedes Große, was Epoche macht, in dem Laufe der Zeiten, nur durch ein gleichmäßiges Hervorbrechen vieler individuellen Kräfte sich entfaltet.

Weiter läßt sich das Gemählde nicht wohl fortführen, da es schwer ist, eine Zeit zu schildern, der man selbst angehört. Wenn ein äußerer Kampf allgemein wird, in irgend einem Gebiete der menschlichen Thätigkeit, der bürgerlichen, wie

der geistigen, so wird, je mehr der Kampf sich verwirrt, der Fall eintreten, daß einiges Unrecht alle trifft; oder sollte auch ein Theil an und für sich entschieden Unrecht haben, so wird doch wahrscheinlich auch derjenige, der gegen jene vollkommnen Recht hat, abgesehen davon und für sich selbst, neben dem Recht auch wohl einiges Unrechts schuldig seyn. Dieß bringt der allgemeine chaotische Zustand so mit sich. Sieht man aber auf die Kunst und die Entfaltung des Geistes in seinen Werken, so gehen wohl aus dem höchsten innern Kampf plötzlich die vortrefflichsten Werke hervor, oft aber auch sind es nur Geburten eben dieses innern Kampfes. Man erinnere sich an den weiten Abstand der Räuber, des Don Carlos, des Wallenstein, in dem Stufengange des angeführten Dichters. Im Ganzen ist harmonische Vollendung und Schönheit nicht die Frucht eines innern geistigen Kampfes, so lange er noch dauert; wohl aber ist er, einen großen Gedanken-Reichthum zu entwickeln, geeignet. Dieser Ideenreichthum ist der eigentlich unterscheidende Vorzug der geschilderten dritten Epoche der deutschen Litteratur, der auch von den andern Nationen schon am meisten anerkannt wird. Doch würden sich allerdings auch aus dieser Zeit einzelne Werke anführen lassen, die als solche nicht bloß kunstreich vollendet, sondern von harmonischem Gefühl beseelt, und auch in der Sprache schön sind. Im Ganzen aber ist der fragmentarische Ideenreichthum vorwaltend in unsrer Epoche; die harmonische Vollendung bildet die seltneren Ausnahmen.

Wie sehr man nun auch der Meinung seyn mag, daß über diesen in heftigem Kampf begriffenen Zeitraum unse-

rer Litteratur eine Art von Amneſtie ausgeſprochen werden müſſe, deren alle Partheyen bedürfen; wie ſehr man in Rückſicht der Kunſt, des Schönen und der Sprache, den größten und glücklichſten Dichtern der erſten und der zweyten Generation den Vorzug geben mag: in Rückſicht auf jenen darin entwickelten Ideen-Reichthum bleibt dieſer Zeitraum ſehr merkwürdig, und weſſen Bildung und Entwicklung in dieſe Zeit von 1788 — 1802 fiel, der wird ſie ungeachtet jener nachtheiligen Verhältniſſe nicht leicht aufgeben, oder mit einer andern vertauſchen wollen.

Am entſchiedenſten wirkte in dieſer Zeit die Kantiſche Philoſophie. Daß dieſelbe für die Denkart, und für den Glauben ſchädlich geweſen ſey, kann ich im Allgemeinen nicht finden. Dieſer war ohnehin ſchon von andern Seiten her in ſeinem innerſten Grunde erſchüttert. Wurden ja bey einigen die Zweifel vermehrt, oder erſt rege gemacht, ſo führten dieſe Zweifel von der ernſten und tiefen Art ihre Heilung ſchon ſelbſt mit ſich. Nicht zwar in dem hinfälligen Gebäude des ſogenannten Vernunftglaubens; aber es lagen außerdem viele und mannichfaltige Veranlaſſungen in der Kantiſchen Philoſophie zerſtreut, von wo aus ein ernſtlich Suchender auf eine oder die andre Art die höhere Überzeugung, wenn er ſie verlohren hatte, oder darin irre geworden war, wieder finden, oder doch ſich ihr wieder nähern konnte. Man muß nur bedenken, wie weit doch auch ſelbſt in Deutſchland die Philoſophie des Zeitalters eingewirkt hatte, um den Unglauben an alles Höhere weit zu verbreiten; ſo wird man finden, daß die Kantiſche Philoſophie in dieſer Hinſicht eher wohlthätig gewirkt, wenigſtens einigen als Über-

gang gedient hat zur Wahrheit, oder doch als erster Anlaß zur Rückkehr. Schädlich freylich war es, daß die Kantiſche Philoſophie ſo bald eine Secte ward. Doch war es ein vorübergehendes Uebel, ſo wie auch die Barbarey in der Sprache. Kants eigener Styl hat Stellenweiſe ein Gepräge von Charakter, etwas ganz Eigenthümliches, und neben dem philoſophiſchen Scharfſinn auch Geiſt und Witz. Aber im Ganzen, und beſonders im Periodenbau, trägt ſeine Schreibart überall die Spuren ſeines mühſelig nach der Wahrheit ringenden, zwiſchen Zweifeln umherſchwankenden Geiſtes. Dazu kam die unglückliche Terminologie. Doch jetzt hat ſich jene Barbarey und philoſophiſche Chiffernſprache größtentheils wieder ganz verlohren; nur bey wenigen unter den ausgezeichneten Schriftſtellern werden aus Vernachläſſigung noch einzelne Spuren davon gefunden. Einzelne philoſophiſche Schriften der ſpätern Zeit ließen ſich anführen, die in der Sprache tadelfrey ſind.

In Kants Philoſophie finden ſich noch viele von den Mängeln ſeiner Vorgänger im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wieder. Mit eben ſo todten Begriffen von Raum und Zeit, wie die Leibnitziſchen, beginnt er, ſchlägt ſich dann immer zwiſchen ſeinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt herum, wie faſt alle Philoſophen ſeit Descartes, und giebt ſich endlich der Erfahrung anheim, wie Locke. Weil dieſe aber über alles Sittliche und Göttliche keinen Aufſchluß geben kann, ſo baut er, auf eine Art die der Weiſe der engländiſchen Philoſophen nicht unähnlich iſt, nun aus den Bruchſtücken der zerſtörten Vernunft-Erkenntniß jenen Vernunftglauben zuſammen, der aber

noch allzuviel von der Art eben dieſer erſt von ihm ſelbſt ſo gewaltig angegriffenen Vernunft mit ſich führt, um an ſich ſelbſt recht glauben zu können; daher er dann auch bey andern keinen Glauben, noch dauerhafte Wirkung fand. Kants Sittenlehre und Rechtslehre hat zwar den Antheil, welchen die praktiſche Vernunft in dieſem Gebiete haben ſoll, vorzüglich entwickelt; beweiſ't aber in einem noch höhern Maaße, als das Beyſpiel der Stoiker, welch ein ſtarres Weſen eine aus der praktiſchen Vernunft allein hergeleitete Sitten- und Rechtslehre bleiben muß, wenn kein anderes Element hinzugenommen wird; nicht bloß für den innern Menſchen ungenügend, ſondern auch für das Leben in vielen Fällen ganz unanwendbar, ja wenn es ganz conſequent durchgeführt würde, auf die ſeltſamſten und ganz verkehrten Folgen führend. Auch von dieſer ſtarren Kantiſchen Sittenlehre iſt man bald zurückgekommen.

Das Größte was Kant geleiſtet hat, bleibt immer, wie er gezeigt, daß die Vernunft in ſich ſelbſt ſtreitend und an und für ſich leer und ohne Inhalt, mithin nur in ihrer Anwendung auf die Erfahrung und im Gebiete derſelben gültig, eine Erkenntniß von Gott oder göttlichen Dingen durch ſie zu erreichen, alſo nicht möglich ſey. Statt aber nun anzuerkennen, daß dieſe nur durch innere Wahrnehmung und göttliche Offenbarung erlangt werde, daß die höhere Philoſophie eine Erfahrungswiſſenſchaft ſey, ſtatt der Vernunft auch hier im Gebiete der überſinnlichen Erfahrung dieſelbe zweyte, ordnende und dienende Stelle anzuweiſen, ſtellte er ſtatt deſſen dennoch die Vernunft, obwohl unter der ihr gar nicht anſte-

henden Maske des Glaubens wieder auf den Thron. Hätte er sich jener einfachen alten Annahme gefügt, hätte er den Weg der innern Wahrnehmung und des erleuchteten Glaubens durch den Geist der Kritik, mittelst einer, wie im Gebiete der Erfahrung den gegebnen Thatsachen derselben, so auch hier dem Lichte der Offenbarung dienenden Vernunft zur wissenschaftlichen Bahn geebnet, so hätte er dadurch, wie er es wollte, was Baco für die Physik, dasselbe für die Philosophie werden können, um sie statt der eitlen Wortstreitigkeiten zu einer sichern, lebendigen Erfahrungswissenschaft zu erheben, oder, vielmehr wiederherzustellen.

Allein für ihn gab es gar keine innere Wahrnehmung, überhaupt nichts Übersinnliches, als den leeren Raum der von allem Stoff entkleideten Vernunftbegriffe. In diesem todten und verkehrten Denken war er ganz befangen und verwickelt, und so blieb ihm denn nichts als jener gezwungene Ausweg eines erkünstelten Glaubens; weil er zwischen seinem eignen Ich und der äußern Sinnenwelt ewig schwankend, zu keiner Wahl und Entscheidung kommen konnte. Seine Nachfolger waren kühner, entweder alles aus dem eignen Ich herleitend, oder eben so entschieden die äußere Welt und unendliche Natur-Kraft ergreifend. Die angebliche reine Vernunfterkenntniß, welche Kant hatte zerstören wollen, erstand also unter einer doppelten Gestalt wieder auf, als Kunstwerk der Ichheit, und als unbedingte Weltwissenschaft. Ganz natürlich erfolgte dieß, da Kant nicht nur die Quelle aller höhern Wahrheit unberührt gelassen, sondern auch in der Aufdeckung des innern Widerstreits, der innern Leerheit der

von ihm in ihrer anmaßlichen Alleinherrschaft bekämpften Vernunft, nicht auf den letzten Grund und bis zu dem ersten Ursprung des Uebels gekommen war. Wenn sich Jakobi nun gegen den leeren Vernunftglauben eben so entschieden erklärte, als gegen die absolute Naturvergötterung, welche jedoch den bessern Naturphilosophen mit Recht nicht beygemessen werden darf, so muß man ihm darin vollkommen beystimmen. Indessen aber bleibt seine innere Offenbarung des Gewissens oder des sittlichen Gefühls ohne festen und klaren Glauben, da er nie zu dem göttlichen Positiven des Christenthums hat durchdringen können oder wollen, eben so ungenügend; und es bildet dieser skeptische Zustand des individuellen Gefühls, des schwankenden Willens und an sich selbst ungewissen Gewissens nur den Gegensatz und die andere Hälfte zu Kants skeptisch. Verstandesansicht, ohne eine bessere Auflösung zu gewähren. Diese beyden Theorieen des Zweifels und Nichtwissens bilden zusammen mit dem System der ideellen Vernunft von Fichte und des dynamischen Spiels mit dem absoluten Seyn, oder dem wissenschaftlichen Fantasieren der gewöhnlichen, nicht durch christliche Offenbarung erleuchteten Naturphilosophie, einen vollständigen Cyklus jenes vierfachen Scheins, welcher je nach den vier Elementarkräften desselben, aus dem todten, abstracten Bewußtseyn hervorgeht, und sich nach Zeit und Umständen in den mannichfachsten Formen immer neu und anders gestaltet, obwohl im Wesentlichen und Innern der Ansicht, der Irrthum immer der nämliche und der alte bleibt.

Alle diese Hauptformen des Irrthums, welche aus der Kantischen Philosophie hervorgingen, hier noch wei-

ter zu verfolgen, und die gegenwärtige Entwicklung der deutschen Philosophie ausführlich darzustellen, liegt außer den Gränzen dieses Entwurfes. Lebende Dichter, wo eine Reihe von vollendeten Werken ihre ganze Laufbahn uns vor Augen stellt, können eher mit aufgenommen werden in das geschichtliche Gemählde der neuesten Zeit. Nicht so die Philosophen, deren Denkart sich stets anders entwickelt, deren System noch im Werden begriffen ist. Ich will hier also nur die allgemeine Bemerkung hinzufügen, daß bey einem so tiefen Forschen, als seit Kant in Deutschland rege geworden, bey einer solchen Kenntniß der ältern Philosophie, wozu wir wenigstens die Hülfsmittel und Vorarbeiten vollständiger und besser als andre Nationen besitzen, von jedem Irrthum der Übergänge zur Rückkehr und Wahrheit, viele gegeben sind; dieß findet bey spekulativen Irrthümern um so leichter Statt, je mehr dieselben entschieden und vollendet auftreten. Nachdem nun das ganze System der wesentlichen Irrthümer, nach allen vier Seiten des falschen und zersplitterten Bewußtseyns durch die genannten großen Talente vollständig und erschöpfend ausgeführt da stand, und in gegenseitiger Zerstörung über sich selbst das Gericht ergehen ließ; so war wenigstens freyer Raum gewonnen und wohl in der langen, alten Irrung selbst ein hinreichender Anlaß zum Anfang eines andern und lebendigen Denkens, um Gott und die göttlichen Dinge im Geist und in der Wahrheit zu erkennen. Eine solche Rückkehr aus den durch Kant veranlaßten Irrthümern hat in mehreren Fällen schon ganz entschieden Statt gefunden. Sollte ich ein Beyspiel anführen, was Statt vieler gelten kann, so würde ich mei-

nen verewigten Freund Hardenberg oder Novalis nennen; nicht als ob er einen Weg der Rückkehr zur Wahrheit, zu Gott und zur rechten Erkenntniß zuerst betreten, und zur festen Bahn auch für andere geebnet hätte, sondern weil seine hinterlassenen Gedanken, Bruchstücke und Dichtungen des guten Saamens so vielen enthalten, und verschwenderisch nach den verschiedensten Richtungen umherstreuen, die doch alle hinführen zu dem Einen Ziel der wahren Liebe und der wahren Erkenntniß. In einfacher Würde, und mit der schönsten Klarheit hat Stollberg die Herrlichkeit seines Glaubens entfaltet, die nicht bloß seinem Herzen Beruhigung, sondern auch seinem Geiste und seinem Talente eine höhere Entwicklung, und ganz neue Kräfte gegeben hat. Es sind noch manche ehrenwerthe Männer von ausgezeichneten Talenten in gleicher Weise, als Verkündiger, Zeugen und Kämpfer der Wahrheit aufgetreten, wenn auch nicht jeder eine Geistesfülle auf dem Wege der Philosophie besitzt wie Hardenberg, oder eine solche Festigkeit und Klarheit des Glaubens auf dem Wege der Religion, mit dieser Gabe der würdevollen Darstellung, wie Stollberg. Schon werden Annäherungen zur Wahrheit fast überall gefunden, und es läßt sich mit Grund hoffen, die Rückkehr werde ganz allgemein Statt finden, und die deutsche Philosophie eine Gestalt gewinnen, wo man sie nicht mehr als eine Zerstörerin der Wahrheit wird zu fürchten haben, sondern sie als eine Vertheidigerin und Dollmetscherin derselben wird betrachten dürfen. Es ist ein vergebliches Bemühen, die Secte der Kantianer, in neuer Gestalt wieder hervor rufen zu wollen; die Zeit des leeren Formelwesens ist vorüber. Fichte und

Jakobi haben immer nur einzelne Anhänger gezählt und konnten der Natur ihres Systems nach, nie eine eigentliche Secte bilden; das eine oder das andre in erneuter Form noch festhalten zu wollen, würde eben so vergeblich seyn. Als vorübergehende Irrthümer sind sie verschwunden oder haben den einzelnen Höherstrebenden nur als Stufe und Übergang in der Aufsuchung der Wahrheit gedient. Auch unter den Naturphilosophen geht jeder schon mehrentheils seine eignen Wege, so daß sie kaum noch als Secte zählen können; das leere Formelspielmit dem Absoluten verliehrt sich allmählig vor der Fülle des Positiven, so wie dieses aus den Geheimnißen der Natur und aus den Tiefen der Offenbarung immer lichter hervortritt. Die Anerkenntniß der letzteren und das Verständniß des Christenthums wird immer allgemeiner vorherrschendes Bedürfniß, so daß es bey mehreren nur noch weniger Schritte bedarf, um alle trüben Beymischungen aus dem früheren System vollends abzuwerfen. Man unterscheide nur jederzeit die Person von der Sache und die immer verworrene Menge von den einzelnen Höheren, und das Außenwerk des Systems von den einzelnen Lichtblicken im Geiste der letzteren. Vor allen aber hüte man sich, wenn auch die deutsche Philosophie zum Theil noch in wesentlichen Irrthümern befangen seyn sollte, deßhalb auf die Philosophie überhaupt ein Mißtrauen oder einen Haß zu werfen. Die falsche Philosophie kann nur durch die wahre aufgehoben und ersetzt werden. Diese muß also nothwendig mitwirken zu der Wiederherstellung der Wahrheit, der großen Aufgabe des Zeitalters. Sie alle, welche sich dem Zeugniß der Wahrheit, sey es im katholischen Glauben, oder

in der christlichen Philosophie oder in beyden, gewidmet haben, sind nur einzelne Atome einer höhern Zukunft. Aber wer könnte es noch länger verkennen wollen, daß die große Wiedervereinigung zuerst im Glauben selbst, und dann auch die andre nicht minder wichtige, des Wissens und des Glaubens, eben da Statt finden und vollzogen werden soll und wird, wo der Zwiespalt angefangen hat?

Ich wende mich zurück zu den Dichtern, mich nur noch auf wenige Bemerkungen beschränkend. Erst in dem jetzigen spätern Zeitraume, wurden Goethe's reifere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andre fallen auch ihrer Entstehung nach in diese Zeit. Die vorzüglichsten derselben werden jetzt an poetischer Kunst und schöner Sprache ziemlich allgemein als das vorzüglichste anerkannt, was wir in unsrer Sprache besitzen. Die genialische Kraft und Leichtigkeit, welche die zweyte Generation überhaupt auszeichnet, besitzt dieser Dichter vor allen andern. In einem Stücke jedoch könnte sein Beyspiel irre leitend werden, da er auch in der reifern Zeit so häufig seine Poesie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen versucht, und nicht leicht ein andrer Dichter an solche ganz moderne Gegenstände so viel Kunst verschwendet hat. Desto eher kann man aber darüber urtheilen, welche Wahl die glücklichere gewesen, wenn man diese künstlichen Werke moderner Darstellung mit der Poesie seiner ältern Gedichte zusammenhält. Wie weit muß nicht die Eugenie dem Egmont nachstehen, wenn wir beyde Werke gegen einander halten, als eine poetische Darstellung, wie bürgerliche Unruhen und Staatsrevolutionen unter dem Volke und in dem Cabinet der Großen sich verbreiten! Oder ist es erlaubt Werke

von verschiedener äußerer Art, bey ähnlichem Inhalt zusammenzustellen, so vergleiche man mit der Darstellung von der Verwicklung der Leidenschaften in den höhern gesellschaftlichen Verhältnissen, die Wahlverwandschaften mit dem Tasso. Oder sieht man den letzten von der Seite an, daß darin der Künstler in seinem Gegensatz zu der äußern Welt, wie im Faust der in seinen Ideen lebende Geist in seinem innern Kampf dargestellt wird, und vergleicht damit den Wilhelm Meister, so wird die Gedankenfülle und der kunstreiche Styl in dem letzten Werke allerdings einen großen Vorzug zu behaupten scheinen. Sieht man aber auf die Poesie allein, so glaube ich, daß die genannten Werke, Faust, Iphigenia, Egmont, Tasso, bey der Nachwelt den Ruhm dieses großen Dichters als solchen am meisten erhöhen werden, nebst den schönsten seiner Lieder; denn in diesen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich. Willig folgen wir, so oft sein Lied vom Orient oder vom Occident her ertönt, dem magischen Greis, unwiderstehlich fortgezogen in seine Zauberspähre; während wir in seinen Prosa-Gedanken nur den unbefriedigten Kampf einer nicht zum Ziel gelangten großen Natur erblicken.

Manche zweifeln, ob er an und für sich zum dramatischen Dichter eigentlich bestimmt und gebohren sey; oder ob nicht die Ruhe seiner mahlerischen Darstellung, selbst in solchen Stücken, die wie Egmont am meisten für die Bühne geeignet sind, mehr zum Epischen sich neige. Die Versuche in dieser Gattung selbst, oder in solchen, die sich ihr nähern, sprechen nicht ganz dafür. Denn fast scheint es, daß er weder einen wahrhaft epischen Stoff,

der ihm als ſolcher ganz Genüge leiſtete, noch eine Form wie ſie die rechte geweſen wäre, dafür habe finden können. Sein Gefühl zog ihn jederzeit mehr zum Romantiſchen als zu dem eigentlich Heroiſchen hin; und es dürfte auch wohl dieſes Romantiſche, in dem weiteſten Sinne des Wortes, welches die Spiele der Fantaſie und des Witzes mit den Gefühlen und Anſchauungen, wie das Leben ſie giebt, und in einem reich begabten Gemüthe hervorruft, in allen Abſtufungen und Miſchungen verbindet, die eigentliche Sphäre dieſes Dichters ſeyn.

Zwiefach war die Wirkung, die er auf ſein Zeitalter hatte, und zwiefach erſcheint uns auch ſeine Natur. In Rückſicht auf die Kunſt hat er vielen mit Recht als ein Shakſpeare unſers Zeitalters gegolten; unſers Zeitalters, d. h. eines ſolchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannigfaltigen Bildung ſich hinneigt, als zur höchſten Kunſtvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poeſie, die alſo auch hier von unſerm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatiſchen Meiſter. In Rückſicht auf die Denkart aber, wie ſie ſich auf das Leben bezieht und das Leben beſtimmt, könnte unſer Dichter auch wohl ein deutſcher Voltaire genannt werden; ein Deutſcher allerdings, wie überall ſo auch hierin, da ſelbſt der poetiſche Übermuth und die Ironie bey dem Deutſchen erſtlich poetiſcher, und dann gutmüthiger ſich kund gibt, redlicher und ernſtlicher gemeynt iſt, als bey dem Franzoſen, wo er ſeine Indifferenz und ſeinen Unglauben kund giebt, und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indeſſen wird doch auch in unſerm Dich-

oft unter all der mannigfaltigen Bildung, der geistreichen Ironie und dem nach allen Direktionen hinströmenden Witz fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle des mit Gedanken spielenden Geistes an einem festen innern Mittelpunkte fehlt.

Das Mißverhältniß zwischen der Poesie und der Bühne in Deutschland zeigte sich fortdauernd darin, daß nach Klopstock nun auch Goethe manche dramatische Werke hervorbrachte, ohne alle Rücksicht auf die Bühne, oder die doch nicht dafür bestimmt waren, wenn sie auch später auf derselben erschienen sind.

Dasselbe war der Fall mit Schillers Don Carlos, und seitdem er den verführerischen Vortheil des allgemeinen Beyfalls, den seine ersten rohen Jugendwerke gefunden, seinem dauerndern Ruhm zum Opfer brachte, ward es ihm schwer, für seine höhere Kunst die unmittelbare Wirkung so allgemein zu gewinnen wie früherhin. Bleibt aber auch zwischen seiner Poesie und unsrer Bühne noch einige Disharmonie, so ist er doch als der wahre Begründer unsrer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derselben, und die ihr angemessene Form und Weise bis jetzt noch am glücklichsten getroffen, sich ihr wenigstens am meisten genähert hat. Auf die dichterische Form unsrer höheren dramatischen Hervorbringungen hat besonders auch die poetische Übersetzung des Shakspeare und des Calderon, die A. W. Schlegel in anerkannt vollendeter Meisterschaft der Dichtersprache und der mannichfaltigsten Verskunst aufgestellt, zu zwey verschiedenen Epochen den entschiedensten Einfluß gehabt, wie auch für die höhere Poesie überhaupt dieses Urbild des Styls ein neu-

er Maaßstab der künstlerischen Beurtheilung geworden ist. Schiller seinerseits war ganz und gar dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich. Seine historischen und auch seine philosophischen Werke und Versuche, sind nur als Studien und Vorübungen seiner dramatischen Kunst zu betrachten. Doch sind die philosophischen auch von der Seite merkwürdig, daß sie uns am meisten darstellen, wie er in seinem Innern dachte, und wie wenig er in sich zur vollkommnen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, skeptische und unbefriedigte Ansicht leuchtet aus allen jenen Versuchen, seinem forschenden Geist ein Genüge zu leisten, hervor. Er ist durchaus im Zweifel stehen geblieben, daher weht uns selbst aus seinen edelsten und lebendigsten Werken bisweilen der Hauch einer innern Kälte entgegen.

Einige sind der Meinung gewesen, das Studium der Philosophie sey ihm schädlich gewesen, auch für seine Kunst. Allein in Zweifeln befangen war er schon früher; und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das Erste gelten, und ist wichtiger als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und philosophischen Zurüstungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln seyn. Nicht durch eine noch so große Menge und schnelle Arbeiten vielschreibender Theater-Dichter wird bey uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar. Ist Schiller in einigen Werken seiner mittleren Perio-

de nicht frey von einer verkehrten Anwendung philoſophiſcher Begriffe über das Weſen der alten Tragödie, oder von hiſtoriſcher Einſeitigkeit, ſo entſpringen dieſe Mängel nicht daraus, daß er ſich der Spekulation ergab, ſondern nur daraus, daß dieſe Studien ſo ernſt er ſie auch getrieben, und ſo gründlich er ſie meinte, doch zu ſehr an der Oberfläche ſtehn geblieben waren, um zu einem fruchtbringenden Ziele zu gelangen. Noch mehr, als Schiller es ſchon gethan, brachte Werner alle Myſterien des Gefühls und des Glaubens und alle Paradoxieen eines furchtbaren Schickſals und eben ſo furchtbaren Seelenkampfs in ſeine dramatiſche Weltgemählde, die wo eine glückliche Wahl des Gegenſtandes das Werk begünſtigte, wie im Attila oder in der Mutter der Maccabäer, die lebendigſte Wirkung mit umfaſſender Größe und wunderbarer Tiefe vereinigen; Darſtellungen, welche ſich nur durch die Fülle des Reichthums der Bühne entziehen, für welche ſie ſonſt vortreflich geeignet wären. Überall aber ſieht man auch ſchon in den früheren Werken dieſes Dichters den Kampf ſeines eignen Herzens mit dargeſtellt, wie es ſich aus dem Gedränge des Lebens zu einer höhern geiſtigen Laufbahn durchzuarbeiten ſtrebte.

Auf dem gleichen ernſten Wege wie Schiller und in edlem künſtleriſchen Wetteifer mit jenem Erſten deutſchen Tragiker ſtrebte für Öſterreich unſer Heinrich Collin ſich in der tragiſchen Kunſt immer höher zu bilden, zu der ihm ſeine edle patriotiſche Begeiſterung zuerſt hingeführt hatte, die alle ſeine dramatiſchen Werke ſo ganz beſeelt, daß ſie, wo auch die Gegenſtände aus dem Alterthum oder ganz fremdartig ſind, doch immer durchaus national und wahr-

haft vaterländiſch bleiben. Die neueſten tragiſchen Dichter, welche auf der Bühne mit glücklichem und wenigſtens für den Augenblick glänzendem Erfolg gewirkt haben, ſind faſt alle wieder in den heidniſchen Fatalismus gerathen, und in eine ſich ſelbſt immer höher überbietende Steigerung des Gräßlichen, womit denn jene Caricatur von falſcher Charaktergröße natürlich verbunden iſt, zu der ſchon Schiller in ſeinen frühern Stücken, und hie und da neben ſo mancher vollendeten Darſtellung der wahren Charaktergröße ſelbſt in den reiferen Werken, wie nicht minder manche der Beſten nach ihm, einigen Anlaß gegeben hatten. Auf ſolchem falſchem Wege läßt ſich daher, ſo glücklich auch die Talente ſeyn mögen, wenig bleibende Frucht hoffen. In Theodor Körners Gedichten, in den lyriſchen faſt noch mehr als in den unreifen dramatiſchen, athmet ein jugendlich friſcher Lebensgeiſt, der uns durch die Weihe ſeines frühen Todes um ſo rührender anſpricht.

Doch ich fühle wohl, daß ich nun an die Gränze der unternommenen Darſtellung gekommen bin. Die Fülle der Gegenſtände, welche ſich in lebendiger Gegenwart um mich drängen, iſt zu mannigfaltig, das Gemählde der Mitwelt zu reich verſchlungen und vielfach beweglich, als daß ich es ſchon ganz als Vergangenheit betrachten und hiſtoriſch in wenigen Zügen zuſammen faſſen könnte. Was ich ſelbſt ſeit beynah dreyßig Jahren in der Philoſophie zu erforſchen geſtrebt, oder in brüderlichem Verein mit A. W. Schlegel in der Poeſie, Kunſt und höheren Kritik, in der Litteratur und dem Studium der Sprachen gewirkt oder zu bilden verſucht, das mögen andre in die Charakteriſtik des Zeitalters eintragen. Es war mir in dieſen letzten

Vorträgen überhaupt nicht mehr möglich, bey allen den Schriftstellern und Werken einzeln zu verweilen, die es ihrer innern Wichtigkeit nach wohl verdient hätten; weil ich sonst jene Übersicht des Ganzen, welche doch mein vornehmstes Ziel war, zu sehr aus den Augen verlohren haben würde. Wollten wir die einzelnen Provinzen, in welche die weit umfassende deutsche Litteratur nach der Natur ihrer verschiedenen Gegenstände zerfällt, wenigstens die vornehmsten derselben für sich durchgehen und untersuchen, was für die Philosophie und Erkenntniß der Religion, für historische Forschung und Kunst, dann für die höhere Poesie oder auch für Kritik und Theater bis jetzt gewirkt und gefördert worden und was etwa noch zu thun übrig bleibt, wie und auf welchem Wege; so würde dieß eine in das Einzelne eingehende Ausführlichkeit und für eine jede dieser Provinzen eine abgesonderte Betrachtung und Behandlung erfordern.

Was sich aus der Gegenwart an die Vergangenheit anschließt, läßt sich wohl noch historisch auffassen und schildern. Weniger aber das, was noch ganz im Werden, in noch unentschiednem äußern oder innerm Kampf begriffen ist; man müßte denn mit übereilendem Urtheil, wie es oft geschieht, der Zukunft vorgreifen wollen und Erscheinungen, die wirklich noch unbestimmt und unfertig sind, schon im voraus einen ganz bestimmten Charakter und Stempel leihen und aufdrücken wollen, wodurch das öffentliche Urtheil nicht selten irre geleitet, ja die Entwicklung der Talente und geistigen Kräfte selbst oft störend berührt und wesentlich gehemmt wird.

Deutlich sehe ich eine neue Generation entstehen und

sich bilden und ohne Zweifel wird das neunzehnte Jahrhundert auch in unsrer Litteratur sich ganz anders gestalten als das achtzehnte war. Aber noch ist der Geist und die Richtung dieser jüngern Generation nicht entwickelt genug, als daß man es wagen könnte, ihren Charakter zu bestimmen. Es wird viel von ihr gefordert werden, denn es ist ihr viel vorgearbeitet worden. Wenn von dem Ganzen der deutschen Litteratur die Rede ist, so zweifle ich auch keinen Augenblick daran, daß sie noch alle die großen Erwartungen erfüllen wird, welche sie bisher mehr nur lebhaft angeregt hat, als vollständig zu befriedigen vermochte. Im Einzelnen sehe ich noch vieles Störende und Mißfällige. In der Kunst und Poesie hat das falsche antikische Wesen, das handwerksmäßige Nachdrechseln der alten Kunst- und Sprachformen sich zu verliehren angefangen. Dagegen zeigt sich viel übertreibende Nachahmung der Vorgänger, ohne wahre Einsicht und Anerkennung des Rechten und ohne sonderliche eigne Kraft; ein eitles Scheinwesen und leichtfertiges Spielen mit allen jenen Tiefen der Vernunft und der Fantasie, welche die vorangehenden Meister und Männer des Zeitalters, doch in ganz andrer und ernster Gesinnung ans Licht gezogen hatten, um dem kämpfenden Geiste in seiner Entwicklung bewußt oder unwußt zu dienen. Auch in der Philosophie haben die meisten von Schelling nur das schnelle Weltconstruiren und ein dynamisches Spielen mit allerley immer veränderten Natursystemen sich angeeignet; an der neuen noch unentschiednen Entwicklung und der schon früher veränderten Richtung des Geistes in seinem Innern, werden wohl nur wenige den wahren Antheil nehmen. Immer genügt ihnen

die äußere Schale und Form und so lange nur das alte Gehäuse des ehemahligen Systems noch stehen bleibt, bemerken sie gar nicht, daß jetzt vielleicht ein ganz andrer Geist darin wohne.

Andre bemerkten wohl den großen Zwiespalt in der deutschen Philosophie und Litteratur und glaubten dadurch, daß sie sich als versöhnende Friedensstifter in die Mitte stellten zwischen den entgegenstehenden Systemen, dem Uebel mit leichter Mühe abhelfen zu können, und zugleich auch für sich selbst eine neue Stufe zu begründen; allein durch das bloße Verwerfen und Verneinen der streitenden Extreme, durch diese Stellung in die Mitte wird noch nichts Positives und wahrhaft Neues erzeugt: ja auch nicht einmahl ein haltbarer Frieden hervorgebracht.

Vielleicht ist aber der Zeitpunkt überhaupt nicht mehr ferne, wo es weniger auf die einzelnen Schriftsteller ankommen wird, als auf die Entwicklung der ganzen Nation selbst; der Zeitpunkt, wo nicht sowohl die Schriftsteller sich ein Publikum bilden dürfen, wie bisher, sondern vielmehr die Nation nach ihrem geistigen Bedürfniß und innerm Streben, sich selbst ihre Schriftsteller ziehen und anbilden soll.

Es ist auch in dieser Hinsicht ein unverkennbarer Fortschritt sichtbar. So wie seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die deutsche Litteratur, wenn auch nicht an Zahl der kunstvollendeten Werke, die überall selten sind, so doch an umfassender Ausdehnung, an Ideenreichthum und innrer Energie in steter und starker Progression zugenommen hat; so ist ein gleicher Fortschritt auch in den Wirkungen, welche diese Litteratur hervorbrachte und in

der Theilnahme an dieſen Wirkungen bemerkbar. Aus dem kleinen Häuflein einzelner Dilettanten, Beſchützer und Freunde der vaterländiſchen Kunſt und Sprache, mit denen unſre Litteratur um jene Zeit begann, ſammelte und bildete ſich allmählich ein Publikum. Anfangs meiſtens nur Zuſchauer der jetzt entſtandenen Secten und ihres Kampfes; immer größer aber ward der Kreis dieſer Zuſchauer und immer lebendiger und reger ihre Theilnahme, ſo daß es jetzt ſchon für keine Paradoxie mehr gelten kann, auch in Beziehung auf Litteratur von einer deutſchen Nation, ihrem Geiſt und Charakter, ihrem Streben und Bedürfniß zu reden.

Der Sectengeiſt ſelbſt, ſo tief er auch eingewurzelt iſt in Deutſchland, hat offenbar abgenommen während der letzten Zeit. Unter denjenigen Secten, welche ſeit der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts am meiſten Einfluß gehabt haben in Deutſchland, und dadurch wenigſtens hiſtoriſch bedeutend bleiben, ſind die Aufklärer und Illuminaten dem äußern Anſchein nach in den Hintergrund zurückgetreten, ſo wie die tiefere Philoſophie herrſchend wurde; die Kantianer ſind bald ſelbſt ihres todten Formelweſens eben ſo müde geworden, wie es die Welt ſchon früher war; auch unter den Naturphiloſophen entwickelte ſich bald jene große und glückliche Verſchiedenheit, durch welche ſo dem beengenden Sectengeiſt beynah ſchon entwachſen ſind. Ich möchte darum nicht behaupten, daß der alte Sauerteig der falſchen Aufklärung und jener im Scheinlichte des menſchlichen Dünkelwiſſens das Zeitalter bearbeitenden Illuminaten ſchon ganz überwunden und gar nicht mehr vorhanden ſey. Auch

das Formelwesen der nun verschollnen Kantianer, ist unter neuen Nahmen mehrmahls wieder zum Vorschein gekommen in den spätern philosophischen Secten, konnte aber doch nicht mehr bleibend Wurzel fassen. Dieser Vorwurf trifft zum Theil selbst die gemeinere Classe der gewöhnlichen Naturphilosophen, deren innere Uneinigkeit und Aberrationen hinreichend zeigen, wie wenig noch die Bahn des Rechten die allgemein anerkannte ist, und wie selten noch im Gebiethe der innern Welt und des denkenden Geistes die kreisenden Wandelsterne der menschlichen Systeme und Wissenschaften sich fügen wollen in den nothwendigen Liebes-Gehorsam und den vorgezeichneten Lauf um die unsichtbare Sonne der Wahrheit.

Indessen ist doch der Sectengeist milder geworden in der letzten Zeit, oder wenigstens lebendiger und aus den engen Schranken der Schulformen in die Welt hinaus tretend, gestaltet er sich nun größer zu einem Nationalkampf deutscher Geistesentwicklung. Man würde ungerecht seyn, wenn man dieß verkennen wollte.

Fortdauernd aber bis auf die neuesten Zeiten bleibt der auszeichnende Charakter der deutschen Litteratur wie der Nation selbst, der Zustand des Kampfes, so oft auch die Personen und Partheyen, die Gegenstände, und selbst der Grund und Boden auf welchem gestritten ward, sich veränderten.

Es wird kaum nöthig seyn, daran zu erinnern, wie unsre neue Litteratur schon seit ihrer ersten Epoche streitend hervorgetreten, und so zu sagen im Streit entstanden ist. Da war es zuerst der Streit zwischen den Schweizern, welche die Engländer und die Alten in der Poesie

und Kritik ausschließend bewunderten und der Sachsen, welche sich ganz nach dem französischen Geschmack gebildet hatten; dann der Gegensatz zwischen den feyerlich ernsten und den fröhlich galanten Dichtern, den Nachfolgern von Klopstock oder Wieland; und auf einem andern, der Philosophie näher verwandten Gebiet, der Streit zwischen den sogenannten Orthodoxen und den Neuerungssüchtigen und Aufklärern, der das deutsche Publikum beschäftigte und seine Theilnahme für oder wider eine jede dieser Partheyen anregte. Einen bedeutenderen Charakter nahm der Streit an in der Epoche der Kantischen Philosophie, als Kampf zwischen den Idealisten und Empirikern, in dem allgemeinen Sinne, in welchem dieser Zwiespalt sich fast über alle Gebiete unsers gesammten geistigen Wirkens erstreckte. Beyde Partheyen haben in einem gewissen Sinne gesiegt; die Empirie hat ihre Rechte nicht bloß in der öffentlichen Wirkung auf die Menge, auch nicht bloß in der Geschichte und Kunst, sondern selbst in der Naturkunde und Wissenschaft behauptet. Versteht man jedoch unter der Denkart des Idealisten in jenem allgemeinen Sinne eine solche, die auf das Ideal gerichtet, und von Ideen ausgehend, weit über die sinnliche Erfahrung sich zu erheben behauptet, so ist eine solche idealische Ansicht der Dinge in allen Zweigen nicht bloß der Kunst, sondern auch der Wissenschaft so allgemein herrschend geworden, daß fast keiner mehr den Anspruch daran ganz zu verläugnen wagt; so sehr übrigens auch diese verschiedenen Ansichten nach der Idee, unter einander oder auch mit sich selbst in Streit seyn mögen. Denn vorzüglich auch dadurch hat sich dieser merkwürdige Kampf aufgelöst, daß die Idealisten oder diese-

nigen, welche gegen die Empirie für die Ideen kämpften, unter ſich ſelbſt uneins wurden, und die Beſſern es deutlich fühlten, daß es nicht mehr gegen die bloße Gemeinheit zu kämpfen gelte, ſondern gegen eine allerdings intellektuelle Kraft und einen im Uebles raſtlos wirkſamen Geiſt, ein eigentliches Genie des Böſen. Der ungleich höhere Kampf, welcher dadurch nicht bloß in der politiſchen ſondern auch in der intellektuellen Welt hätte herbeygeführt werden ſollen, iſt gleichwohl noch nicht entwickelt hervorgetreten. In dem engern Gebiete der eſoteriſchen Wiſſenſchaft hat der Streit zwiſchen der Idee und der Empirie eine ganz neue Wendung bekommen, ſeitdem die immer klarer hervortretende Entdeckung der pſychiſchen Welt die vollſtändigſte Anerkenntniß des Spiritualismus durch ſo erſtaunungswürdige Facta herbeygeführt hat, wogegen alle bloße Ideenahndung weit zurückbleiben muß. Dadurch iſt denn der Streit zwiſchen der Idee und der Wirklichkeit, auch von dieſer Seite, wenigſtens für die Wiſſenden völlig aufgelöst, und wird in der Folge einen andern Gegenſtand ſuchen oder doch eine ganz andre Geſtalt annehmen müſſen. — In dem exoteriſchen Gebiet der allgemeinen Litteratur hat jener alte Streit zwiſchen dem Vorhandnen und dem Geforderten, zwiſchen dem Gegebnen und Gedachten ſpäterhin wieder einen kleinlichern Charakter angenommen und iſt zum Theil in eine leere Spiegelfechterey ausgeartet. Von dieſer Art iſt der eingebildete Gegenſatz zwiſchen dem goldnen Zeitalter und einer ſogenannten neuen Schule. So wenig es, wie ich ſchon früher bemerkte, in der deutſchen Litteratur ein goldnes Zeitalter gegeben hat; eben ſo wenig kann ich auch

irgendwo etwas finden, was die Benennung einer neuen Schule rechtfertigen könnte. Eigentlich versteht man darunter meistens wohl nur die Übertreibungen einiger Nachahmer und von den Ideen andrer Überwältigter, deren Verirrungen man denen, welche solche Ideen zuerst aufgestellt haben, um sie desto leichter verunglimpfen zu können, unbilliger Weise aufbürdet und mit anrechnet. Von dem aber, was nach dem sonst üblichen Sinn bey den griechischen Philosophen oder italiänischen Mahlern eine Schule genannt ward, wegen der gründlichen Nachfolge und der dauerhaften Fortbildung auf einem bestimmten Wege der Kunst oder der höhern Wissenschaft, sehe ich in unserm geistigen Wirken noch wenig Spur, ja selbst der Schüler dürften nicht viele gefunden werden, von denen man erwarten kann, daß sie einst Meister seyn werden. Ohnehin sucht fast jeder der Ausgezeichneten sich seine eignen Wege zu bahnen und es vereinzelt sich alles mehr und mehr.

Ein eben so gehaltleerer Gegensatz war auch der vor einiger Zeit zwischen der norddeutschen und süddeutschen Litteratur und Geistesart aufgestellte, wobey noch die gehässigsten Leidenschaften aller alten Provinzial-Abneigungen und Einbildungen angeregt wurden. Es handelt sich aber um etwas viel größeres in diesem mannichfaltigen Zwiespalt des deutschen Geistes, als um eine vorübergehende litterarische Modestreitigkeit der wechselnden Partheyen.

Betrachten wir überhaupt den merkwürdigen Kampf in dem gesammten geistigen Wirken des achtzehnten Jahrhunderts im Ganzen und nicht bloß wie wir ihn in Deutsch-

land sich entwickeln gesehen, sondern wie er auch in England, in Frankreich und im übrigen Europa sich gestaltet hat, und fragen wir nun nach der welthistorischen Bedeutung dieses großen Phänomens, so dürfte folgendes vielleicht die erklärende Deutung desselben seyn. Nicht bloß im Äußern und Einzelnen, wo er sich zunächst kund gegeben, hat dieser Streit seinen Sitz; sondern es liegt ihm als allgemeine Ursache eine große Bewegung im Innern des Menschengeistes zum Grunde.

Die wilden Verirrungen der von allen Banden losgelassenen Vernunft und Denkkraft, und dann das Wiedererwachen der unter dem Druck eines leeren Scheinwissens und eben so bedeutungsleerer Lebensformen erstorbenen Fantasie sind zugleich der innere Grund und das große Resultat dieser mannichfaltigen Erscheinungen und Bewegungen. Wie in Frankreich die alles beherrschende und alles auflösende, jedem Glauben und jedem Bande der Liebe entsagende Vernunft ihre zerstörenden Wirkungen ganz nach außen hin gewandt und das gesammte Leben der Nation zum furchtbaren Schauspiel für die Mitwelt und Nachwelt ergriffen hat; so nahm in Deutschland, dem Charakter der Nation gemäß, bey der äußern Gebundenheit der edelsten Kräfte, die absolute Vernunft ihre Richtung ganz nach Innen, statt der bürgerlichen Revolutionen, in metaphysischem Kampfe Systeme erzeugend und wieder zerstörend. Von dem zweyten Phänomen des Zeitalters, dem Wiedererwachen der erstorbenen Fantasie, die fast erloschen und vergessen in der übervernünftig gewordenen Welt, eben mitten in derselben gleichsam zum zweytenmale und von neuem entdeckt ward, finden sich wohl

auch in andern Ländern einzelne Spuren, in der ohne eigentlichen äußern Anlaß ſich von neuem wieder regenden Liebe zur alten Sage und zur romantiſchen Dichtung. In dem Umfange und in der Tiefe aber, wie in Deutſchland die wiedererwachte Fantaſie nicht bloß in mannichfaltigen Hervorbringungen ſich kund giebt, ſondern auch unter allen noch ſo verſchiedenen Geſtalten der Vorzeit verſtanden und anerkannt wird, dürfte dieſes Phänomen wohl bey keiner andern Nation gefunden werden.

Wie die unbedingt herrſchende und wirkende, ganz denkfreye Vernunft nun in ihrer Richtung nach Innen, in einer kraftvollen Männerſeele ſich in ſich ſelbſt zerarbeitet, täuſcht, zerſtört und immer ſich neue Gedankengebäude aus dem Nichts hervorbildet, davon möchte ich unter allen deutſchen Philoſophen keinen ſo ſehr als Beyſpiel anführen, als Fichte; nicht bloß wegen der Erfindungskraft und Meiſterſchaft in allen Künſten des Denkens, die ihm in ſo hohem Grade eigen ſind, ſondern auch weil er den Stoff zu ſeinem Denken ganz aus ſich ſelbſt nehmen wollen, die Natur verſchmähend und auf die Vorgänger wenig achtend. Unter den Dichtern aber, die von einem gleichen Streben beſeelt ſind, wüßte ich keinen zu nennen, der um die Wiedererweckung der Fantaſie in Deutſchland ein ſo großes und allgemeines Verdienſt hätte, als Tieck; der alle ihre Tiefen und auch ihre Verirrungen ſo vollkommen kennt, und ihrer wundervollen Erſcheinungen und Geheimniſſe ſo ganz Meiſter iſt.

Bis an dieſes äußerſte Ziel, was Vernunft und Fantaſie betrifft, iſt das Jahrhundert gekommen; weiter im Ganzen bis jetzt noch nicht. Vergeſſen wir aber we-

nigstens nicht, daß wir noch weiter fortschreiten müssen, wenn wir nicht ganz wieder zurück sinken wollen, und daß zu diesen Tiefen der Vernunft, die wir durchforscht haben, und zu dieser Fülle und Herrlichkeit der Fantasie, die uns wieder geworden ist, nun auch noch der feste Wille hinzukommen muß, der den Anfang und ersten Saamen alles Guten enthält und allein im Stande ist, die Entartung von uns abzuhalten; und dann der klare Verstand und die rechte Einsicht, zu deren vollständigen Begründung und harmonischen Ausbildung jene Tiefe der Vernunft und Fülle der Fantasie nur die einzelnen Elemente bilden, die für sich allein nie zum Ziele führen. Der wahre Verstand aber beruht in allen Dingen auf der Übersicht und Anschauung des Ganzen, und dann auf dem Urtheil, oder der Unterscheidung dessen, was das Rechte ist.

Auf diesen Zusammenhang überall hinzudeuten, und eben dadurch das Ganze darzustellen, und eine wahre Idee von der Litteratur und unserm gesammten geistigen Wirken zu geben, war ich in diesen Vorträgen bemüht; zugleich aber, wie in allen meinen früheren Versuchen, ging auch in dem gegenwärtigen mein Bestreben dahin, zu einer vollkommnen Scheidung und rechten Erkenntniß des Guten und Bösen auch in der Litteratur, so viel an mir ist, ohne redneriſche Kunst kräftig mitzuwirken.

* * *

Eine neue Epoche hat einen neuen Kampf herbeygeführt; durch den großen Umschwung der moralischen Welt, welcher die letzten Jahre bezeichnet, ist auch die intellektuelle Aufgabe des Zeitalters in ein neues Licht ge-

treten, und hat eine andre schon viel bestimmtere Gestalt angenommen. Zwar möchte, daß nun auch die Partheyen des Auslandes in ihrem politischen Zwiespalt, in die deutsche Litteratur eingetreten, zunächst nicht als ein sonderlicher Gewinn erscheinen. So wurden wir einige Jahre überschwemmt mit einer Fluth von liberalen Flug- und Zeitschriften, kleinen Büchern und Zetteln, fliegenden Blättern aller Art und in jeglicher Form, die allen grünen und allen dürren Boden bedeckten, wie ein verderbliches Heuschrecken-Heer, so daß kaum mehr ein Raum übrig zu bleiben schien, für ein gediegeneres Werk der ernsten Litteratur. Wenn nun aus der ganzen Masse dieser politischen Zeitschriftstellerey, die viel geringere Anzahl der Oppositionsstimmen gegen das vorherrschende System aller großen und kleinen liberalen Wünsche mit eingerechnet, nur Ein Görres als Nationalschriftsteller und bewährter deutscher Charakter in bleibendem Werthe für die Zukunft hervorgetreten ist, so kann dieser Eine Mann für viele gelten, als ein hinreichender Gewinn und Ersatz für alle übrigen, die der Vergessenheit anheim fallen müssen, und dürfen wir es wenig bedauern, wenn der ganze Insektenschwarm, der sich einige Jahre hindurch so emsig bewegte, und alles mit seinem Summen erfüllte, so wie eine kältere Temperatur in der obern Welt-Region eingetreten, ziemlich bald wieder in den leeren Raum, aus welchem er hergekommen war, entflogen und zergangen ist. Das ganze Uebel ist vielleicht nicht von so ernsthafter Art, wenigstens nicht von Dauer gewesen; viel tiefer schädlich aber würde es seyn, wenn die Vertheidiger der guten Sache, der legitimen Gerechtigkeit und der christ-

lichen Wahrheit, durch den Streit und während desselben, selbst in das Absolute und in die Blendungen einer leidenschaftlichen Übertreibung und in jenen Ton geriethen, der die Ultraschriftsteller des Auslandes bezeichnet; denn solche Ultraschriftsteller sind dem deutschen Geiste einmal nicht angemessen, wo alle unfriedliche Herbigkeit in der Meynung selbst, oder in der Äußerungsform dem guten Eindruck nur schaden kann. Jede Verschiedenheit der Meynung in Deutschland, sie sey philosophisch oder politisch, berührt früher oder später unsre alte Wunde, den bey uns entstandenen, und seit drey Jahrhunderten einheimisch gewordenen Glaubens-Zwiespalt. Wer fühlt aber nicht, daß dieser, daß das innere religiöse Gefühl eines jeden Individuums, als eine Gewissenssache und etwas heiliges, nur mit der tiefsten Schonung berührt werden darf und behandelt seyn will? Daß diese Mäßigung, die nicht aus der Halbheit, sondern aus der Gewissenhaftigkeit der Gesinnung hervorgeht, mit der größten Entschiedenheit derselben vereinbar ist, wird leicht einem jeden einleuchten, ja sie wird um so mehr vorwalten, je mehr der Glaube an die Wahrheit sich selbst klar geworden, und zur höchsten Gewißheit gediehen ist.

Überlassen wir daher alles Ultrawesen in Religion und Politik dem Auslande, da selbst der Haß gegen das Christenthum, die eigentlich antichristliche Gesinnung, durch welche sich die niedrigste Stufe der liberalen Parthey hie und da auch in Deutschland, so höchst verwerflich charakterisirt, durch die Erwiederung des Hasses nicht vertilgt oder besiegt werden, vielmehr die reine Sache der christlichen Wahrheit und Gerechtigkeit dabey selbst nur einen Flecken durch die

unedle Beymischung erhalten würde. Was aber die politische Zeitschriftstellerey betrifft, die wir nicht umhin konnten zu erwähnen, so darf doch dabey nicht verkannt werden, daß diese neue dem deutschen Geist in solch' überwiegendem Maaße auf die Länge gewiß nicht angemessene, und ihm von Natur gar nicht zusagende politische Richtung aller intellektuellen und litterarischen Thätigkeit für die vaterländische Historie auch in der neuesten Zeit viele gute Frucht getragen hat, zunächst in der Hervorbringung so mancher gediegenen Werke historischer Forschung und Darstellung, besonders aber auch durch die Gründung eines würdigen deutschen Vereins zu diesem vaterländischen Zwecke. Nun ist die Überzeugung unter den Gutgesinnten aller Partheyen wohl schon ziemlich allgemein, und den Meisten klar und gewiß geworden, daß der falsche Anhaltspunkt in dem Streit der Meynungen und der Interessen nur in dem Positiven gefunden werden, und nur dieses den chaotischen Zustand enden, und ein organisch geordnetes Daseyn von neuem wieder begründen kann. Vergebens aber würde man für das Leben und den Staat, wie in der Wissenschaft hoffen, diesen sichern Grund und Stützpunkt in einem bloß irdisch Positiven zu finden, es sey welcher Art es wolle, so lange nicht das göttlich Positive hinzukommt, als Träger und zusammenhaltende Lebenskraft des Ganzen. Wo sollen wir aber dieses göttlich Positive anders suchen als da, wo es uns schon lange gegeben ist, sobald wir es nur finden wollen: in der Religion, in der göttlichen Offenbarung, und in der christlichen Philosophie, als einem treuen Abdruck derselben in wissenschaftlicher Form zu allgemeiner praktischen Anwendung? —

Alles was zu dieſem Ziele bewußt oder unbewußt hinwirkt, was irgend in dieſem Sinn und Geiſt geſchieht von der einen oder von der andern Seite, das iſt gut und löblich und heilſam. Wenn daher auch in dieſer neueſten Zeit höchſt ehrenwerthe Proteſtanten wie Planck, Neander, Kanne, Daub, die Göttlichkeit der Bibel, und die Gottheit Chriſti auf durchaus eigenem, und in dieſem Sinne auch neuem Wege laut bekennen und darlegen, ſo iſt dieß nur ein Zeugniß mehr für die Sache der Wahrheit, und eine neue Gewährleiſtung des Sieges, der ihr verbürgt iſt. Freylich aber führt uns jene ganze Frage von dem göttlichen Poſitiven und die Überzeugung, daß nur in ihm, in dem Chriſtenthume nämlich, der intellektuelle und damit auch der moraliſche Frieden für die Welt gefunden werden kann, auch wieder zurück auf den alten Zwieſpalt des deutſchen Glaubens. Hier iſt der Punkt, von welchem die Heilung ausgehen muß, denn von da hat das Uebel ſeinen Urſprung genommen. Jene ſo lange gewünſchte und ſo oft vergeblich geſuchte Wiedervereinigung des Glaubens, kann aber freylich auf dem gemeinen Wege menſchlicher Ausmittlung nicht gefunden werden; nicht durch ein bloßes gegenſeitiges, wenn auch noch ſo gut gemeintes Nachgeben, und nicht durch eine diplomatiſche Verhandlung; überhaupt iſt es kein Menſchenwerk, ſondern es muß von Gott kommen, der ſeine Werkzeuge ſchon dazu finden, und diejenigen, welche von ihm auserſehen ſind, mit der Kraft des heil. Geiſtes erfüllen wird. Menſchlicher Weiſe läßt ſich nur das dazu beytragen, und nur dadurch der hohen Abſicht entgegen kommen, daß wir jene unentſchloßne Halbheit der Geſinnung von uns abthun, welche

uns so oft zurückhält, den letzten Schritt in der Anerkennung der Wahrheit getrost daran zu setzen. Wohl ist es in manchen Anzeichen sichtbar, und kann der Bemerkung nicht entgehen, wie die Epoche jener Wiedervereinigung in der großen Weltbahn der Vorsehung zu unsrer Zeit schon um vieles näher heranrückt, und darum kann es auch nicht länger verschwiegen noch umgangen werden, dieses zur Sprache zu bringen. Auch ist hier der Ort davon zu reden, wo wir das intellektuelle Leben in seiner Entwicklung durch alle Zeiten hindurch betrachtet und begleitet haben; denn was wäre wohl dem deutschen Geiste Noth, als nur alle die rege gewordenen aber noch gährenden Kräfte aus der chaotischen Zerstreuung zu concentriren, und dadurch eine wahrhafte deutsche Schule, als Inbegriff aller intellektuellen Bildung zu begründen, und wie könnte für diese die ihr immer und überall noch fehlende Einheit und Harmonie wohl gefunden und erreicht werden, als in jenem höhern religiösen Frieden?

Ich habe in diesem Werke überhaupt die Litteratur, mit Inbegriff der Philosophie, nicht etwa nur aus dem gewöhnlichen kritischen, bloß philologischen oder auch künstlerischen Gesichtspunkte betrachten wollen; sondern es war meine Absicht, das gesammte intellektuelle Leben in seiner Entwicklung und seinem Fortgange bey den vornehmsten Nationen des Alterthums und des neuern Europa durch alle Zeitalter hindurch fortzuführen und dadurch einen lebendig vollen und geschichtlich vollständigen Begriff hervorzubringen von jener großen intellektuellen Macht, welche die ganze höhere Geistesbildung des Menschen, oder alle Wis-

ſenſchaft und Darſtellung, Erkenntniß, Forſchung und Kunſt, in ſich faßt, die in der Rede oder durch das Wort wirken; welche geiſtige Macht in ihrem Gegenſatz gegen Staat und Kirche, und in ihrem mannichfachen Verhältniß zu beyden, wie es auch in dieſem Werke oft berührt ward, wir unter dem Namen der Schule zuſammen faſſen.

Dieſen Standpunkt wollen wir jetzt zum Schluß noch einmal beſonders herausheben, indem wir einen Rückblick auf die ganze Entwicklungsreihe dieſer Betrachtungen werfen, damit das Reſultat des Ganzen für die jetzige Epoche deſto klarer hervortrete. Vier Gewalten ſind es vorzüglich, welche die menſchliche Geſellſchaft zuſammenhalten und bewegen, und welche eben dadurch nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der innerhalb einer jeden Sphäre lenkenden und entſcheidenden Kraft, und des ihr beſonders vorgeſteckten, und das Ganze vereinenden Zieles, auch eine vierfach verſchiedene Art und Form jeglichen menſchlichen Vereines begründen. Dieſe ſind, um mit der niederſten Stufe anzufangen, zuerſt die Macht des Geldes und des Handels, welche durch alle Staaten hindurch über die ganze civiliſirte Welt ſich erſtreckt, und die entfernteſten Theile derſelben in eine mannichfache, auch für die intellektuelle Bildung oft ſehr wichtige und folgenreiche Berührung ſetzt. Dieſe Verbindung nennen wir in einem weitern weltgeſchichtlichen Sinne die Gilde. Sie geht uns hier weniger an; die nächſte und mächtigſte von allen iſt dann die Gewalt des Schwerdtes, oder der Staat; dieſes Schwerdt der Gerechtigkeit aber ſoll nicht den Krieg ſelbſt zum Zweck haben, ſondern auch im Kriege nur auf die Erhaltung des äußern und des bürgerlichen Frie-

dens gerichtet seyn, welches Ziel nie erreichbar ist, wenn nicht auch der innere, moralische und intellektuelle Frieden durch Religion, gute Lehre und rechte Geistesbildung gesichert und befestiget ist. Die dritte unter diesen vier großen Gewalten ist die Gnadenkraft der göttlichen Weihe, auf welcher alle Art von Priesterthum und jeder kirchliche Religions-Verein beruht, der allein den innern Frieden herbeyführt und auch dem äußern die höhere Sanction gibt. Was würde uns auch das ganze materielle Leben frommen, dem der Staat seinen rechtlichen Bestand sichert, und welches jene äußere Cultur, die aus dem Kunstfleiß und Gewerbe hervorgeht, und die in ihrem letzten Grunde auf den Handel beruht, so reichlich ausschmückt, wenn es nicht der Träger eines andern und höhern intellektuellen Lebens wäre? Dieses höhere intellektuelle Leben aber wird zunächst in der Religion, und als ein gemeinsames der ganzen Menschheit zuständiges Eigenthum, in der Kirche genährt und entfaltet, deren geheiligtes, weltumfassendes Band die im Staatsverhältniß getrennten Nationen wieder verbindet, und in der Zeit die spätern Generationen an die früheren anknüpft. Zugleich aber wird es auch durch die Schule erregt und entwickelt und von einem Zeitalter auf das andre fortgepflanzt; welcher intellektuelle Verein als die vierte Art und Form von jenen vier bezeichneten Hauptvereinen der menschlichen Gesellschaft mit dem Staat und der Kirche im mannichfaltigsten und innigsten Verhältniß steht; indem die Schule mit der letzten in manchen Zeitaltern, wo alle weltliche Kunst und Wissenschaft mit der göttlichen Eins ist, näher verknüpft, oder völlig vereinigt, in an-

dern Zeitaltern aber wieder weiter von ihr abgesondert, und schärfer getrennt erscheint, wie in den letzten drey Jahrhunderten, wo dann der Staat sich ihrer Lenkung bemächtigt, oder falls dieses auf die rechte Weise zu thun vernachläßigt wird, auch sie wie jedes andre freye Gewerbe, in die Abhängigkeit vom Publikum und der herrschenden Modeneigung und eben dadurch von mancherley Privatwillkühr und schließlich von irgend einem Geldinteresse geräth, an das die Sicherung der äußern Existenz geknüpft wird. Die verschiedenen Wirkungen dieses dreyfachen Abhängigkeitsverhältnisses für die Schule, und besonders auch die nachtheiligen Folgen des letzteren, sind im Laufe dieses Werkes oft genug berührt worden, und bedürfen wenigstens für diesen Zweck, hier keiner weitern Auseinandersetzung. Die eigentliche bewegende Kraft in diesem unsichtbaren Reich der Gedanken und intellektuellen Verein, der durch alle Zeitalter fortströmt, und auch von einer Nation zur andern, obwohl in langsamer Verpflanzung sich hinüber streckt, ist die Macht des Wortes, wie solches dem Geiste des Menschen, als seine wesentliche Idee von Grund aus eingebohren, sich in aller Poesie und Erkenntniß mannichfaltig ausbreitet und ans Licht tritt. Daß aber das Wort der Kunst, der Geschichte und der Wissenschaft, nur eine weitere Entfaltung, Erklärung, bildliche Umhüllung, oder Anwendung ist, von dem unvergänglichen Worte der göttlichen Offenbarung, als ihrer ursprünglichen Quelle und der ersten Wurzel, aus welcher alle jene verschiedene Zweige hervorgehen, darauf hat uns diese Geschichte der Geistesbildung aller Nationen, oft genug und eigentlich überall hingewiesen.

Betrachten wir nun den gesammten Baum der Kunst und Erkenntniß und wissenschaftlichen Überlieferung, wie er sich in seiner ersten Abstammung und nach seiner ganzen Verzweigung, durch alle Zeiten und Sprachen, durch alle Stufen der Bildung und der Religion ausbreitet, so haben wir die mannichfachen Äste und Zweige desselben vorzüglich bey zehn Nationen verfolgen und nachweisen können. Wir führten den betrachtenden Blick zuerst auf die grünenden Fluren und reichbewachsnen Gefilde der griechischen Sage und Kunst, als den klaren Anfang aller geistigen Bildung. Die Erforschung des tiefern Ursprungs aber führte uns weiter zurück in den Orient, wo wir zuerst die erstaunenswerthen indischen Erzeugnisse erblicken, die noch wie Riesentrümmer und Felsenstücke der Urwelt aus den Schöpfungsfluthen hervorragen. Im Mittelpunkte dieser untergegangenen, ältesten Vorzeit aber legte Moses auf dem festesten jener Urfelsen den Grund zu dem Tempel der hebräischen Weissagung, dessen Lichtgebäude die älteste persische, dichterische und heilige Sage, mit einem noch verwandten Schimmer und Abglanz umstrahlt, so weit sich diese noch aus dem falschen, arabischen Glauben rein ausscheiden läßt. Beyde Elemente der Geistesbildung, sowohl das griechische als das orientalische, nehmen ihren Durchgang durch die ernste Römerwelt hinüber in die christlichen Zeiten, wo auf die altnordische Wurzel ein neuer Stamm veredelter Geistesbildung lebendig eingepflanzt wird, der sich bey den vier gebildetsten Nationen des Abendlandes, bey den Italiänern und Franzosen, den Spaniern und Engländern, in der Poesie und Kritik, und in mancherley Kunst und ächter oder un-

ächter Geiſtescultur und Philoſophie auf das mannichfaltigſte und glücklichſte entfaltet hat. Den gemeinſamen und alles verknüpfenden Träger für die intellektuelle Bildung dieſer vier Nationen romaniſcher Abſtammung aber, bildet der deutſche Geiſt, dem es ſo wie er die eine germaniſche Wurzel zu der ganzen Entwicklung des neuen chriſtlichen Lebens hergegeben, und wie der große intellektuelle Bruch über Europa von ihm ausgegangen, nun auch ſichtbar vorbehalten iſt, den letzten Schlußſtein des Ganzen zuerſt zu Tage zu fördern; damit wie einſt der Zwieſpalt ſo auch jetzt das neue Licht von hier aus ſich über die anderen Nationen verbreiten könne. Die Geiſtescultur jener Nationen beruht noch auf den mehrmals erwähnten, und charakteriſirten vier Elementarkräften des gewöhnlichen äußerlichen Bewußtſeyns; je nachdem Kunſtſinn und Fantaſie wie bey den Italiänern, Vernunft und Rhetorik, wie bey den Franzoſen, der kritiſche Verſtand und hiſtoriſche Darſtellung wie bey den Engländern oder ein mächtiges Nationalgefühl und lebendige Poeſie, wie bey den Spaniern, den vorherrſchenden Mittelpunkt des Ganzen bilden; der deutſche Geiſt aber ſtrebt tiefer in die verborgenen Principien des innern Lebens, wo jene Elementarkräfte nicht mehr getrennt erſcheinen, ſondern aus der gemeinſamen Wurzel die vollſtändige Kraft des lebendigen Bewußtſeyns im Denken und Bilden hervorgeht. Zwar ſtanden auch hier noch in der vorletzten Epoche jene Höhen und Tiefen der Vernunft und der Fantaſie, bey denen wir die Betrachtung früherhin verließen, iſolirt und getrennt gegen einander; aber ſchon iſt in der pſychiſchen Erkenntniß der große Wendepunkt erkennbar, in welchem

beyde Elemente zur lebendigen Durchdringung gelangen, und von wo aus ſich ein factiſch begründeter und geſchichtlich klarer Spiritualismus über alle Regionen des intellektuellen Lebens verbreiten muß, und darum wird dieſe neue Bahn in der Erkenntniß des Unſichtbaren wichtiger in ihren geiſtigen Folgen ſeyn, als es vor drey Jahrhunderten die Entdeckung des neuen Erdtheils, oder des wahren Weltſyſtems, oder irgend eine andre jemals geweſen. Die intellektuelle Aufgabe des Zeitalters aber, als die Idee, welche in der jetzigen Epoche nach der Beſtimmung des deutſchen Geiſtes herausgearbeitet werden ſoll, läßt ſich wohl nicht anders bezeichnen, als daß es ſey die vollſtändige Anerkenntniß, und durch alle Weltalter durchgeführte Auffaſſung, und eben dadurch zu Stande gebrachte Erneuerung und lebendige Wiedergeburth, des in der zeitlichen Wiſſenſchaft und Kunſt ſich abſpiegelnden und ausſtrahlenden ewigen Worts; welche Idee ganz nahe zuſammenhängt mit der vorhin erwähnten Wiedervereinigung des Glaubens ſelbſt, ſo wie auch des Glaubens und des Wiſſens. Dieſes wieder Eins gewordene Wiſſen aber, welches wir noch nicht anders zu benennen vermögen, als mit dem Namen der chriſtlichen Philoſophie, läßt ſich nicht machen wie ein Syſtem, oder ſtiften wie eine Secte, ſondern wie ein lebendiger Baum muß es hervorwachſen aus der Wurzel der als göttlich erkannten Offenbarung. Die Welthiſtorie und Mythologie, das Reich der Sprachen und die Naturwiſſenſchaft, Poeſie und Kunſt bilden nur die einzelnen Strahlen für dieſes Eine Licht der höchſten Erkenntniß. Und ſo wie dieſes voller heranbricht, ſo wird auch der in der welthiſtoriſchen Forſchung, oder

in der Naturphiloſophie hie und da noch herumdämmernde Pantheismus vollends verſchwinden, und in Schatten zurückweichen, vor der wiedererkannten Wahrheit und Kraft des göttlich Poſitiven, wie ſich daſſelbe in wachſender Vollkommenheit immer herrlicher entfaltet. Es werden dann auch die Denkenden Aller Art den Fortgang der wahren Zeit, der von dem was die Welt den Zeitgeiſt nennt, ſo ganz verſchieden iſt, richtiger erkennen, und es werden nicht mehr ſo viele ausgezeichnete Geiſter, wie aus dem Traume fortreden, wo ſie vor zwanzig Jahren ſtehen geblieben waren, als ob ſie eine oder zwey Generationen der Welt verſäumt und überſehen hätten. Auch über das Gebiet der Kunſt mag ſich dann wieder ein neuer Lebens-Odem verbreiten, und ſtatt der falſchen Fantasmagorie unſrer verzerrten tragiſchen Gebilde, mag dann eine höhere geiſtige Poeſie der Wahrheit hervortreten, welche nicht bloß die Sage irgend eines Zeitalters oder einzelnen Völkerſtammes, in beſchränktem Fantaſieſpiele nachbildet, ſondern in der irdiſchen Hülle, zugleich auch die Sage von Ewigkeit, das Wort der Seele, im ſinnbildlichen Gewande der Geiſte welt abſpiegelt. Überhaupt aber iſt jenes Eine Licht nicht auf die Gränzen eines einzelnen Geiſtes oder nur auf eine Form und beſondere Region der geſammten Geiſtesbildung eng beſchränkt; ſondern die mannichfaltigſten Gaben und Talente müſſen zur Förderung jener Wiedergeburth, und zum Wachsthum, und zur vollſtändigen Entfaltung jenes Baumes der guten und heilſamen Erkenntniß des Lebens beytragen. Denn ſo wie in dem großen Schöpfungsreiche in verſchiedener Weſenſtufe bloß dienende und mitwirkende, oder auch kindlich ſpielende Naturen,

dann ſuchende und liebende, oder endlich auch höhere und leuchtende Naturen, in der mannichfachſten Weiſe zur Verherrlichung des Schöpfers zuſammenſtimmen; ſo iſt es auch in der kleinen Menſchenwelt, als dem Nachbilde des Ganzen beſchaffen, und ſo wird auch in ihrem geiſtigen Mittelpunkt, dem Gebiete des intellektuellen Lebens und Wirkens, jene vierfache Art von geringeren und höhern Naturen deutlich wahrgenommen und leicht unterſchieden. Darin liegt auch die Erklärung, warum wir in dieſer hiſtoriſchen Darſtellung neben dem Größeren auch das Kleinere nicht unbemerkt gelaſſen, ſondern überall geſchichtlich treu zu bezeichnen geſucht haben, inſofern ſolches zum Wachsthum und zur mannichfachen Entfaltung des Ganzen mit beyträgt; und es kann dieſer Begriff von den verſchiedenen Stufen der geiſtigen Naturen zugleich den Maaßſtab abgeben, der jedem Einzelnen, was in dieſem Werke mit erwähnt und charakteriſirt iſt, dem Niedern wie dem Hohen, dem Guten wie dem Uebeln, ſeine rechte Stelle und Geltung, und damit auch ſeine wahre Bedeutung anweiſt.

Gedruckt bey Franz Ludwig.

Inhalt.

Seite.

Neunte Vorlesung.

Italiänische Litteratur. Allegorischer Geist des Mittelalters. Verhältniß des Christenthums zur Poesie. Dante, Petrarca und Boccaz. Charakter der italiänischen Dichtkunst überhaupt. Lateinische Dichter der Neuern, und nachtheiliger Einfluß derselben. Altrömische Denkart und Politik. Machiavelli. Große Entdeckungen des funfzehnten Jahrhunderts. . . 7

Zehnte Vorlesung.

Einige Worte über die Litteratur der nördlichsten und östlichen Völker in Europa. Über die Scholastik und deutsche Mystik des Mittelalters. 32

Eilfte Vorlesung.

Allgemeine Betrachtung über die Philosophie vor und nach der Reformation. Poesie der katholischen Völker, der Spanier, Portugiesen und Italiäner. Garcilaso, Ercilla, Camoens, Tasso, Guarini, Marino und Cervantes. 72

Zwölfte Vorlesung.

Vom Roman. Dramatische Poesie der Spanier. Spenser, Shakspeare und Milton. Zeitalter Ludwig XIV. und französisches Trauerspiel. 108

Dreyzehnte Vorlesung.

Philosophie des siebzehnten Jahrhunderts. Baco, Hugo Grotius, Descartes, Bossuet, Pascal. Veränderung der Denkart, Geist des achtzehnten Jahrhunderts. Schilderung des französischen Atheismus und Revolutionsgeistes. 155

314

Seite.

Vierzehnte Vorlesung.

Leichtere Geistesprodukte der Franzosen und Nachahmung der Engländer. Modewerke der Litteratur in Frankreich und England. Moderner Roman. Rousseaus und Buffons Prosa; La Martine. Volkslieder in England, Scott und Byron. Neueres italiänisches Theater. Kritik und historische Kunst der Engländer. Skeptische Philosophie und moralischer Glauben. Rückkehr zu einer bessern und höhern Philosophie in Frankreich. Bonald und St. Martin, La Mennais und Graf Maistre. William Jones und Burke. 193

Funfzehnte Vorlesung.

Rückblick. Deutsche Philosophie. Spinosa und Leibnitz. Deutsche Sprache und Poesie im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert; Luther, Hans Sachs, Jakob Böhme. Opitz, schlesische Schule. Entartung des Geschmacks nach dem westphälischen Frieden; Gelegenheitsgedichte. Deutsche Dichter aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Friedrich der Zweyte. Klopstock; Messiade und nordische Götterlehre. Wielands Rittergedichte. Einführung der alten Sylbenmaasse in die deutsche Sprache und Vertheidigung des Reims. Adelung, Gottsched und sogenanntes goldnes Zeitalter. Erste Generation der neuern deutschen Litteratur oder Periode der Stifter. 230

Sechszehnte Vorlesung.

Blick auf das Ganze. Epoche der genialischen Schriftsteller. Richtung der Poesie auf die Natur, die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit. Deutsche Kritik, Lessing und Herder; vorherrschende ästhetische Ansicht. Lessing als Philosoph, Denkfreyheit und Aufklärung; Kaiser Joseph der Zweyte. Charakter der dritten Generation, Kantische Philosophie; Goethe und Schiller. Aussicht in die Zukunft; Fichte und Tieck. Welthistorische Bedeutung der deutschen Litteratur und Begriff der jetzigen Epoche. 276

[illegible] 292

Digitized by Google

3.4

10. 8. 282

3. 5 4. 15,